

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 51 (1943)

Artikel: Das Glarnerland in den Reiseberichten des XVII.-XIX. Jahrhunderts
Autor: Gehring, Jacob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JACOB GEHRING

DAS GLARNERLAND
IN DEN REISEBERICHTEN
DES XVII.—XIX. JAHRHUNDERTS

DAS GLARNERLAND IN DEN REISEBERICHTEN DES XVII.—XIX. JAHRHUNDERTS

I. Uebersicht

Die vorliegende Arbeit wurde seinerzeit begonnen in der Hoffnung, zweckdienliche Auskünfte für des Verfassers »Glarnerische Musikpflege« zu finden; sie wurde fortgeführt in der Absicht, durch Sammlung — d. i. gleichzeitig Zugänglichmachung — und Sichtung der in den verschiedensten Archiven und Bibliotheken zerstreuten Reiseberichte aus dem Glarnerland von 1665—1852, einen Beitrag zur glarnerischen Kulturgeschichte zu liefern.

Als Hauptgegenstände des in diesen Reiseberichten Festgehaltenen können a priori bezeichnet werden: Landschaft und Mensch. Man darf erwarten: Aeüßerungen über des Glarners Wohnung, Nahrung, Kleidung und Lebenserwerb, über seine Gestalt und seinen Charakter, über Sprache, Bildung, Sitten und Gebräuche, über Staats- und Kirchenwesen, über zufällige und gesuchte Begegnungen und Tagesereignisse, über den Eindruck der Tal-, Alpen- und Hochgebirgslandschaft. Gewiß empfangen wir durch die Reiseberichte auch einen Begriff von der Art zu reisen in vergangenen Zeiten.

Die Bedeutung der Reiseberichte ist aber nicht ausschließlich unter dem Gesichtswinkel eines Lesers von heute zu betrachten. Je nachdem ein Bericht Manuskript blieb oder gedruckt wurde, vermittelte er einem engeren oder weiteren Kreise eines bestimmten Reisenden persönliche Eindrücke. Konnte es den Glarnern recht sein, wenn ihre Heimat und die glarnerische Art, darin zu leben, bekannt gemacht wurde?

Der englische Gesandte in der Schweiz, *Abraham Stanyan*, schrieb 1714: Le peu de connoissance qu'on a de la Suisse a été souvent pour moi un sujet d'étonnement... Je ne puis attribuer cette ignorance générale qu'au mépris que bien des gens ont pour ce pays;

mais je dirai que ce mépris ne peut être que le fruit de l'ignorance . . . »

Noch 1741 liest man im 6. Stück der von *Bodmer* und *Breitinger* herausgegebenen »*Helvet. Bibliothek*«, daß zur Zeit das Bild der Schweiz in der Vorstellung des vornehmen wie des gemeinen Pöbels unter den Ausländern sehr verzeichnet sei.

Schon 1722 baten dieselben *Bodmer* und *Breitinger* im Auftrage der Gesellschaft der Sittenmaler in Zürich den Schwander Pfarrer *Joh. Heinrich Tschudi* um Beiträge von Glarus, da sie von keinem Kanton weniger Kenntnisse hätten über *Erziehung, Gesellschaft, Kleidung, Unterhaltung, Gebräuche, Neuigkeiten, Beispiele edler Handlungen usw.*

Hätte allenfalls ein sich völlig selbst versorgender Kanton es wagen können, eine chinesische Mauer um sich zu ziehen, so war das Glarnerland hiezu gar nicht in der Lage. Es lag aus wirtschaftlichen Rücksichten sehr in seinem Interesse, bekannt und erschlossen zu werden. Aber noch aus einem andern Gesichtspunkte heraus mußte es Besucher wünschen. Bischof *Ranutio Scotti* ließ sich im ersten Teil seiner »*Helvetia Profana e Sacra*« u. a. wie folgt über das Glarnerland vernehmen: »*Questa Valle porta vanto di perfettissimo formaggio, che, lasciando un tal sapore su la lingua, accomoda il palato a gustar il vino più dell'usato; onde appresso la nazione è in gran pregio*« (1642).

Im allgemeinen gebrauchten, bis 1760 gangbarsten Geographiewerk des *Joh. Hübner* war zu lesen: »Die Einwohner des Cantons Glarus sind kurz angeritten, und wenn es ihnen nicht nach Wunsch gehet, so greifen sie gleich zum Stricke«.

Es konnten also verantwortungsbewußte Reisende den Dank des Landes sich erwerben durch Berichtigung falscher Vorurteile, durch Verkündung seiner Vorzüge, und nicht zuletzt durch wohlmeinende Kritik an den wahrgenommenen Uebelständen.

Der erste, älteste aus der langen Reihe der in dieser Arbeit angeführten Berichte bezieht sich auf eine Reise des Jahres 1665. Zu diesem Zeitpunkt brauchte unser Land nicht erst (in geographischem Sinne) »entdeckt« zu werden, und bald wurde auch der Knabe geboren, der als Mann seinen Mitbürgern die erste systematische »Beschreibung von dem Land Glarus, dessen Gelegenheit, der Einwohneren Arth und Beschaffenheit, Polizey und Regiment etc.« schenken sollte.

Was dieser J. H. Tschudi 1714, was Christof Trümpi 1774, Dr. J. Blumer 1809, Melchior Schuler 1836, Blumer und Heer 1846 über den jeweiligen Zustand ihrer Heimat aussagten, war einmal stets ein Ganzes, und war in seiner Ganzheit so zuverlässig, daß ein gleichzeitiger Reisebericht jene Vorzüge kaum erreichen, geschweige denn übertreffen konnte. Mit fortschreitender Zeit mußte notgedrungen allerdings jede dieser Arbeiten in dieser oder jener Hinsicht veralten und konnte in mehr oder minder wichtigen Einzelheiten wohl durch einen jüngeren Reisebericht korrigiert werden.

Im Gegensatz zu den in wissenschaftlicher Absicht verfaßten Beschreibungen der genannten Glarner Historiker handelt es sich in den allermeisten der vorliegenden um Reiseberichte, die an sich nicht reine Wissenschaft sind, noch sein wollen, deren meiste aber ganz oder teilweise doch ernst genommen und von der Wissenschaft als Belege benützt werden können.

Was den Bericht des reisenden Gebildeten von der wissenschaftlich-systematischen Darstellung grundsätzlich unterscheidet, ist sein *Charakter des Erlebnisberichtes*, dessen einfachste, natürlichste Formen die gefühlsbetonte des Tagebuches und Reisebriefes bilden. Der Anspruch, daß sie das aus genannten wissenschaftlichen Darstellungen uns bekannte Bild von Land und Leuten wesentlich verändern, ist unbillig. Sicher ist, daß durch ihre Schilderungen manch ein Pinselstrich hinzukommt, der zu seiner Bereicherung gereicht; und vor allem erhöht sich dadurch gelegentlich dessen Lebendigkeit.

Von rund sechzig der in den Jahren 1663 bis 1852 unser Land besuchenden Reisegästen besitzen wir irgendwelchen handschriftlichen oder gedruckten, d. h. zu privatem Gebrauch oder für die Öffentlichkeit bestimmten, summarischen oder ausführlichen, kunstvoll oder lässig geformten Bericht über ihre Reise. Die Mehrzahl der fremden Gäste hielt sich nur für kurze Zeit, manchmal nur während mehrerer Stunden, im Lande auf. Es wäre voreilig, deswegen, weil so ein Schnellbesucher unmöglich eine umfassende Darstellung von Land und Leuten bieten kann, seinen Bericht unbesehen abzutun. Ist der Reisende aufgeschlossen, gebildet und erfahren, und scheut er die Mühe nicht, so schaut er während eines kurzen Aufenthaltes — weil er besser schaut — auch mehr, als der stumpfen und trägen Geistes wochenlang im Land Weilende. Wer möchte bestreiten, daß schon ein einzelner Zug aus dem Leben des Volkes für dessen Charakter bezeichnend sein kann? Und daß die Natur zum starken Erlebnis werde, dazu genügt ein einziger Spaziergang!

Als Fremder ist der Reisende dem Mißverstehen anderer Sitten und Gebräuche ausgesetzt, genießt dafür aber den Vorteil, daß er das Neue aufnimmt mit von der Gewohnheit noch nicht abgestumpften Sinnen. Auch besitzt er die Distanz zum Objekt, die der Einheimische meist vermissen läßt. Nicht leicht z. B. gewinnt dieser eine sachliche Einstellung zu dem von ihm selbst mitgeschaffenen Dialekt. Nicht leicht erlebt er die Majestät der Gebirgswelt mit der Kraft dessen, der des Anblicks ihrer Größe nicht gewohnt ist. Und in allen sein Land angehenden Fragen ist er Partei. Kommt der Fremde, wie in der Regel, aus größeren Verhältnissen, so gewinnt er leicht die Höhe der Vogelschau, indes der Eingeborene eher der Gefahr verfällt, aus der Froschperspektive zu betrachten.

Was des Fremden Erlebnisberichte bieten können, sind »Momentaufnahmen« — nebst Betrachtungen darüber. Je nachdem der Zufall ihn begünstigt oder nicht, je nachdem die Wahl der »Momentaufnahmen« mehr oder weniger geschickt und wesentlich sich erweist, je nach dem Grad der Tiefe der Betrachtung, der Kraft des Ausdrucks, stellen wir den Bericht dieses Reisenden höher als den jenes andern.

Zu oberst in der Rangfolge steht der Schriftsteller, dessen Bericht ebenso reich, als richtig und tief, und außerdem literarisch wertvoll sich erweist. Welche Stufenleiter von der Höhe dieses Produktes hinunter in die Tiefe platten Geschwätzes oder geschäftstüchtiger Aufschneiderei!

Aber auch innerhalb ungefähr der gleichen Rangstufe — die ja nicht nach Millimetern auszumessen ist — welche Unterschiede der Persönlichkeit! *Stets sieht jeder nur das, wofür er »ein Auge hat«.* Der mit seinem Knaben eine Lustreise ins Rheintal unternehmende »Arme Mann im Tockenburg« bemerkt: »Ich mußte mich oft verwundern über die Kindheit meines Knaben, der das Merkwürdigste nicht achtete, dem etwas Kindisches merkwürdig war, so daß er kaum davon wegzubringen war«.

Aber auch derselbe Gegenstand wird verschieden geschaut, je nach Maßgabe der Aufgeschlossenheit eines Reisenden, seiner Bildung, Erfahrung, und nicht zuletzt seiner Vorurteile, mögen sie zeit-, konfessions-, alters- oder wie immer bedingt sein. Als Kind seiner Zeit verrät sich ein Reisender übrigens nicht nur in dem, was er sieht und nicht sieht, sondern auch in dem, wie er sich ausdrückt.

Drei alte Lehren findet der Leser der Reiseberichte bestätigt; erstens: Wer sucht, der findet — welche Weisheit wir nicht nur in dem landläufigen Sinne verstehen wollen, daß Beharrlichkeit des

Suchens zum Ziele des Findens führt, sondern noch mehr in dem andern, daß der im Vorurteil Befangene das findet, was er zu finden wünscht. Zweitens: Eines Mannes Rede ist keine Rede — man muß sie hören alle beede. Drittens: *Le style c'est l'homme*.

Unsere Absicht war, *alle* auf das Glarnerland sich beziehenden Reiseberichte aus genanntem Zeitraum zu erfassen. Den Begriff »Reisebericht« fassen wir so weit als möglich und lassen als solchen gelten jede Form persönlicher, auf eine getane Reise sich beziehender schriftlicher Aeüßerung. Es ist uns bewußt, daß trotz umfassender Bemühungen der und jener mit der Zeit noch auftauchende Bericht uns daran erinnern wird, daß speziell ein Vorhaben wie das gegenwärtige kaum je seine letzte Vollendung findet.

Wie der Titel dieser Arbeit solches deutlich ausspricht, interessiert uns ein Reisebericht nur, insofern er vom Glarnerland handelt, und dementsprechend beurteilen wir einen Autor nicht an seiner gesamten, sondern nur an seiner das Glarnerland berührenden Leistung. Aus dieser grundsätzlichen Einstellung heraus resultiert hie und da eine von der üblichen abweichende Wertschätzung eines Verfassers; so z. B. eine niedrigere Bourrits, eine höhere Mayers.

Die Tatsache, daß der gesunde, und vom Alter noch nicht geschwächte Mensch, wenn nur die äußern Umstände es erlauben, innerlich stets geneigt, ja begierig wäre, sich auf Reisen zu begeben, kann letztlich auf das geistige Urphänomen zurückgeführt werden, auf welches in ganz anderem Zusammenhange G. W. F. *Hegel* in seiner Gymnasialrede vom 29. September 1809 mit folgenden Worten hinweist: »Das Fremdartige, das Ferne führt das anziehende Interesse mit sich, das uns zur Beschäftigung und Bemühung lockt, und das begehrenswerte steht im umgekehrten Verhältnisse mit der Nähe, in der es steht und gemein mit uns ist.«

Gelegentlich auf die Psychologie der Reisenden einzugehen ist unerläßlich, macht sich doch neben dem Motiv des Reisens auch das des Schreibens zum Vor- oder Nachteil eines Berichtes geltend; denn anders schaut, wer eine Not- (Flüchtlings-), anders wer eine Pflicht- (wissenschaftliche), anders wer eine Lustreise ausführt; anders schreibt, wer nur zum eigenen Gebrauche, anders wer für die Wissenschaft; anders schreibt, wer für Leser bescheidenen, anders wer für solche höheren Bildungsniveaus schreibt. Im Vordergrund *unseres* Interesses steht aber immer nicht der Schriftsteller, sondern sein Objekt. Stets suchen wir in erster Linie nach des Reisenden Ein-

druck von Land und Leuten und stellen an ihn die Frage: Wie empfindest du die Eigenart unseres Alpentals und seiner Bewohner?

Wie man die Sache auch drehe und wende: um eine kategorienweise Darstellung wird man bei der Lösung einer Aufgabe wie der vorliegenden nicht herumkommen. Statt nun aber der Reihe nach zu fragen: was haben die Reisenden auszusagen über Landschaft, Menschengeschlag, Dialekt, Verfassung, Lebenserwerb, Bildung usw. — berücksichtigen wir lieber die neutrale Kategorie der Reise-Jahrzahl, welche Methode erlaubt, einen wertvollen Reisebericht in extenso wiederzugeben. Wir machen uns dabei den Standpunkt eines gebildeten, kritischen und insofern idealen Lesers aus der Zeit der Abfassung zu eigen, indem wir voraussetzen, daß er mit dem Inhalt der bereits — als Manuskript oder im Druck — vorhandenen Berichte vertraut sei und in irgendeinem Sinne über das bereits Vorhandene hinausgehe. Da nun aber Wiederholungen auch in im übrigen schätzenswerten Berichten sich finden, bleibt oft nichts anderes übrig, als die Wiederholung auszumerzen. Auszumerzen sind auch, als unweigerlich irgendwo abgeschrieben, *Résumés* der glarnerischen Geschichte und Verfassung. Angesichts eines bedeutenden geschlossenen literarischen Kunstwerkes verbietet sich natürlich der Eingriff, den die locker geformte Darstellung wohl zuläßt. Wo zahlreiche Eingriffe notwendig sind, rechtfertigt sich an Stelle bruchstückweiser-wörtlicher, die referierende Wiedergabe. Jeder der in chronologischer Reihenfolge angeführten Berichterstatter kommt nur insofern und darin zum Wort, als er eben in *irgendeinem Sinne* über seines Vorgängers Äußerung hinausgeht.

Auf Reiseberichte, die einen integrierenden Bestandteil einer umfassenden Darstellung ausmachen — wie solche bei Ebel und Steinmüller zu finden wären —, begnügen wir uns hiermit hingewiesen zu haben. Berichte von wissenschaftlichen Spezialisten wie Scheuchzer, Besson u. a. berücksichtigen wir bloß in dem, was ihr Bericht über das genannte, inzwischen längst verarbeitete oder überholte Fachwissen hinaus enthält. Wo in andern Fällen ein Autor nur teilweise Berücksichtigung erfährt, wird darüber an Ort und Stelle Rechenschaft abgelegt werden.

Bei näherem Zusehen ordnet sich die respektable Reihe der Reisenden ohne Zwang in vier Gruppen. Das Jahr 1776 bezeichnet jene Wende, herwärts welcher mehrheitlich Ausländer, rückwärts welcher mehrheitlich Eidgenossen, und zwar gesellschaftsweise, unser Land besucht haben. Dieser 1727 einsetzenden »eidgenössischen« Reisezeit geht voraus die Epoche der »Vorläufer«. Die internationale Epoche,

die mit 1776 beginnt und welche wir nicht über 1852 hinaus berücksichtigen, wird durch die Helvetik in zwei Zeiträume geschieden, während welcher die Schweiz gegenüber vor- und nachher in ihren inneren Verhältnissen einen grundverschiedenen Anblick bot.

Finden auch innerhalb der ersten und zweiten, wie der zweiten und dritten Gruppe Ueberschneidungen statt — (schon Scheuchzer reist in Gesellschaft junger Eidgenossen; Zinzendorf dagegen ist alleinreisender Ausländer) — so bestätigen auch in diesem Falle Ausnahmen die Regel.

Das zum Besuch unseres Landes treibende Motiv unserer *ersten* Gruppe von Reisenden war vorwiegend deren naturwissenschaftliches Interesse. Dementsprechend gibt ihr Bericht in erster Linie Auskunft über das hauptsächlich in ihr Blickfeld gerückte *Objekt*, wogegen das Reisesubjekt höchstens indirekt Näheres von sich verrät, so daß die Reisenden dieser ersten Gruppe kaum einen Beitrag liefern zu dem Thema: Reisen in alter Zeit. Wohl erfährt man, daß Bernoulli einen Quadranten, Scheuchzer ein Barometer mit sich führte; über ihre persönliche Ausrüstung zu dieser Reise verraten die Aufzeichnungen aber nichts. Ein anderes Gemeinsames bildet die Tatsache, daß diese Freunde der Naturwissenschaft für den Landschaftseindruck noch wenig oder gar nicht aufgeschlossen sich erweisen; insofern ihr naturwissenschaftliches Interesse befriedigt wurde, befriedigte sie auch das ganze Unternehmen. Nur in diesem Sinne kann von ihren Reisen als von Vergnügensreisen gesprochen werden.

Währenddem John Ray und Scheuchzer zum Vorteil der Wissenschaft ihre Reiseberichte zum Druck bestimmten, legte Zoller seine Eindrücke höchstens zwecks Zirkulation bei vertrauten Freunden schriftlich nieder; Balthasar und Bernoulli notierten sich dies und jenes wohl ausschließlich zu ihrem persönlichen Gebrauch. Mag auch Scheuchzer — unter den »Vorläufern« jener mit dem weitesten Horizonte — etliches berichten, was streng genommen außerhalb seines eigentlichen Vorhabens liegt, so verfällt er doch nirgends in Schwätzeereien, und wie seinem eignet auch den andern Berichten dieser Reisendengruppe das Fehlen jedes novellistischen Einschlages. Wo ein Irrtum sich einschleicht, darf stets der gute Glaube des Verfassers vorausgesetzt werden.

Die Reisen der *zweiten* Epoche werden *gesellschaftsweise* unternommen von Söhnen vermöglicher Eltern, unter Führung, Vormundschaft und Verantwortlichkeit eines geistlichen oder weltlichen Lehrers. Abgesehen von einer einzigen Ausnahme, handelt

es sich in den Reisegesellschaften dieser Epoche um solche aus Zürich, und in den Teilnehmern ausnahmslos um solche evangelischen Glaubens. Daß unter den Besuchern keine katholischen Gesellschaften zu finden sind, erklärt sich wohl aus konfessionsbedingtem Ressentiment; daß gerade Zürcher es waren, die bei uns die reisende Schweiz repräsentierten, dürfte damit begründet werden können, daß das große und bildungseifrige Zürich eher als kleinere Städte in der Lage war, mit Mitteln versehene, studierende Reiselustige zu stellen. Sobald auch, der Mittel oder Zeit wegen, eine größere Schweizerreise nicht in Frage kam, lagen die Glarner mit am nächsten. Sie waren die Nächsten nicht nur in geographischer Hinsicht: manch einer der geistlichen Führer wußte im Lande Fridolins einen Kollegen, manch einer der jungen Reisenden einen ehemaligen Hauslehrer anzutreffen. Aber auch ohne persönliche Bindungen standen Zürich und Glarus sich nahe, kraft des Andenkens an Ulrich Zwingli. Das gemischt evangelisch-katholische Regime des Landes mußte kein Hindernis, ein paritätischer Ort wie Glarus konnte vielmehr eine anziehende Merkwürdigkeit bedeuten.

Wie für die jungen Teilnehmer ein ganz außerordentlich freudiges, so bildete deren Schweizerreise für die Eltern ein nicht unbedenkliches Wagnis. Als der 18jährige *Hans Konrad Escher* (von der Linth) 1785 von seinem Vater die Zustimmung zu einer Reise ins Faucigny, Wallis und Berner Oberland erbat, schrieb ihm dieser: « Comme c'est peut-être la seule occasion dans votre vie de voir le Vallais, je consens de faire ce voyage; mais en cas que vous fussiez le seul pour le faire, je vous recommande de prendre un homme fidèle avec vous, qui connaît les principaux torrens, afin de ne jamais vous exposer trop ». Als der Sohn im Sommer des nächsten Jahres wieder von einer Schweizerreise zu reden begann, warf der Vater betroffen ein: »Du hast ja deine Schweizerreise schon gemacht!«

In den Reisen der jungen Schweizer handelt es sich um ausgesprochene Bildungsreisen, und es sollten sowohl Geist als Charakter der Reisenden Gewinn davontragen, und zwar der Reisenden einmal überhaupt als Menschen, dann noch insbesondere als Patrioten. Wie gleich der erste Bericht solches verrät, bestand zwar immer noch die Absicht, vaterländische Naturkunde zu treiben; daneben wollten aber die auf alle Fakultäten sich verteilenden Studenten Antiquitäten jeder Art besichtigen, historische Stätten, sowie gelehrte und verdiente Männer der dreizehn Orte aufsuchen.

Diese dreizehn Orte wurden zwar als Eidgenossenschaft empfunden, als die Helvetia, zu der man auch gehörte; aber die eigentliche

Patria bildete der Heimatkanton. Noch 1816 redet *Scheitlin* von Besuchen anderer Kantone als von Reisen in andere Länder.

Im Gegensatz zu den Berichten der »Vorläufer« bieten diese jüngeren Berichte Bilder einzelner Siedelungen, namentlich der des Hauptortes. Es ist nur zu natürlich, daß der jeweilige Verfasser den Flecken Glarus mit seiner Vaterstadt vergleicht, und daß z. B. der Zürcher an Glarus mehr Reize findet als der aus dem kostbar-schönen Städtlein Schaffhausen Hergereiste. Mögen die jungen Städter dies und jenes bei uns diskret belächeln (nicht ahnend, daß die Bauern der Provinz sie gescheite Herren ab und zu mal zum besten halten): was nie verfehlt, starken Eindruck auf sie zu machen, sind die kühlen Bronnen des Hauptortes, die verschwenderisch-reichen Quellen der Landschaft.

Von *Schmutz* zu *Schinz* immer sichtbarer wird die nach und nach aufdämmernde Freude an dieser (Tal-) Landschaft. Neu sind Mitteilungen über Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse, über Sitten und Gebräuche, namentlich solche kirchlicher Art.

Köchlin (1751) ist der erste, der in seinem Bericht eine Fabrik erwähnen kann. Für ihn und für *Fäsi* sind die Fabriken imponierende Waffen im Existenzkampf, die aber als zweischneidige Schwerter noch nicht erkannt werden.

Verfassungs- und Rechtsfragen werden nur ausnahmsweise einmal angetönt, und die Landsgemeinde ist für *Spleiß* nicht viel mehr als eine anziehende eigentümliche Form, die der demokratische Kanton zur Schau stellen kann. Als sichtbares Manko an der Bildung der Reiseberichte dieser Epoche fällt ihr Versagen auf gegenüber den Werken der bildenden Kunst: speziell den zahlreichen, nie aber näher beschriebenen Kunstwerken der Glarner Kirche.

Zwar ist es *Spleiß* allein, der von seinen Zöglingen als von »Junkern« spricht, doch ist festzuhalten, daß es sich in den Jünglingen ohne Ausnahme um Herrensöhne handelt, denen stets Empfehlungsschreiben hochgestellter Persönlichkeiten ihrer Heimatstadt mitgegeben wurden. Natürlich lauteten diese Schreiben wieder an gesellschaftlich einen entsprechenden Rang einnehmende Glarner, und es scheint, daß keiner von diesen es sich hat nehmen lassen, die Gäste aufs zuvorkommendste zu behandeln. Dank dieser Sitte lernen wir mehrere alte Glarner von Bedeutung, auch in ihrer privaten Sphäre kennen.

Herkunfts- und Standesbewußtsein dieser Reisenden errichteten in ihrer Denkungsart jene Vorurteilsschranke, die sie noch nicht teilnehmen ließ am Schicksal der Sennen und der Fabrikarbeiter.

Sehr bezeichnend für diese Einstellung ist eine Bemerkung Schinzens in der Vorrede zu seinem Bericht, worin er seine jungen Freunde daran erinnert, wie wehe es tue, für den Angehörigen eines niedrigeren als des einem zukommenden Standes gehalten zu werden.

Keiner der eben in Rede stehenden Reiseberichte war zum Druck bestimmt. Ihre Abfassung erfolgte in einigen Fällen wohl einzig zu dem Zwecke, das Erlebte zuverlässiger festzuhalten, als dies vom Gedächtnis allein geleistet werden kann. Schmutz, Spleiß und Schinz mögen in ihren Berichten zuhanden der Eltern der ihnen Anvertrauten Rechenschaft abgelegt haben. Von Schmutz wissen wir, daß er für diese seine schriftstellerische Arbeit sich besonders honorieren ließ, und man darf wohl annehmen, daß er sein Manuskript an seine Auftraggeber aushändigen mußte. Allen diesen Reiseberichten dürfen wir deshalb einen hohen Grad von Zuverlässigkeit beimessen, weil der Verfasser in jeder seiner Angaben von mehreren Augenzeugen sich kontrolliert wußte.

Die Reisegäste unserer *dritten* Periode rekrutieren sich aus vieler Herren Länder: aus England, Frankreich, Deutschland und Polen; neben dem Lord finden sich Marquis und Baron, und außer diesen hochadeligen Herrschaften andere wohlsituierte Respektspersonen, worunter erstmals auch Frauen und Künstler. Doppelt bemerkenswert neben ihnen wird, als Ausnahme, der Reisende einfachsten Standes, der hier erstmals auftaucht in den Personen eines Webers aus dem Toggenburg, und eines Hafners vom Zürichsee.

Es geschahen die Reisen dieser internationalen Reiseepoche gegenüber der ihr vorangegangenen aus einer veränderten inneren Einstellung heraus. Nicht mehr reisten bevormundete junge Leute aus vaterländischer Pflicht, sondern in mehrfacher Hinsicht Selbständige taten ihre Reise aus genießerischer Neugier unterschiedlichen Niveaus.

Das »Vorurteil« dieser Gruppe von Reisenden besteht in ihrer mehrheitlich geoffenbarten romantischen Einstellung, d. h. in unbewußtem Willen zum Idealisieren des Geschauten. Für die meisten bestand das Volk in den Alpen von vornherein aus ungebrochenkräftigen, genügsamen und schuldlosen, daher zufriedenen Menschen, deren Toleranz aus der Güte des Herzens hervorging. (Wie anders hätte die Bekanntschaft mit ihnen den Reisenden sonst zum bequemen Genusse gereicht?)

Eine Minderheit von Reisenden zählt nicht zu diesen »Veilchenfressern«. Sie findet nun auch den dritten Stand näherer Beachtung, ja der Teilnahme wert und interessiert sich für die staatlichen sozialen Fürsorgemaßnahmen. Sie erkennt, allerdings einseitig, vor allem rück-

sichtlich der schwankenden Konjunktur, die Problematik des Fabrikwesens, unterscheidet die Lage des Fabrikherrn von der seines Arbeiters. Es fällt der Ausdruck, fast möchte man sagen der Vorwurf: »Kapitalist«. Als andere neue Themen, die Beachtung finden, seien hervorgehoben: Volksschlag, Volkscharakter, Dialekt.

Schon um 1785 und noch um 1852 werden als »gewohnter Kehr« der internationalen Reisenden Routen bezeichnet, welche das Glarnerland abseits liegen ließen. Nach *G. E. von Haller* (1785) pflegte man von Luzern aus das Gebiet von Uri zu besuchen, dann Schwyz, Unterwalden, Bündten, Sargans, Rheintal, Turgäu und St. Gallen. *Mügge* (1852) stellt fest: »Es gibt in der Schweiz eine allgemeine Heerstraße für Touristen, von denen nur ein kleiner Teil sich absondert. Die Hauptmasse kommt über Basel oder Schaffhausen nach Zürich, geht über den Rigi nach Luzern, besucht das Berner Oberland und sucht dann seinen Weg nach Italien oder Deutschland zurück auf kürzeste Weise. ... An den Wallenstädtersee kommen die wenigsten Fremden.«

Wodurch nur geriet das abgelegene Glarnerland zunächst einmal ins *geistige* Blickfeld der Reisenden?

Da es erwiesen ist, daß des ersten »Internationalen« — daß *Coxes* Reisebriefe ansteckend gewirkt haben, genügt es, wenn wir uns um die Motivierung *seiner* Glarnerlandreise bemühen.

Der den Lord Pembroke auf dessen Schweizerreise begleitende geistliche Historiker Coxe zählt drei Gründe auf, warum die Schweiz zum Land ihrer Sehnsucht wurde: des Landes sonderbare Verschiedenheit der Regierungsformen, dessen ganz eigentümliche Schönheiten der Natur, und letztlich der die Vorstellung der Schweiz begleitende Nimbus der Freiheit.

Seine Kenntnisse von der Schweiz mag Coxe aus Stanyans »Account« (1714) geschöpft haben, welchem seinerseits als Hauptquelle Simlers »De Republica Helvetiorum« (1576) zugrunde lag. Mit bester Sachkenntnis beschreibt darin Simler u. a. vor allem auch die inneren Verhältnisse des demokratischen Ortes Glarus und gibt eine ausführliche Schilderung des Näfelser Fahrtsfestes.

Außer Stanyan könnte Coxe sehr wohl auch Scheuchzers, schon 1708 in lateinischer Sprache in London erschienene Berichte seiner Bergreisen der Jahre 1703 und 1704, sowie die 1723 ebenfalls lateinisch in Leyden erschienenen Berichte von den Bergreisen der Jahre 1705 und 1710 gelesen haben. Es liegt durchaus innerhalb des Wahrscheinlichen, daß der geistliche Historiker Coxe auch etwas gewußt hat von St. Fridolin und von Ulrich Zwingli, und der Name des seinen

Zieger und seine Schieferplatten exportierenden Landes kann wiederholt an seine Ohren gedungen sein. Wer weiß, ob nicht die Gräfin Pembroke, der Coxes Buch gewidmet ist, auf einem von Burkhard Tschudi (aus Schwanden) in London gebauten Cembalo musiziert hat?

Aus über einem Dutzend verschiedener Jahrgänge dieser Periode sind mehr als 20 Reiseberichte vorhanden. Die überwiegende Mehrzahl der Berichte war zum Drucke bestimmt und erschien auch unmittelbar oder bald nach den Reisen. Im Gegensatz zu den wohlverwahrten Manuskriptberichten aus der letzten Periode waren diese Drucke nun jedermann zugänglich: Lob und Tadel der glarnerischen Verhältnisse verbreiteten sich nicht nur unter den Lesern der engern und weitem Heimat, sondern auch in der Fremde.

In Uebereinstimmung mit einem *Johannes Bürkli* und einem *J. Caspar Fäsi*, welche dabei die ganze Schweiz im Auge behielten, gelangte auch der in erster Linie das Glarnerland berücksichtigende *J. R. Steinmüller* zur Ablehnung weitaus der Mehrzahl der Reiseberichte. In der Vorrede zu seiner »Beschreibung der schweiz. Alpen- und Landwirtschaft« (1802) beklagt sich der Verfasser darüber, wie es seit einigen Jahren Mode geworden sei, daß jeder, »der nur einen Blick in die Schweiz warf, auch diesen schon beschrieb und ihn verwegen unter die Presse drängte«.

Es ist sehr fraglich, ob Steinmüller *alle* hier zur Berücksichtigung gelangenden Reiseberichte gekannt hat. Spielte ihm der Zufall die gewisser Franzosen als einzige in die Hände, so verstehen wir seinen Aerger. Wie schon dargetan, stellen wir aber (in offenem Gegensatz zu Steinmüller) an den Reisebericht andere Anforderungen als an die wissenschaftlich-systematische Beschreibung von Land und Leuten, woraus sich ohne weiteres eine günstigere Beurteilung anderer Reiseberichte ergibt.

Von den 24 in diese dritte Gruppe einzureihenden Autoren sind es nur ihrer fünf (Zinzendorf, Knoll, Bräker, die Polin, Nehracher), die ihren Bericht nicht für den Druck bestimmt haben; wir stellen sie hier hors concours. Teils nicht ernst zu nehmen, teils schwach oder wenig ertragreich sind Bourrit, Laborde, Robert, Cambry, Bürde und De Langle. Im Chor des verbleibenden Dutzends möchten wir keinen Sänger unseres Vaterlandes missen. Nicht nur zeitlich, sondern auch um ihres Einflusses auf die spätern Reisenden willen sind Coxe und Ramond als erste unter ihnen hervorzuheben. In ihre Gefolgschaft gehören Mayer und die Williams. Unter den Schweizern an die Spitze zu stellen ist unstreitig Füßli. Auch Fäsis Bericht

nimmt ein hohes Niveau ein, wogegen Büeler sich vor allem dadurch unentbehrlich macht, daß er *vieles* bringt. Bessons Bericht verrät den zuverlässigen Wissenschaftler, Grassens Reisebrief den Maler-Poeten. Aus Zschokkes Worten spricht der selbstsichere, geistvolle Beobachter, der wirksam vorzutragen weiß, was er erlebt hat. Lehmann, erst eher zustimmend zu Land, Leuten und Einrichtungen eingestellt, glaubte nach weiterer Ueberlegung sich korrigieren zu müssen, worauf Afsprung sich in einigem als Verteidiger der Glarner bemüht hat.

Von den siebzehn außerschweizerischen Europäern unserer *vierten* Reiseepoche, deren Reiseberichte aus dem Glarnerland uns unter die Augen gekommen sind, rekrutieren sich acht aus Deutschland, fünf aus Frankreich, drei aus England und einer aus den Niederlanden; 1817 beehrte uns erstmals ein Ueberseer — ein Französisch-Amerikaner — mit seinem Besuch.

Auffällig, aber keineswegs zufällig ist gegenüber vorher die Umkehrung der Verhältniszahl zwischen deutschen und französischen Gästen. Es mochte letzteren doch geratener scheinen, sich einiger Zurückhaltung zu befleißigen dem Lande gegenüber, dem bei seiner Vergewaltigung durch französische Heere soviel Unrecht und Leid zugefügt worden war.

Da für die Zeit der Helvetik (1798—1802) keine Reisenden nachzuweisen sind, ist für alle ankehrenden fremden Gäste unser Land stets ein Landsgemeindekanton gewesen. Die Schweiz und mit ihr der Kanton Glarus war nun aber nicht mehr weit und breit das einzige Land mit demokratischen Regierungsformen; es mußte also notgedrungen der Nimbus seiner Freiheit an Glanz etwas eingebüßt haben.

Was der Schweiz auch nach der Revolution in der Vorstellung der Ausländer an anziehenden Reizen verblieben war, äußert z. B. Platen *vor* Antritt seiner Schweizerreise am 22. Juni 1816 mit folgenden Worten: »Die Schweiz ist teils ihrer unsäglichen Naturschönheiten von jeder Art, teils ihrer Verfassung und Geschichte und teils ihrer verschiedenstämmigen Bewohner wegen ein äußerst merkwürdiges Land«.

In seinem Vortrag über Escher von der Linth hebt *Oswald Heer* den großen Anteil Ebels am Interesse der Fremden für die Eidgenossenschaft hervor und sagt: »*Ebel* hat durch seine Anleitung die Schweiz zu bereisen (1. Auflage, 1793) ... zum Besuche unseres Landes einen mächtigen Impuls gegeben. Es ist dies Buch das Vorbild und die Schatzkammer der vielen roten Bücher geworden, die wir jetzt in der Hand aller Reisenden sehen.« Unter den roten Büchern

versteht Heer die »Bädecker« jener Zeit, als da waren die Reisehandbücher von Heidegger (1787), Ebel (1793), Glutz-Blotzheim (1818), Samuel Murray (1838), Samuel Walcher (1832).

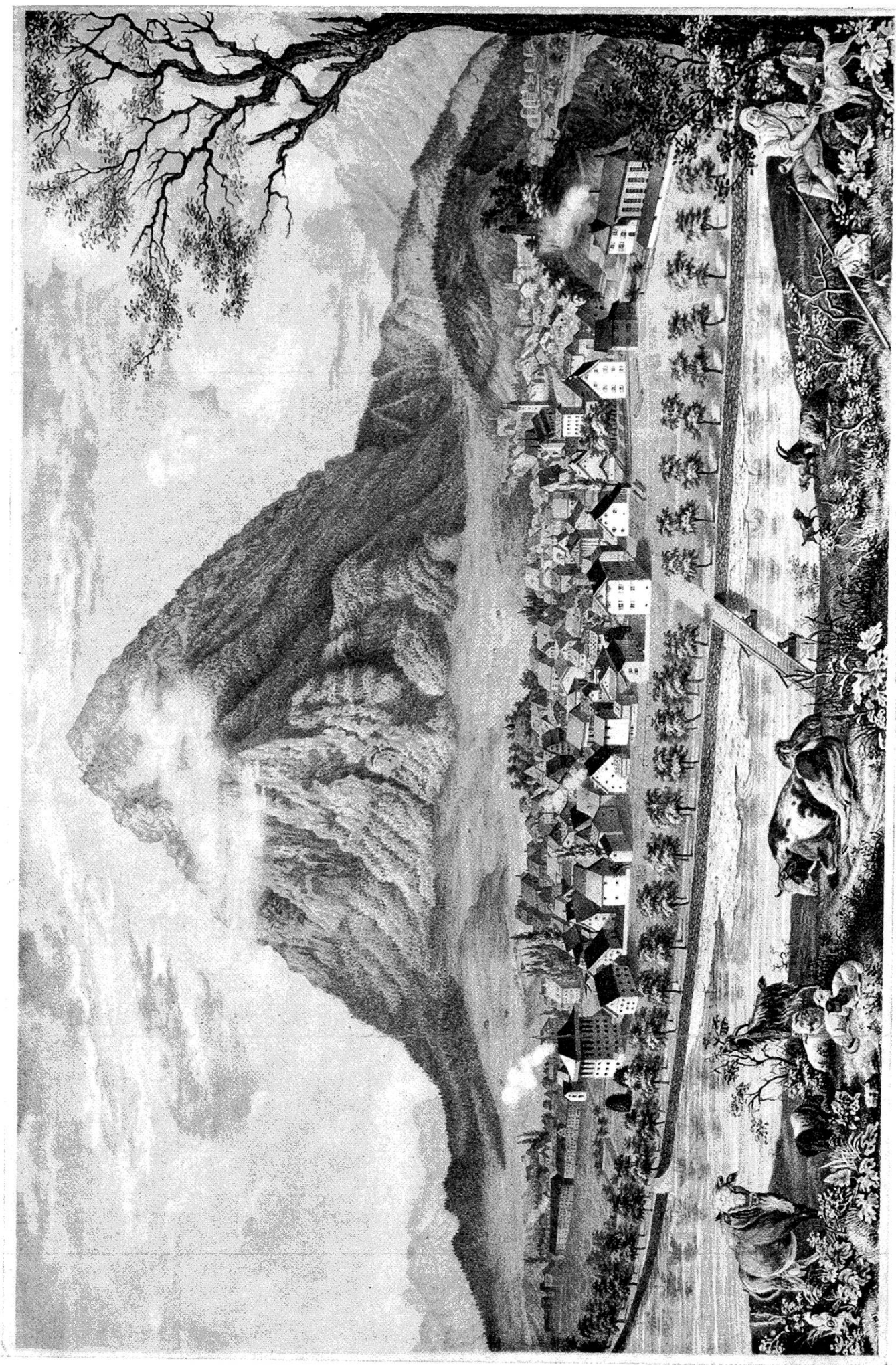
Zu Anfang dieser vierten Reiseepoche erinnerten sich die Fremden des Glarnerlandes im besonderen als Durchzugsgebiet des Suworowschen Heeres; zu Ende der Epoche als des Kantons, an dessen Südende ein wachsenden Rufes sich erfreuendes Bad lag; in der Mitte als Gegend der segensreichen Entsumpfung. Ein 1821 bereits in dritter Auflage erschienenenes anonymes Schriftchen über »Das Linththal, wie es ware, und wie es jetzt ist« gibt als Schlußabschnitt eine »Anleitung zum Besuche der Gegend« und unterläßt nicht, darauf hinzuweisen, daß in Mollis »beym Bären gute Herberge ist«.

Dem glarnerischen Menschen begegnet der Reisende nun nicht mehr mit vorgefaßtem, idealisiertem Urteil, sondern zeigt sich bereit, ihn in den Kauf zu nehmen wie er ist, d. h. samt moralischen und physischen Gebrechen, die er ja mit ihm teilt. Es stößt der Unvollkommene auf den Unvollkommenen, immerhin aber der Mensch auf den Menschen, und es ist bezeichnend für die neue Zeit, daß der Künstler aus Paris und der Senne im Richisau menschlich sich gegenseitig viel bedeuten können.

Da der Reisende nun nicht mehr mit vorgefaßter Meinung, sondern unbefangener schaut, schaut er richtiger, und es tritt ihm nun die Individualität des Glarners deutlicher in Erscheinung — so deutlich sogar, daß er imstande ist, innerhalb des Glarnertums wieder individuellen Typen zu unterscheiden. Dem modernen*, unromantischen Schauen kam das Land insofern entgegen, als seine Industrialisierung nun vollzogen war, und es als Fabrikland kaum mehr romantisch wirkte.

Zwar hatten alle Reisenden, die nicht gewillt oder genötigt waren, unser Gebiet von Norden her zu betreten und es durchs Unterland wieder zu verlassen, eine Paßwanderung wohl oder übel in Kauf zu nehmen. Das Bergerlebnis weder als zufällig noch als unumgänglich, sondern als hauptsächlich erstrebenswert, nicht als willkommene Beigabe, sondern als Sinn und Zweck des ganzen Unternehmens begegnet uns erstmals bei Keßler (1808). Nicht mehr wird hier, wie noch von Zschokke (1796), in Unwissenheit dem Tödi in Schnürschuhen zu Leibe gerückt, sondern der Alpinist weiß oder ahnt wenigstens, was er seinem Vorhaben schuldig ist. Endgültig vorbei

* Die Bezeichnung »modern« findet sich erstmals 1816 im Reisebericht des Grafen A. v. Platen (siehe Seite 153).



Glarus
O. Dreßler, um 1845

sind damit die Zeiten, denen die Glarnergebirge als »gräßlich« vor-
kommen. (J. Conrad Fäsi 1766.)

Das romantische Vorurteil vieler Reisender der dritten Epoche hatte — wie wir sahen — nicht zum Vorteil ihrer Reiseberichte ge-
reicht. Immerhin war ihre Schönfärberei aber sozusagen unter dem
Druck einer force majeure entstanden: einer allgemeinen Blickweise,
der sie sich nicht zu entziehen vermocht hatten; sie irrten sich in
guten Treuen.

Es blieb gewissen Berichterstatlern der *vierten* Periode vorbe-
halten, diese Gesinnung aufzugeben, sich bewußt einzustellen auf
des Publikums Begier nach Reisebeschreibungen und in Zusammen-
hang damit auf das literarische Geschäft. Dieser, namentlich von
den Franzosen gehuldigten Denkweise verdanken wir Machwerke
vom Schlage eines Dumas und Martin, deren Unehrllichkeit so weit
geht, daß dem Leser kaum etwas anderes übrig bleibt, als das Kind
mit dem Bade auszuschütten.

Unter den 24 Autoren dieser vierten Reiseepoche sind Escher
und Weißenfluh die beiden einzigen, die nicht von vornherein an
die Drucklegung ihrer Manuskripte dachten. Edelmann, Platen und
Biedermann lassen sich zu einem — sonst allerdings sehr ungleichen
— Trio vereinigen, dessen Reiseschilderungen jeweils nur einen Aus-
schnitt aus einem größeren Zusammenhang autobiographischen Inhalts
bilden. Unter den billigerweise vergleichsfähigen übrigen Neunzehn
sind Lantier, Kellermann, Martin und Dumas als zu wenig seriös, La-
trobe und Drieling als wenig ergiebig in eine Gruppe leicht zu Vermis-
sender auszuscheiden. Rund ein Viertel der dreizehn Verbleibenden,
nämlich v. Schütz, Hegetschweiler und Hirzel, fallen als Spezialisten
in die Augen, als »Entdecker« des einzig noch verbliebenen Neu-
landes, des Hochgebirges. Scheitlin und Kasthofer, unter den rest-
lichen zehn Autoren die einzigen Schweizer, unternahmen ihre Reise
in ausgesprochen gemeinnützigem Interesse; ihre Eindrücke der All-
gemeinheit zu unterbreiten, mußten sie als Pflicht empfinden. Kast-
hofers in gutem Sinn nüchterne Art dürfte heute allgemein besser
zusagen als die der Schlichtheit da und dort ermangelnde Scheitlins.

Die bemerkenswerte Tatsache, daß unter den Reisenden von 1665
bis 1852 *kein einziger Italiener* sich befindet, bedarf noch eines kur-
zen und nicht uninteressanten Kommentars, in welchem wir aber
nicht in Mutmaßungen über die Ursachen jener Erscheinung uns
einlassen, sondern vielmehr auf den Tribut hinweisen wollen, den
ungeachtet ihrer Abwesenheit die Italiener unserer engeren Heimat
als bereits weitherum bekanntem Reiseziel trotzdem entrichtet haben.

Der italienische Komponist *Carlo Pedrotti* (1817—1893) hat 1851 eine zweiaktige, tragikomische Oper vollendet, die den Titel trägt: »Fiorina-o-La Fanciulla di Glaris.« Daß mit der Titelheldin tatsächlich ein Glarnermädchen gemeint ist, bestätigt das Textbuch ausdrücklich in der Angabe: »L'azione si finge in un villaggio presso il cantone di Glaris nella Svizzera«. Es ist nicht möglich, eine erschöpfende Antwort darauf zu geben, warum gerade Glarus zum Ort der Handlung erkoren worden ist; ein Grund dafür liegt jedoch mit darin, daß in der Gedankenwelt des Verfassers des Textbuches — ihn einen Dichter zu nennen wagen wir nicht — Glarus einen besonderen Ruf als lockendes Reiseziel genossen hat. Nicht nur treten (mit dem unvermeidlichen Alpenstock bewehrte) »Viaggiatori di varie nazioni« auf — auch eines der Hauptdarsteller, des Pittore francese, Anwesenheit in Glarus ist eben damit motiviert, daß unseres Landes Naturschönheiten auch im Ausland mit Bewunderung erwähnt wurden.

Wann der Vorhang zum erstenmal sich hebt, zeigt sich dem Zuschauer die Vorderfront eines Gasthauses im Gebirge, von dessen Fenstern aus der Blick auf einen nahen Wasserfall und auf Gletscher geht. Der Gasthof heißt »Al Pellegrino« — mit welchem Pilger möglicherweise unser Wappenheiliger, der St. Fridolin gemeint war.

Schon am frühen Morgen nähern sich fremde Touristen dem Wirtshaus und sind im Begriff, mit dem Besitzer Eugenio über ihre Verpflegung zu verhandeln, als auch schon ein Alphorn den berühmten Kuhreihen (il famoso Ranz-des-vaches) in die Weiten hinaus sendet — nicht ausschließlich zum Vergnügen des Bläasers oder der Reisenden, sondern in erster Linie zum Heile von Touristen, »che avessero smarrito il lor cammino«. Giuliano, der französische Maler, hätte nie vordem gedacht, daß er seine Rettung einmal den Klängen des Alphorns verdanken müßte. In der Folge entpuppt sich der Franzose weniger als tüchtiger Maler denn als widerlicher Schürzenjäger — viel zu feige, um als Don Juan bezeichnet zu werden. Wie es in Sachen der Liebe mit den Glarnermädchen stehe? fragt er den Wirt, und Eugenio, der Vater zweier hübscher Töchter, bekennt offenherzig: »è vivo fra questi monti amor.«

Inzwischen ist Fiorina, des Wirtes jüngeres Töchterlein erwacht, vernimmt während des Ankleidens den Kuhreihen, summt ihn nach seinem Verklingen leise vor sich hin, und fühlt dadurch ihr Heimatgefühl kräftiger sich regen. Gleichzeitig spürt sie aber den Stachel des Kammers darüber, daß der, dem ihr Herz gehört, kein Hiesiger ist. Lieber als dem zwar kühnen, aber ausländischen (sagen wir bünd-

nerischen) Gemsjäger gönnten Eltern und Mitbürger sie dem angesessenen, wohlhabenden Hermann.

Natürlich macht sich der Franzose bald an Fiorina heran — Hermann läßt sich solches nicht ohne weiteres gefallen, und ein Duell scheint unausbleiblich. Aber der feige Maler kneift aus.

Unterdessen hat sich der Bündner Gemsjäger beim sonntäglichen Schießen der Glarner rühmlich ausgezeichnet, und deren Zuneigung gewonnen. Hieraus schöpft Fiorina nun auch die Kraft, ihm entgegen dem Wunsche der Eltern sich zu versprechen.

Der Abgang des Franzosen ist schmählich! Er ließ die Wirtstochter glauben, er hätte seinen Rivalen im Zweikampf besiegt, und gedachte nun, die süßen Früchte seiner Flunkerei zu ernten. Da tritt der totgesagte Hermann hinzu und heißt ihn nun den Finkenstrich plötzlich und endgültig zu nehmen. Gegenüber Fiorina erweist sich Hermann nicht minder großzügig — womit das happy-end der Tragikomödie gesichert ist.

*

Es sei, sagt einer der Reisenden sehr anschaulich, das Glarnerland »wie eine Fischer-Reusche: man kann nur an einem Orth, gegen Norden, nämlich zwiscent Näfels und Mollis davon kommen«.

Genau genommen gibt es natürlich noch andere Ein- beziehungsweise Ausgänge, doch führen sie sämtlich über Alpenpässe. Der Begangenheit nach ordnen sich rücksichtlich der erwähnten Reisenden diese zu folgender Reihe: der meistbenützte war der Klausen, dann kommen Panixer, Pragel, Segnes, Kisten und Risetten. Wenn wir sagen, daß alle diese Wege nach Glarus führten, so wollen wir damit die Tatsache festhalten, daß der Hauptort von keinem Reisenden übergangen worden ist. Groß- und Kleintal finden wir schon früh besucht; der leichteren Erreichbarkeit wegen wurden der Sehenswürdigkeit des Großtals, der Pantenbrücke, mehr Besuche zuteil als der des Kleintals, dem Plattenberg. Etwas später (1731) sieht das Klöntal die ersten Besucher; häufiger finden sie sich da erst ab 1788; die Denkmalssetzung für Salomon Geßner durch Zwicki und Büeler mag ihm als Reklame gedient haben. Zuletzt »entdeckt« wurde (abgesehen vom Hochgebirge) die Landschaft des Kerenzerbergs. Wenn schon Benvenuto Cellini mehr als anderthalb Jahrhunderte vor *Helene Williams* notgedrungen seinen Weg nach Zürich über den Kerenzerberg genommen hat, so wollen wir die Ehre seiner »Entdeckung« doch der Engländerin belassen, sagt doch auch Jacob Burckhardt (in der »Kultur der Renaissance«) einmal: »Nun ist aber

der wahre Entdecker nicht der, welcher zufällig zuerst irgendwohin gerät, sondern der welcher gesucht hat und findet*.»

Soweit sie von Norden her unser Land erreichten, durchmaßen es die ersten Reisenden zu Pferd; aus jeder andern Richtung kommend mußten sie eine Paßwanderung in Kauf nehmen. Das Gepäck der Reitenden wurde gern einem Bagageroß aufgeladen; der Paßwanderer mietete sich einen Träger, der auch des Weges kundig sein mußte. Waren der Paßwanderer mehrere, so verluden sie das Gepäck auf einen Bagagewagen, der dann nicht umhin konnte, einen gangbaren Umweg einzuschlagen. Die ersten mit *voiture* reisenden Fremden begegnen uns 1781. 1832 bezeichnet Alexander Dumas seine ihn ins Glarnerland fahrende *voiture* näher als »Cabriolet«. Des Holländer Drieling 1829 in Linthal gemietete *voiture* hingegen, war noch ein primitiver »Char-à-bancs« gewesen.

Vor der 1765 beschlossenen und angefangenen Straßenverbesserung mag eine Wagenfahrt — da wo sie überhaupt möglich war — ein kleines Vergnügen gewesen sein. Noch 1816 vermißte der Fußwanderer auf dem Kerenzerberg sowohl als im Kleintale auch nur einigermaßen gepflegte Wege. Ungefährdet von Mollis auf der Landstraße nach Weesen zu gelangen, war schon 1755, wohl in erhöhtem Maße noch 1779 eine Sache des Zufalls und Glücks, indem das Gelingen nämlich davon abhing, daß der Walensee eben nicht sehr hoch stand, oder daß bei Hochwasser der Fußgänger Hilfe erhielt von ihm bemerkenden Bauern.

Von 1790 an war den Fremden die Möglichkeit geboten, je Mittwochs und Samstags mit dem Postwagen ins Land ein-, je Montags und Donnerstags aus dem Lande auszureisen. Verwöhnt durften sie allerdings nicht sein, denn das Fuhrwerk, dem sie sich anvertrauten, war ein mit einer Harztuchdecke überspannter, schwerfälliger Leiterwagen. Von 1817 an stand den Passagieren eine erheblich bequemere

* Die sich auf das Glarnerland beziehenden Angaben Cellinis sind wenig umfangreich. Er, zwei ihn begleitende junge Männer und der unehrliche Florentiner Kurier Busbacca kreperten fast samt ihren des Kletterns ungewohnten Pferden, als sie im Mai 1537 von Mühlehorn aus in beschwerlichem Anstieg die Höhe des Kerenzerberges zu erklimmen unternahmen. Endlich erreichten sie oben das einsam-wild gelegene Wirtshaus, wo sie aufs freundlichste aufgenommen wurden. Ihr verwundetes Pferd wurde mit gewissem, reichlich an den Hecken wachsendem Kraut behandelt. — Die Reisenden übernachteten in der Folge an einem »Ort jenseits Weesens« (auf dem Wege nach Lachen). In allen Stunden der Nacht hörten sie den Wächter singen; doch sang er nichts weiter, als daß man das Feuer wohl bewahren solle; denn alle Häuser bestanden aus Tannenholz.

Postkutsche, Diligence geheißen, zur Verfügung. Das Jahr 1835 brachte die weitere Verbesserung, daß die Post nicht mehr nur zwei-, sondern viermal wöchentlich ihre Fahrt ausführte. Die Diligence »sollte außer dem Cabriolet wenigstens 6 Plätze für Reisende enthalten, mit 4 Pferden, die ein Postillon vom Sattel aus führte, gespannt sein; sie sollte zugleich jeweilen von einem Conducteur begleitet werden. Morgens 8 Uhr von Glarus abfahrend, sollte sie Punkt 12 Uhr in Lachen sein und Nachmittags 2 Uhr von da zurückkehrend $1\frac{1}{2}$ Uhr Abends in Glarus eintreffen.« Um 1846 bestanden tägliche Postkurse nicht nur nach Zürich, sondern auch nach St. Gallen und Chur.

Eine Fahrt mit dem *Botenschiff* beschreibt *Oswald Heer* mit folgenden Worten: »In dem Botenschiffe war eine Art von Kajüte angebracht, so niedrig aber, daß man mit Not darin aufrecht sitzen konnte; sie war mit Heu belegt und über dieses eine große Decke gelegt. In dieses Heu kroch dann alles Volk, Männer und Weiber, reich und arm, alles bunt durcheinander. In der Nacht hielt das Schiff in Stäfa an, wo ein Nachtessen eingenommen wurde; dann wurde die Reise weiter fortgesetzt bis Zürich. Gewöhnlich langte man vor Thoraufgang daselbst an und wartete dann zu, bis das Wasserthor geöffnet wurde, um in die Stadt einzufahren.« »Ich erinnere mich noch gar wohl der mancherlei komischen Szenen, die entstanden, wenn wir Glarner... aus dem Heu des dunklen Schiffsraumes hervorkrochen und beim Raben in Zürich ans Land stiegen.«

*

Den elementarsten Anforderungen der Reisenden nach Sicherheit vor Wegelagerern konnte das Land genügen, schon lange ehe der erste Gast 1665 bei uns eintraf. Es berichtet auch keiner der Paßwanderer von einem Abenteuer mit einem Raubtier. Da aber 1816 erst der letzte Bär im Großtal sich zeigte und geschossen wurde, war es bis dahin geraten, eine Waffe mit sich zu führen.

Ein dringendes Bedürfnis nach Unterkunft bestand zunächst in den Dörfern Linthal und Elm für die über die Südpässe Eingereisten; für die Pragelwanderer war eine Unterkunftsmöglichkeit wünschbar hinten im Klöntal. Soweit unsere Reiseberichte hierüber Auskunft geben, hat bereits 1727 Ratsherr Zweifel in Linthal, Ratsherr Stüßi in Rüti ein Gasthaus geführt. In Matt gab es zur gleichen Zeit wohl zwar ein Schenk-, aber noch kein Gasthaus, und in Elm machte noch 1773 der Pfarrer auch den Wirt. Ueberraschte die Nacht den Paßwanderer, während er noch hoch über dem Tale sich befand, so

suchte er Zuflucht in einer Sennhütte. *Ramond* berichtet, daß die Sennen aus dem Grusse der Fremden (Grüß Gott — oder — Gelobt sei Jesus Christus) auf dessen Konfession schlossen und daß ein und derselbe Reisegast auf verschiedenen Alpen unseres Landes eine recht unterschiedliche Behandlung erfahren konnte, je nachdem er gleichen oder verschiedenen Glaubens schien wie seine augenblicklichen Gastwirte.

Währenddem noch 1796 *Graß* und seine Zürcher Freunde ihre liebe Not hatten, Unterkunft zu finden bei einer Bauernfrau im Vorau, müssen sich innerhalb der nächsten drei Jahrzehnte diese Verhältnisse gründlich verändert haben, denn 1829 rissen sich — wenn wir *Martin* glauben dürfen — die Klöntalbauern um jeden auftauchenden Fremden.

Einem Artikel des Bernischen Bürgerjournal vom Jahre 1791 zufolge dürfte der Wirstand in der vorrevolutionären Schweiz ganz allgemein zweier Hauptsünden sich schuldig gemacht haben: einer ganz nach Titel und Rang angepaßten Behandlungsart der Fremden, und eines aufdringlichen Renommierens mit der Schweizerfreiheit. *Graß* legt den Finger noch auf eine dritte Wunde und beklagt sich darüber, daß der sein ganzes Gepäck im Ränzel tragende, einzelreisende Fußgänger zwar tüchtig bezahlen muß, daß er im übrigen aber nicht besonderer Aufmerksamkeit sich erfreut, und daß man »keine andre Reisende sehen mag, als die mit Führern und Maulseln kommen«. Was *Schinz* und *Besson* in dieser Hinsicht berichten, scheint *Grassens* Feststellung zu bestätigen. In *einer* Hinsicht reisten damals Schweizer und Ausländer, Einzelne und Gesellschaften ohnehin teurer als man heute reist, geschah doch das Umwechseln der Valuten von Kanton zu Kanton selten ohne merkbare Einbuße.

Das erste von einem Reisenden (1683) namentlich erwähnte Gasthaus ist der »Löwen« in Glarus. Wennschon der betreffende Bericht nicht näher darauf eingeht, sind wir berechtigt anzunehmen, daß um jene Zeit ein den Hauptort besuchender Fremder dort geziemende Unterkunft und Verpflegung finden konnte.

Bezüglich der Sprachenfertigkeit der besseren Wirte dürfen wir die begründete Vermutung hegen, daß man sich mit ihnen wie auf italienisch, so auch auf französisch wohl verständigen konnte. Zu Beginn der ersten internationalen Reisezeit, d. h. um 1776, gab es gewiß auch den und jenen des Englischen mächtigen Wirt, denn bereits schon 1688 hatten die Brüder *Joß* und *Thomas Schmid* aus ihren glarnerischen Landsleuten die Aufstellung einer hernach in englischem Solde auf den britischen Inseln Dienst tuenden Dragoner-

Kompagnie unternommen. Ob ähnlich günstige Verhältnisse auch schon für den 1665 bei uns ankehrenden *John Ray* vorausgesetzt werden dürfen, ist fraglich, und es stehen möglicherweise die Kürze seines Aufenthaltes und die Bescheidenheit der Ergebnisse in direkter Abhängigkeit von den Verständigungsschwierigkeiten zwischen Gast und Wirt.

Einzelheiten über die Leistungsfähigkeit der Gasthäuser sucht man in gedruckten Berichten — von denen man mit Recht anspruchsvollere Dinge behandelt sehen will — sozusagen vergeblich. Die Menus der Soupers zu Matt (Gerstensuppe, Braten, Zwetschgen, Glarner Würst, Wein und Brot) und Glarus (Suppe, Fisch, Guggel, Braten, Würst, gekochte Zwetschgen, Krachmandeln, Haselnüssen-Turten), die im Geßnerschen Manuskript von 1781 mitgeteilt werden, lassen die Lage der Gäste hinsichtlich der Verpflegung in günstigstem Lichte sehen. Auch der Betten zu Matt gedenkt Geßner lobend. Ueber das Frühstück spricht er sich nicht aus; möglicherweise geriet es zu einiger Enttäuschung der Zürcher, denn noch 1816 hatte der Reisende in Matt und andern Dörfern es in Kauf zu nehmen, daß ihm statt der erwarteten Kuh- nur Geißmilch aufgetischt werden konnte.

Auch *Mayer* (1784) weiß seinen Landsleuten von einer Verlegenheit zu berichten, in welche jeder damals die Innerschweiz bereisende Großstädter leicht geraten konnte. « Vous trouverez dans leurs bourgs une physionomie bien opposée à celle de vos villes; tout s'occupe de détails champêtres. Point de Marchands, point de Détailliers... A Glaris la coquille de mon épée s'étant cassée, je n'ai pu trouver ni un Fourbisseur, ni une épée. »

Wesentlich verärgerter als Mayer wegen seines nicht reparierbaren Degens, finden wir *Schinz* darob, daß er einen ganzen Vormittag verlor wegen des »elendesten aller Perüquenmacher«. Dieser scheint seinerseits weniger anspruchsvoll gewesen zu sein als Schinz, verlangte er doch für das Kämmen und Kräuseln von 7 Perücken nur 1 fl. 15. Für das Waschen von 8 Hemden, 9 Paar Strümpfen, 4 Schnupftüchern, 2 Paar Unterhosen und 5 Kappen hatte Schinz 1 Gulden zu bezahlen.

Vor allem seiner zentralen Lage wegen, vielleicht außerdem auch wegen seiner, verglichen mit den übrigen dörflichen, doch etwas größeren Verhältnisse, bildete der Hauptort *Glarus* bestätigtermaßen den bevorzugten Standort der Fremden, von welchem aus sie ihre Tagestouren unternahmen, um abends wieder dorthin heimzukehren. Von 1773 an durch Jahrzehnte hindurch genoß der »Adler« in Glarus den Ruf »eines der besten Gasthöfe... in der Schweiz« (Platen 1816).

Schon im Wintermonat 1809 war dem »Adler« eine Konkurrenz erwachsen, die seine Besitzerin nötigte, in den Zeitungen, z. B. im St. Gallischen »Erzähler«, nachstehende »Anzeige« bekannt zu geben:

»Da sich allhier ein neues Taffernen Wirtshaus zum *schwarzen* Adler gebildet hat, und vielleicht an eint oder andern Orten mit dem meinigen, schon seit vielen Jahren existierenden und wohl bekannten Gasthof könnte verwechselt werden, so wollte ich nicht ermangeln dieses öffentlich bekannt machen zu lassen und zugleich alle E. Reisende die mich als Gäste beehren werden aufs neue zu versichern, daß ich wie bisanhin mein möglichstes beytragen werde, denenselben ihr Aufenthalt soviel immer möglich angenehm zu machen und sie in jeder Rücksicht freundschaftlich, gut und billig zu bedienen. Ich empfehle mich daher jedermann aufs beste.

Wittwe Marty, zum *goldenen* Adler zu Glarus.«

Es dürfte während der zweiten, der eidgenössischen Reiseperiode gewesen sein, daß die glarnerischen Gastwirte anfangen, auf ihr Interesse an einem Verkehr von Reisenden aufmerksam zu werden, die nicht geschäftshalber, sondern freiwillig unser Land besuchten. Aber noch 1784 fand der bei uns ankehrende Mayer, daß die Wirte in der Schweiz zwar wohl teure Rechnungen zu machen verstünden, daß sie aber noch nicht so weitblickend wären, Mittel und Wege zu studieren, wie sie die Fremden herbeilocken könnten. Er schreibt:

« Les voyageurs offrent un revenu à la Suisse. Malheur à tous les Etats qui, dans leurs calcul, ne placent point ce casuel! C'est sur l'augmentation de ce bénéfice, qu'une Nation reconnait la beauté de son Ciel, la douce température de son climat, la fertilité de son sol, et l'amabilité des ses Habitans; c'est alors qu'il lui est permis d'avoir un sentiment d'orgueil, et de prendre quelque confiance en elle... Pourquoi les Cantons populaires ignorent-ils que les Voyageurs veulent être invités, que l'espèce en est fantasque et précieuse? Ils vont où ils se plaisent; ils marquent par-tout, avec de l'or, la trace de leurs pas. »

Unmittelbar am Fremdenverkehr interessiert waren außer den Gastwirten auch Führer und Träger, deren Gewerbe wohl besonders während der dritten Reiseperiode aufzuleben begann, bedurften doch die ausländischen Gäste eines kundigen Begleiters noch dringender als die Schweizer aus andern Kantonen.

Der 1817 den Französisch-Amerikaner Simond führende und als Begleiter sich bewährende Glarner nannte sich *Courier*. Wir vermuten, daß dieser, auf der Allmeind wohnhafte Feldweibel *Christian Tschudi* (1787—1842), genannt »Türk«, weniger aus Eitelkeit denn

aus Standesbewußtsein sich vom »Führer« zum »Courier« befördert hat, und daß er möglicherweise sich distanzieren wollte von Kollegen einfacherer Bildung, die nicht wie er weit gereist und sprachenkundig waren.

In zwei Erscheinungen der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts verrät sich erstmals eine allgemeinere Erkenntnis von der Bedeutung einer sorgfältigen Pflege der Fremdenindustrie: 1832 gab *Samuel Walcher* von Glarus in Nachfolge eines Heidegger, Ebel, Glutz — seinerseits ein »Taschenbuch zu Schweizerreisen« heraus, und in der zweiten Nummer des nur während des Jahres 1836 existierenden »Intelligenz-Blatt für den Kanton Glarus« konnten die im »Raben« abgestiegenen Fremden in einer erstmals erscheinenden »Fremdenliste« sich einzeln namentlich aufgeführt sehen. Fast will es scheinen, daß, dank der Initiative ihres Besitzers, des Leutnant und Rats Herrn *Fridolin Glarner* (Vater des Stachelberg-Hoteliere Ulrich), der »Rabe« nun die führende Stellung unter den Glarner Gasthöfen eingenommen hätte.

Zu *Fergusons* Zeit — 1852 — dürfte in den ersten Glarner Hotels die »französische Schule« bereits eingeführt gewesen sein, erwähnt doch der Engländer, daß im (nicht näher bezeichneten) Hause, wo er abgestiegen war, das Mittagessen in dem mit »Salle à manger« überschriebenen Raum eingenommen wurde.

*

Das Verhalten des Glarnervolkes den fremden Gästen gegenüber wurde von diesen mehrheitlich als freundlich und zuvorkommend bestätigt. Die Obrigkeit gewährte schon früh dem Naturforscher von Ruf nicht bloß den Besuch der Banngebiete, sondern auch den Abschluß eines Tieres, gewährte dem Ausländer den Besuch der Landsgemeinde oder die Teilnahme am Schauspiel der Kübelverlosung. Das Wirtschaftsgesetz erlaubte (1821) die Bedienung fremder Reisender Sonntags auch zu den Zeiten, während welcher die Gaststuben für die Einheimischen gesperrt waren.

Dessenungeachtet, daß die Kinder dazu angehalten wurden, den Fremden höflich zu begegnen, verzichteten viele Väter nicht darauf, dank ihrer Bauernschlauheit, jene gelegentlich hineinzulegen, und z. B. die Wettlust der Engländer mehr gerissen als gastlich auszunützen, natürlich unter so feiner Einfädelung der Sache, daß die Wettenden es nicht merkten. Gar nicht bemäntelt dagegen, und von einer Minderheit von Reisenden lästig empfunden, wurde hie und da

eine als geradezu weibisch bezeichnete Neugier gewisser männlicher Klatschbasen.

Dem Bericht von seiner Klöntalreise des Jahres 1796 hat *Graß* »Reise-Erfahrungen und Bemerkungen« zuhanden eine »Reise in die Berge« vorhabender Künstler angefügt. Ihnen entnehmen wir folgende, entweder unser Land oder die damalige Art des Reisens betreffende Angaben: »Man muß durchaus« — d. h. wohl: überall, ohne Ausnahme — »in den Wirtshäusern teuer bezahlen«. Wo, wie in den Alpen, keine Wirtshäuser sind, ist eine *Gesellschaft* wenig willkommen in den Sennhütten. Man reise zu Zweit.

»Die Sorge für Gesundheit muß eine Hauptsorge eines Reisenden sein. Ein Rock, der einem Ueberrock gleicht, nur etwas kürzer ist, mit einfacher Reihe Knöpfe und guten, festen Taschen, möchte die beste Kleidung sein. Diesen rollt man, wann es heiß wird, zusammen und hängt ihn über die Schulter. Noch notwendiger aber ist, Erkältung zu vermeiden, wenn man geschwitzt hat, eine wollene Flanellweste, die man auf bloßem Leibe unter dem Hemde trägt, sonst ist heftiger Schweiß und schnelles Kaltwerden unvermeidlich. Kurze, leichte Stiefel sind sehr gut, der Fuß wird in dem betauten Grase nicht so naß, und die Steine fallen nicht so häufig hinein, als bei Schuhen. Eben so gut aber, und vielleicht noch besser möchten Camaschen von Leder oder dickem Tuch sein.

Für die rauhe Morgenluft, oder um ohne Schaden aus einer Quelle zu trinken, ist etwas eingemachter Calmus, oder die kleine Aenis-kuche sehr gut zu gebrauchen. Für Durst in der Hitze, etwas Salpetersalz. Zur Stillung des zu sehr in Bewegung gesetzten Blutes kann man etwas Cremor Tartari mit Eleosacharum Citri vermischt, mitnehmen. Für Blasen an den Füßen etwas getrocknete Schweinblase oder Hirschunschitt. Ein Fläschchen Kirschgeist ist in allen Fällen sehr dienlich, entweder einen sehr ermüdeten Teil zu waschen, oder es mit warmer Kühmilch zu mischen, welches ein vortreffliches Getränk gibt. Kalter Braten oder geräucherte Wurst kommt einem auch wohl zu statten. Im Regen ist ein leichter Regenschirm oder ein halber Mantel von festem Zwilch durchaus besser als ein Wachsmantel. Dieser hitzt und zerbricht leicht.« —

Von ganz vereinzelt Ausnahmen abgesehen, waren Sommer und Herbst die Jahreszeiten, während welcher die fremden Gäste sich in unser Land wagten. Nach und nach muß es sich herumgesprochen haben, daß mit längeren Schönwetterperioden anderswo häufiger gerechnet werden darf. So bezeichnet Lantier (1803) u. a. »les pluies abondantes« als eine der Unannehmlichkeiten, die der Besucher einer

der malerischsten Gegenden der Schweiz in den Kauf nehmen muß. Pfr. J. R. Steinmüller ist, nebenbei gesagt, unseres Wissens der erste, der 1804 vom Glarnerland als von »unsers Hergotts Schüttstein« gesprochen hat.

II. Die Vorläufer

John Ray (1627—1705), nach H. B. de Saussure »le naturaliste le plus universel que l'Angleterre ait produit«, unternahm in den Jahren 1663/65 Reisen auf dem Kontinent (und bis nach Malta), von denen nicht nur er selber, sondern auch sein Zögling Philipp Skippon Rechenschaft abgelegt haben. John Ray besuchte das Land Glarus erst anläßlich seines zweiten Aufenthaltes in der Schweiz. Von Weesen her betrat er Glarnerboden am 30. März 1665 und verließ ihn wieder am 1. April. Volle drei und einhalb Seiten seines selten gewordenen Buches sind »Glaris« gewidmet, doch beschränkt sich die persönliche Aeufßerung Rays auf wenige Zeilen, während er im übrigen nichts anderes als einen Auszug aus »Simler« bietet. Was er in jenen zwei Zeilen mitteilt ist, daß die Reisenden in Glarus die Hörner des Steinbocks besichtigten und diese ähnlich denen eines Geißbocks, nur breiter fanden. Das Rathaus, das die (dem Jäger Christian Nutt Ende September 1550 abgenommene) Trophäe barg, ist schon mit keiner Silbe mehr erwähnt. Das einzige, was man sonst noch erfährt, besteht in der Angabe, daß die Reisenden beim Verlassen des Landes den Weg über »das kleine dorf Näfels« einschlugen, um nach Rapperswil zu gelangen.

War es schon umständlich, Rays »Observations« (London 1673) aufzutreiben, so gelang es uns nicht, die von Ferguson zitierten »*Reisen Sir Philipp Skippons*« unter die Augen zu bekommen. »Sie haben« — sagt Skippon (laut Ferguson) von den Glarnern — »große viereckige Tafeln aus einem gewissen Schiefersteine gemacht, und auf diesen machen sie ihre Rechnungen mit einem Stück Kreide«.

*

Nach Verfügung der ordentlichen Tagsatzung zu Baden vom Jahre 1682 sollten die neuerdings in bösem Unfrieden befindlichen religiösen Parteien im Lande Glarus durch die Intervention eines gemischten Schiedsgerichtes zur gütlichen Beilegung der »Glarner Handel« zu gelangen suchen. Die beiden katholischen Schiedsrichter von Luzern und Uri hatten zur Protokollierung der vom 7. — 13. September teils in Näfels, teils in Glarus geführten Verhandlungen den

luzernischen Unterschreiber *Joh. Karl Balthasar* (den nachmaligen einflußreichen Schultheißen von Luzern) mitgenommen. Obwohl dieser zwar in amtlicher Mission im Glarnerlande geweilt hat, bilden seine »Reiseerinnerungen« doch kein amtliches Schriftstück; sie belegen in erfreulichster Weise des Privatmannes weiten Horizont und sein Bedürfnis nach umfassenden Einsichten. Nach Ausmerzungen weniger, unwesentlicher oder allzu geläufiger Daten lautet sein Bericht (den im Urtext mitzuteilen leider nicht möglich ist, weil die Handschriften des Luzerner Staatsarchives immer noch evakuiert sind) wie folgt:

»Es wird zwar dieses Land in einem demokratischen Regiment verwaltet, also daß wie in andern, auch hier in vielen Regiments-sachen die Confusion waltet; nichtsdestominder sein sie in Obhaltung gewisser Ordnungen sehr scharf.

Vor zehen Jahren dahero zwischen Glarus und Näfels haben sie das einte Gebirg, so deswegen der Freiberg genannt wird, in Bann gelegt, und weilen auf drei Schützen Wildschützen bewiesen worden, daß sie darin Gewild geschossen, sein dieselben um 1100 Gulden gestraft worden...

(Es) Verursachet diese des Gewilds Befreiung, daß wegen der Viele, so sich bereits darin befindet, gar viel Stuck von dorten sich auf die Weid, in andere Gebirg und Alpen lassen, allwo man demnach frei nach ihnen jagen mag.

Vom Federhochgewild ist in dem ganzen Land, besonders aber in diesem Freiberg eine Quantität, insonderheit aber an Stein- und Haselhühnern. Massen der Zeit hindurch als wir in Glarus uns aufgehalten, alle Tag auf unserer Tafel ein halb Reh, 4 Stein- und 4 Haselhühner neben anderm Gewild, welsch und deutsche Hühner, Hahnen, Capaunen, Pasteten etc. daraufgangen. Die Wasser und Linth sein voll der besten Fisch; insonderheit wird in der Linth der edle Hanc oder Lachs gar vielfältig gefangen.

Kein Land kleineren Bezirks in der Eidgenossenschaft hat mehrere und ansehnliche Offiziers in französischen Diensten gehabt, als Glarus. Herr Oberster Galatin, Hr. Oberster Fridli Hessi über das Gwardiregiment, Ritter von St. Michael (Lücke).

Es hat dieses Land auch sehr gelehrte Leute gehabt, als dann die Schriften des Glareani und die Historien des Gilg Tschudi's beweisen können.

Vor diesem war das ganze Land Glarus auf Glarus in den Hauptflecken pfarrig, äußert »Kirsetsch« so auf Schänis gehörte; ist aber jetzum alles in unterschiedlichen Kirchhörenen abgetheilt.

Das Gebirg, in welchem die Schiefertafeln zu finden, muß man durch Leitern und Seil ersteigen sehr hoch; liegen in »Gläsen« eines »thwär« Fingers dick, auch mehr und minder, sein obenauf ganz lind, unten ganz hart, werden auf der linden Seiten gehobelt mit gewissen darzu gerichteten Höbeln. In Glarus meistens werden sie zu Tischen formirt und das Holzwerk eingelegt. Es haben die Tischmacher eine große Facilität hierin; dann ein Meister des Tags einen ring fertig macht, wo er nicht gar zu große Arbeit von nöthen hat. Sie werden über die Linth in den Zürcher See, von dorten durch die Limmat in den Rhein, und aus dem Rhein in das hohe Meer, von dort nachher fast in alle Länder, ja dieses Jahres sogar in Ostjndiam geführt. Es treiben etwelche eine ziemliche Handelschaft. Diese Platten sollen nicht gut in das Gewitter, also die Häuser zu decken nicht währschaft sein.

In keinem Ort der Eidgenossenschaft ist köstlichere Tischmacherarbeit zu finden, als in den Privatgebäuden dieses Lands; insonderheit ist köstlich was von allerhand eingelegter, vertiefter, erhöht-»gekrüpft-« und geschnitzter Arbeit in Hrn. Hauptmann Freulers Palast, so Hr. Oberst Freuler anno 1645 zu Näfels gebauet, und über 100'000 Franken gekostet hat, mit Verwunderung zu sehen ist; und hat man in diesem Land von allerhand natürlich gefärbtem Holz eine Anzahl.

Der Glarner- oder Schabzieger sein vieler Orten sehr bekannt und angenehm in der Speis. Diese werden des Jahres einmal gemacht; man braucht dazu den »mägersten« Ziger als immer zu haben ist, welcher in sehr weite »Rindenrümpf« gethan, und zum »Jäsen« hart mit Steinen beladen wird. Wann er ab den Alpen in die Thäler gebracht wird, thut man ihn in die Mühlen, welche als (=wie) die Oeltrotten fast eine Gattung haben; wird darin eine gewisse Zeit gemalet, nach seiner Qualität mit gewisser Viele Salz und einem gewissen Kraut, so in keinem Ort besser noch in größerer Quantität, als in diesem Land wachset, bestreuet und demnach in Kübel mit eisernen Hengseln eingeschlagen, darin er zwei Tag stehen gelassen, über sich aber gestellt, bei 14 oder 18 Tag also stehend bleibt, bis er von sich selbst ausfällt. Er bleibt demnach über ein Jahr in denen Gehaltern, welche wegen des Lufts bald gesperrt, bald offen gelassen werden, denn der Föhnwind insonderheit ihne zukleken machen kann. Das Pfund kostet in dem Land (Lücke) —

Es vermag dieses Land von 14 bis in 15 000 Stöß Rindvieh Sömmerung; für einen Stoß wird gerechnet Sömmerung: 1 Kuh ein Stoß; ein zweijährig Pferd macht 4 Stöße, ein Jährling 2 Stöße; zwei Mäß-

rinder ein Stoß, vier Kälber ein Stoß. Was aber dieses Land sömmeret, das mag es nicht winteren, sondern nimmt Sommerungen an aus Bündten, Uznach, Gastel, Schwyz, Sargans und Zürichbiet.«

*

Das »Reißbüchlein« des *Jacob Bernoulli* (1654—1705) von Basel wird von Haller mit den Worten angezeigt: »von wenigem Belang«. Angesichts der Tatsache, daß es sich im Besitzer des Reisebüchleins um den ersten der sieben berühmten Mathematiker aus dem Geschlechte der Bernoulli handelt, kann einen seine Lektüre wirklich enttäuschen, doch muß entschuldigend berücksichtigt werden, daß der Basler die wenigen Notizen nur zu seinem persönlichen Gebrauch eingetragen hat. Seine Glarnerlandreise unternahm Bernoulli sieben Jahre nachdem er die theologischen Prüfungen bestanden hatte, und drei Jahre bevor ihm, dem studierten Theologen, der Lehrstuhl für Mathematik an der Universität der Vaterstadt anvertraut wurde. Daß er sowohl in Mollis wie auch in Glarus Aufwartung im Pfarrhaus macht, läßt uns vermuten, die Herren Blumer und Wild* möchten persönliche Bekannte Bernoullis gewesen sein.

Die im Reisebüchlein aufgeführten Sehenswürdigkeiten des Plattenbergs und der Pantenbrücke sind wohl kaum besucht worden; wenn doch, dann ohne daß Bernoulli sich weiter darüber ausgelassen hätte. Vermutlich aber brannte den Reisenden der Boden unter den Füßen, fehlte doch nur wenig, daß nicht am Tage vor ihrem Betreten des Glarnerbodens »ein Auflauf in dem ganzen Land entstanden / in dem etliche von Mollis und Näfels auf ihrem Heim-Wäg von Glarus« — wo der Kreuzmarkt stattgefunden hatte — »zu Nettstall mit bloßen Schwerteren hinder einanderen kommen / daß man darüber / nachdem einige verletzt / und zu weichen genöthiget worden / den Lands-Frieden aussruffen müssen«. (Tschudi-Chronik S. 557).

Der im Herbst 1683 unsere Gegend besuchende Bernoulli hatte schon 1681 Bekanntschaft mit einer Schar von Glarnern gemacht, und zwar bei Gelegenheit seiner zweiten Hollandreise. In eben dem oben genannten Reisebüchlein berichtet er darüber folgendes: »Alss sich eine Gelegenheit präsentirt n. Holland zu reisen mit etlichen Kaufleuten von Glaris, deren 8 Brüder an der Zahl und zwei Schwägere, so alle Jahr schiffersteinerne Tisch herunder führten, als hat mich der Vatter ihnen verdingt und 6 Rhthl. versprochen, mich entweder biss Deventer oder Dort(recht) zu liefern.

* Peter Blumer, Pfr. v. Mollis 1675—1719. Abraham Wild, Diakon und Pfr. von Glarus 1665—1685.

Bin desswegen mit ihnen . . . den 27 April 1681 mittwochens wiederumb das andere mal von Basel abgereisst . . . Weil die Glarner sich allerorten so lang aufhielten« — und die Reise beispielsweise von Basel bis Mainz zehn Tage dauerte — »bin ich mit ihnen zerfallen«*.

Bernoullis »Spazier Reiß durchs Schweitzerland« führte ihn und seine Begleiter, Hr. Friedrich Battier und Hr. Hans Rudolf Frey, auch ins Toggenburg. Sie übernachteten am 13. September in Neßlau und gelangten am folgenden Tag über Amden nach Weesen. Näfels — »so ganz papistisch« — ließen die Reisenden rechts liegen und machten Halt in Mollis, um bei Pfarrer Blumer daselbst das Mittagessen einzunehmen. »NB: gerade den Tag zuvor truge sich d. Scharmützel zwischen den Unsrigen und den Papisten zu«.

Von Mollis gelangten die Basler in einer Stunde nach Glarus, wo sie den »Löwen« zu ihrem Quartier erwählten. Welchen Eindruck der Hauptfleck des Landes bei Bernoulli hinterließ, verrät dessen Reisebüchlein mit keiner Silbe. Wohl aber gedenkt es der »sehr hohen Gebürg und Alpen, darunter d. Wiggis und der Glärnitsch (!) Diesen letzteren hab ich mit einem quadranten obenhin gemessen, und 1164 sibenschühiger Stäb in d. Höhe befunden. Wurden von H. Pf. Wild und Hr. Luchsingers sel. Großmutter gastirt. Der Fürnembste ist d. Landammann, wird von d. Gemeind erwehlt; die Reformierten sind 6 mal stärker als die Papisten.«

*

Johann Jakob Scheuchzer (1672—1733), nach Oswald Heer »der Begründer der vaterländischen Naturkunde«, nimmt in der Reihe der Reiseschriftsteller eine Sonderstellung ein. Wie wir bereits einleitend feststellten, ist diese Arbeit unternommen worden in der Absicht, einen Beitrag zur Kulturgeschichte des Kantons Glarus zu leisten. Rein Naturwissenschaftliches, soweit es nicht etwa ins Kulturhistorische hinübergreift — wie bei den Themen Zieger, Schiefer u. a. —, muß hier also unberücksichtigt bleiben. Das ist mit ein Grund dafür, weshalb ungeachtet der großen Bedeutung Scheuchzers und trotz des Umfanges seiner Reiseberichte, diese relativ wenig Material zu dieser Arbeit liefern. Ein zweiter Grund liegt in Scheuchzers Zurückhaltung in der Mitteilung persönlicher Umstände, und ein dritter im Gefühl seiner Verpflichtung, jede Minute im Dienste der Wissenschaft auszunützen. So bildet, an größeren Ortschaften angekommen,

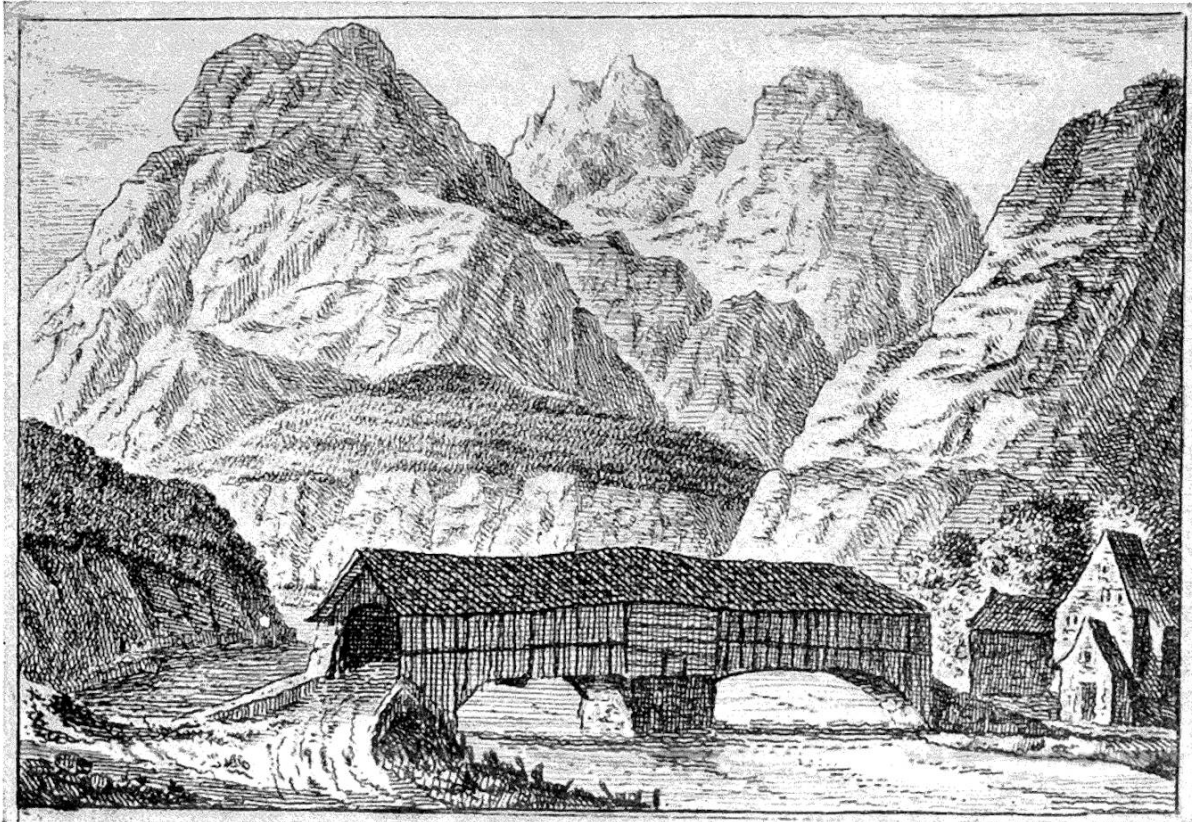
* Es handelt sich um die Söhne jenes Melchior Jenny (1644—1682) von Ennenda, dem das Verdienst gebührt, den Export von Schiefertischen als erster selbst in die Hand genommen zu haben. Ad. Jenny »Handel und Industrie« I, 15/16.

nie irgendwelche, für uns vielleicht recht interessante Zerstreuung dem Uermüdlichen einen Zeitvertreib, sondern es wird vor allem das Nötige für die nächsten Unternehmungen vorbereitet, auch das «bergmässerische Barometrum» zugerüstet, und Orts- und Berghöhen festgestellt.

Mit seinen Bergtouren scheint Scheuchzer weniger sich selbst einen Genuß bereitet, als vielmehr der Wissenschaft ein Opfer gebracht zu haben. Der Landschaftsgenuß spielt eine kleine Rolle nicht nur in seinen Berichten, sondern wohl auch in seinem Reiseerlebnis. »Auf allen, insonderheit den sonst so beschwerlichen Bergreisen machet man die Zeit mit nützlichen (!) und anmuthigen Discursen kurtz und angenehm« — lesen wir im Bericht von der Bergreise des Jahres 1705.

Die erste seiner Glarnerlandfahrten ließ Scheuchzer vorerst nur ganz kurz unserer Heimat Nordmark streifen und führte ihn dann ins Bündnerland. Am 27. Juli 1703, nachdem ein beträchtlicher Teil dieses Nachbarkantones von ihm und seinen Begleitern durchgemessen war, verließen die Reisenden Flims, um über den Segnespaß das Sernftal zu erreichen. Ueber die bergsteigerische Ausrüstung der Touristen zu dieser damals noch anspruchsvollen Leistung erfahren wir leider nichts. Der Aufstieg von Flims aus und besonders dann der Abstieg machte den Reisenden mehr Mühe »als alle bis dahin bestiegene Berge«. Wann man den größten Teil des Weges bereits zurückgelegt hat, »muß man durch einen sehr schmalen Weg gehen, die *Wand* genannt; er ist zimlich lang und bisweilen kaum zu beyden Seiten $\frac{1}{4}$ Schuh breit, unter welchem ein steiler Abgrund ist, in welchen zuweilen Stücke hinunter fallen. An einigen Orten ist die Wand glatt, und stehet fast senckelrecht etlich 100 Schuhhoch; oben her ist auch eine andre felsichte Wand aufgerichtet, daß die Sicherheit der Reisenden nur von hervorragenden Felsenstücken und Baumästen abhanget. Die so dem Schwindel unterworffen, führt man einen andern Weg, damit sie sich nicht so augenscheinlicher Lebens-Gefahr unterwerffen müssen. Auf solche Weis sind wir endlich des Nachts um 10 Uhr nach *Elm* gekommen. Wir haben aber billich uns des Schutzes Gottes so wol hier als auf der ganzen Reise mit Danckbarkeit zu erinnern.«

Am folgenden Tag, den 28. Juli, wurde dem Schieferbergwerk ein Besuch abgestattet. Die Platten »liegen ganz parallel übereinander, allzeit in gleicher Ordnung, sind alle platt, keine sind krumm, sie sind auch nicht klein, sondern einige bis 10 Schuhe lang und 4 breit. Bisweilen siehet man zwischen denselben helle Quarz-Adern, welche



Ziegelbrücke
J. J. Meyer, 1789

kaum $\frac{1}{3}$ eines Fingers breit sind; wenn solche in Ansehung der Blatten horizontal liegen, werden sie *Zieger* genennt, welchen Namen sie von der Gleichheit der Farbe mit dem Zieger bekommen haben; wenn sie perpendicular sind, nennet man sie *Gläß*. Die langen, aber nicht so gar breiten Stück, welche sie in Form der Brettlein zuschneiden, brauchen sie die Garten-Better zu umzäunen.«

Ueber den an diesen Besuch des Plattenberges sich anschließenden Marsch nach Glarus verliert der Bericht keine Silbe; weder die Natur noch die einzelnen Siedelungen erfahren eine Würdigung, und auch der Hauptort erregte nur in den sagenhaften Fingermalen in den Felsen auf der Burg, Scheuchzers Interesse. »Die so geheißne Eindrückung der Fingern«, erklärt der Naturforscher in Uebereinstimmung mit Hottinger als »Merckmale der spielenden Natur in Gestaltung der Tropfsteinen«.

Der Bevölkerung des Landes gedenkt Scheuchzer in diesem Reisebericht einzig in der Bemerkung, daß diejenigen Glarner, »welche die lieben Heiligen mit ihren Gebetern bestürmen«, jenen die Fingermalen aufweisenden Felsen »in großer Verehrung« halten.

Vor seiner Abreise über Weesen nach Zürich, am 29. Juli, unterließ es der Gelehrte nicht, »vermittelst eines Halb-Circuls auf der Ebne bey Glarus« — also vielleicht auf dem Zaunplatze — die Höhe der umstehenden Berge zu messen. Er fand für den Vorderglärnisch eine solche von 4431 Schuh, für den Wiggis 3571 und für den Schilt 3976 Schuhe.

Seinen Besuch vom Jahre 1705 unternahm Scheuchzer in Gesellschaft von fünf Jünglingen, seinen Schülern, unter welchen sich der später so verdiente Bürgermeister Joh. Jakob Leu, Verfasser des »Allgem. Schweiz. Lexikon«, befand. — Nachfolgend die einzelnen Tagesleistungen:

Juli 31.: Ritt von Lachen durch die March nach Bilten. Von hier gelangten die Reisenden über Niederurnen, Näfels, Netstal nach Glarus.

Aug.: 1.: Marsch über Mitlödi nach Schwanden, wo der Gesellschaft ist »große Ehr und Freundschaft bezeigt worden von dem Ehrw. Hrn. Heinrich Tschudi, Diacon des Orts«. Unter dessen und seines Bruders, Richter Tschudis Führung (welch letzterer »ein trefflich erfahrner Gemsen-Jäger« war), Aufstieg zur »Guppen«. Nach der Rückkehr ergötzten sich die fremden Gäste »mit einem annehmlichen Nachtessen, welches uns unsre werthen Freunde und Gefehrten, die Herren Tschuden hatten zurüsten lassen«.

Aug. 2.: Marsch durchs Großtal nach Linthal. Hier Nachtquartier.

Aug. 3.: Besuch der Pantenbrücke. Außer den Herren Tschuden nennt Scheuchzer als Begleiter von Linthal an noch Pfarrer (Joh. Heinrich Zäy) Zähi von Linthal, und Pfarrer (Joh. Heinrich) Zwicky von Betschwanden. Den Aufstieg zur Alp Bärenboden machten die Herren Geistlichen nicht mit. Die Begleitung bestand hier aus Richter Tschudi und Gemsjäger Caspar Störi.

Aug. 4.: Tour von der Bärenbode = nach der Fismatalp. Mittagsmahl »in dem Thal und Hütten Genschfayr«. Fortsetzung der Tour »in die Clauß« und über den Klausenpaß ins Schächental.

Vielleicht eben wegen des Umstandes, daß Scheuchzers Reisebeschreibungen — für den Naturhistoriker geschrieben — in erster Linie von diesen studiert werden, ist u. W. jetzt noch nie auf die Feststellung Scheuchzers hingewiesen worden, daß *Johann Heinrich Tschudi von Schwanden schon 1705* seine »Historische Beschreibung des Glarnerlandes ausgearbeitet (!), in welcher dessen Situation, der Einwohnern Sitten, Regiment (Verfassung), und Erzählung aller Geschichten welche das Vaterland angehen, in chronologischer Ordnung abgehandelt werden«.

Merkwürdig und u. W. ebenfalls noch nie bemerkt worden ist die Tatsache, daß Scheuchzer und Tschudi verschiedentlich über denselben Gegenstand *in genau übereinstimmendem Wortlaut* berichten, ohne eine Zitation anzuzeigen. Folgende Sätze finden sich wortwörtlich sowohl bei Tschudi als bei Scheuchzer. Es ist die Rede von den sogenannten »Heiden-Häußlein« in der Alp Müllibach. Beide sagen, es seien »uralte, nach sonderbarer Bau-Art gemauerte, an den Felsen klebende Hüttlein« (Tsch., pag. 39 — Sch.-S., pag. 75, Bd. 2).

Vom »Durnagelbach« schreiben beide, daß er »den Anwohnern viel zu schaffen gibt, daß sie bald hier, bald dort die von diesem Wald-Wasser umgekehrte Brücken oder Stäge wiederum aufrichten müssen (Tsch., pag. 4 — Sch., pag. 72). Wenn beide auch die hier gebräuchliche Redensart »Wankelmütig wie der Durnagelbach« anführen, so kann wohl kaum ein Zweifel darüber sein, daß Scheuchzer sie von Tschudi übernommen hat. Ihrer beider Anteil auch im übrigen durchgehend auseinander zu halten, ist wohl nicht mehr möglich und gehört auch nicht zu unserer Aufgabe.

Die in Scheuchzers Reisebeschreibung zu findenden Auslassungen über »Wildheuer« und »Freiberge« verdankte dieser stofflich jedenfalls seinen Begleitern Tschudi und Störi; *sein* Eigentum bleibt aber die literarische Fassung und die die Darstellung begleitende, gelegentlich erstaunlich sozial-demokratische Reflexion.

»Die Wildheuer« — schreibt Scheuchzer — »sind arme Leute, welche weder Wiesen noch Alpen haben ihr wenig Vieh damit zu ernähren, und deßwegen das *Heu* (von dem sie den Namen bekommen) in der Wildniß, in hohen gähstotzigen Orten sammeln müssen, dahin die Eigenthums-Herren nicht einmal getrauen ihr Vieh zu treiben, das Graß abzuätzen, aus Forcht, selbiges möchte zerfallen, auch nicht der Mühe werth achten, ihre Mäder dorthin zu senden. An solche Ort hin verfügen sich die Wildheuer, und schneiden das Futer, welches nach dem Natur-Recht eher den wilden Gemen als den zahmen Kühen zu gehören scheint, mit großer Lebensgefahr ab, weilen sie oft kaum mit einem Fuß sicher stehen können, sie pflegen dasselbe in ein Netz einzuwickeln, und über die Felsen abzustürzen, da es sich etwann zuträgt, daß der allgemeine Menschen-Mäder diesen Wildheuern den Lebensfaden zugleich abschneidet, wenn diese mit einem Fuß glitschen, mit welchem sie ihre Bürde Graß fort über die äußersten Felsenspitzen hinaus gestoßen, in dem Netze hangen bleiben, und zugleich fortgezogen werden, und elendiglich zerfallen.«

Ueber die vor dem Gemenabschuß gebannten Freiberge reflektiert Scheuchzer wie folgt: »In einer *Democratischen* Regierung, wie die Glarnerische ist, scheint ein solcher Wildbahn (Bann) etwas seltsames, und deß gemeinen Landvolcks Freyheit zuwider; wenn man aber den Endzweck dieser sonst scharffen Satzung, welche Verlust der Ehren, und Leibes-Strafe auf die Uebertreter setzt, recht betrachtet, so wird man finden, daß dieses Verbott zu großen Ehren und allgemeinem Nutzen des Landes dienet. Denn hiedurch werden die Gemßthiere allen Landleuten gemein, welche sonst, wo alles zu schießen erlaubt wäre, allein durch etlicher Jäger Hände denen wolbemittelten Häusern zugebracht, und dieses Gewild selbst aus denen Glarnerischen in die Urner-Gebirge gejagt würde.«

Sein Pantenbrücke-Erlebnis kleidet Scheuchzer in folgende Worte: »Wir reisten (von Linthal) fort, und kamen durch einen anmutigen Wald (dessen Holz zum Gebrauch der Stadt Zürich gefällt wird) zu der berühmten *Panten- oder Bantenbrücke*, welche von Steinen gewölbt, und von einem Felsen zu dem andern hinüber gehet. Es kan allhier ein Baukünstler die Manier sehen, wie an solchen hohen und wilden Orten die Brücken anzulegen, und von einer Seite zur andern zu führen. Einen Landschaft-Mahler wird die Zeit oder Mühe, welche er sich hieher zu verfügen nimmt, nicht gereuen, denn es kommen ihm so seltsame Prospective vor, dergleichen ich in der gantzen Schweiz nicht gesehen, außer bey dem Pfefers-Bad zwischen der Quell und dem

Badhauß. Auf der Brücke siehet man eine senckelgrade Tieffe von etliche hundert Schuhen, und sowol oberhalb gegen Mittag, als unterhalb gegen Mitternacht eine lange perspectivische Vertieffung der Felsen, mit nach und nach zunehmender Verfinsterung wegen Mangel des einfallenden Lichts, und unter den Felsen durch einen in erschrocklicher Tieffe rauschenden und schaumenden *Sand-Bach* (welcher die vornehmste Quelle der Lint) daß auch die herzhaftesten Leute bey einer so hohen in einen tieffen Abgrund gehenden Aussicht der Schwindel überfallen kan.«

Auch bei seiner letzten Glarnerlandreise, vom Jahre 1710, betrat Scheuchzer das Kantonsgebiet bei Bilten. Erst in Glarus hielten sich die Reisenden etwas auf, und zwar vor allem wegen eines einzureichenden Gesuches um die Erlaubnis, ins Bannggebiet der Freiberge einzudringen, damit sie »die Herden von Genssen sehen, und auch einige barometrische Beobachtungen daselbst anstellen könnten. Wir hatten auch von der Obrigkeit die Erlaubniß, eines von den Genssen niederzuschießen. Wir nahmen also neben andern den Hrn. Trümpi, einer von den geschwornen Freyberg-Schützen mit uns, welcher einige Jahre hernach von einem Berg herunter todt gefallen.«

Die Beschreibung dieser Freibergtour ist summarisch gehalten. Scheuchzer stellt fest, daß die meisten Alpen hier dem Blumerischen Geschlechte gehören und mehr als 200 Stöße halten. Die Hütten, in welchen die Bergsteiger übernachten, sind niedrig, »kaum 10 Schuhe hoch von der Erde bis an die Gipfel der Dächer. Die Ursach ist, damit die Lauwen welche etwa herunterfallen möchten, über die Hütten hinüber schießen, ohne sie zu verletzen.«

*

Sein »Reisli in das Glarnerland Anno 1707« — ausgeführt in Gesellschaft seines Bruders sowie des Hrn. Dr. Johannes Scheuchzer — unternahm Junker *Hans Heinrich Zoller* (1671—1763) von Zürich, einmal in der Absicht des Bretterkaufs, und zweitens in dem Vorhaben, »den berühmten glarnerischen Schieffer Stein Bruch zu besuchen«. Da Zollers Bericht auch auf das Handwerkliche des Schieferbrechens eingeht, bietet er eine willkommene Ergänzung Scheuchzers.

In Müllihorn, allwo er »verhofft ein Ueberfluß von Laden anzutreffen«, fand Zoller deren beste schon verkauft. Am 15. Juni langten die Reisenden in Glarus an, »allwo wir zu Mittag gespiesen, und einen bekannten Gensjäger beschickt umb von ihm ein ald anderes zu vernemmen«. Nachher Aufbruch nach Schwanden. »Allda haben

wir Hr. Joh. Heinrich Tschudi Diacon daselbst / weilen er beider HH. Dr. Scheuchzern guter Freund war / visite gemacht, von dem sind wir sehr freundlich empfangen worden, hat uns auch viel vermöglichs zu der Natur-Historj dienliche Sachen bey einem Abendtrunk zu verstehen geben«. Noch diesen Abend gings »Berg auf und ab« weiter nach »Math, allda die verrümbsten so dieser Schieffer Berge« sind. »Den 16ten dto sind wir am Morgen bey guter Zeit mit Jacob Wild von Math, einem brafen und freundlichen Mann, den Berg hinauf zu dem Stein Bruch gangen, da haben wir mit Verwunderung gesehen, wie curios die Schiefferen aufeinanderen ligen, und wie so artlich sie zu bergen oder voneinander zu söndern, nemmlichen man mißt und zeichnet wie es sich etwann, die Tafelen zu machen, wol schicken thut, dann hat man ein Spitzhammer, bickt mit demselben der Zeichnung nach, so das geschehen nimmt man von dürrer Tannwurz Holz gemachte schinnen, schlägt selbige allgemählich zwischen das oben gebickte und das nechst darauf sich befindende Lager, und zwahren schlägt man nicht zu vil noch zu starck auf ein mahl, laßt dann die Bissen oder Schinnen ein wenig ruhen, da fangt der Schieffer an ein wenig zu lupfen, dann schlägt man die hölzeren Bissen nach und nach weiters hinein, bis sich der gebickte Schieffer von selbst auflupft; weilen man aber auf das Lupfen warten muß, so werden andere Stück gebickt und gebisset.«

Zur Zeit dieses Besuches wandten die Arbeiter den Petrefacten noch keine besondere Sorgfalt zu: »Sie werfinds als unnütz den Berg hinunder; da sagten wir, wann mehr etwas dergleichen zum Vorschein komme, sollind sie uns solches nachen Zürich schicken, wir wollend sie schon darumb befridigen«. Nach längerem Suchen fand Zoller an Ort und Stelle »die figur eines Fischgrathes auf einer Schieffer«.

»Auf diesem Berg zeigte man uns auch den Berg Faltzüber bey Ellm, und die Gegne darauf wo das St. Martis Loch ist«.

Auf dem Rückweg nach Glarus und von da nach Näfels wollen die Reisenden »vil Gembs-Thier gesehen« haben.

Zoller hat mit seinem Manuskript zusammengeheftet die Füßliche Glarner Landkarte nach Scheuchzer, sowie jene Riedigers nach Tschudi. Auf Seite 205 seines Manuskriptes hat er selber beigesteuert eine aquarellierte »Ungefährliche Situation des Berühmten Blatten Bergs«, auf der auch das »Mattlauwi-Bad« nicht vergessen ist. Die Erlenruns scheidet auf dieser Skizze den alten und den neuen Steinbruch.

III. Eidgenössische Gesellschaftsreisen

Eine nächste Glarnerland-Reise geschah 1727 unter der Führung von V. D. M. Joh. Casp. Hagenbuch. Ihm hatten sich anvertraut die Herren Heinrich Rahn und Caspar Escher, zwei Studenten der Medizin; ferner die drei stud. polit. Conrad Heidegger, Jacob Hirtzel und Heinrich Waser. Dann Herr Dr. Peter Ryßler von Müllhaußen S. M. C., sowie *Salomon Nüscherler, stud. theol.*

Außer einer von Hagenbuch verfaßten und bereits auszugsweise von Dr. J. Winteler veröffentlichten Beschreibung dieser Reise liegt noch eine zweite, ausführlichere vor. Der Autor dieses der St. Galler Stiftsbibliothek eigentümlichen Manuskripts ist *Nüscherler*.

Der häufige Gebrauch des »zimmlich«, die Klugheit, mit der der Verfasser die Predigtweise des Herrn Pfr. David Luchsinger kritisiert, seine Zurückhaltung in der eigenen Stellungnahme zu den angeblichen Fingermalen im Felsen auf dem »Bürgli«, lassen uns den stud. theol. Nüscherler als eine vorsichtig-konziliante Natur erscheinen. In seinen Angaben über das Kalte-Bad im Krauchthal stützt er sich auf jene in J. H. Tschudis »Beschreibung von dem Land Glarus«.

Samstag, den 9. August 1727, am Spätnachmittag, langte die Gesellschaft, vom Klausen herkommend, in Linthal an und nahm den Abendtrunk bei Hr. Ratsherr Zweifel; sie nächtigte bei Ratsherr Stüßi in Rüti. Sonntags früh passierten die Reisenden Schwanden, wo sie »bey Hr. Jacob Luchsinger, einem Garnhändler« vorsprachen, vorzüglich deshalb, damit er, der einigen unter ihnen geschäftlich bekannt war, bei Gelegenheit einer seiner wöchentlichen Zürichfahrten die von ihnen bis jetzt gesammelten Naturalia dorthin mitnehme. Währenddem die Gesellschaft einen von Luchsinger gespendeten »Kirsch« probierte, kam Hr. Richter Tschudi, ein Bruder des »bekanten Auctore« und gelegentlicher Reisebegleiter Scheuchzers herzu, »ein sehr höflicher und freundlicher Herr«.

Ohne sich lange aufzuhalten, machten sich die Reisenden wieder auf den Weg nach dem Hauptort. »Glarus ist zimmlich groß, hat schöne wohlgebaute Häuser. Die Hauptkirchen ist zwar groß aber zimmlich dunkel; das Chor und vast die Helfte der Kirchen mit Bilderen angefüllet. Es sind auch die in Kriegen und Schlachten eroberte Fahnen aufgehenkt. Disen Morgen haben wir in diser Kirchen den alten Hr. Pfr. Luchsinger predigen gehört: dann wir just zu rechter Zeit in Glarus komen, daß wir noch in die Kirch zum Gottesdienst gehen können: gegen dem Ende seiner Predig bedauerten wir recht ernstlich, daß Hr. Diacon Heidegger, den MGH kurz vorher auf die

Helferey zu Predigern heimvociert, von ihnen scheiden müssen... Wo immer jemand in Glarus und umb Glarus herum mit uns geredet, der nur gewußt daß wir Zürcher seyen, alle insgesamt bezeiget wie ungemein lieb ihnen dieser Hr. gewesen, und wie schmerzlich ungern sie ihne von sich lassen. Nach geendeter Predig und gebet wurden, welches in Glarus bräuchig ist, verlohrene Sachen, gebot und verbot etc. ausgerufen... Ein mißbrauch ist, daß nach vollendetem gebet der meiste theil des Volchs aus der Kirch läuft, und dem Christlichen Gesang vast niemand aufwartet. fahls dieses ordinarie an Sonntagen geschiehet wie es diesen geschehen, meritirte es eher als obige Sachen (aus dem Mandat) ordentlich in der Kirchen verboten zu werden. Nachdem wir aus der Kirchen gekommen, quartirten wir uns auf dem Rathause ein, welches wohl, aber nicht prächtig aufgebaut ist. In der Rathstuben Tilli hanget eine aus Holz geschnizlete *Justitia*. An der Wand sind auf einer Tafel die Schilt und Nammen der H. Landammann zu sehen. Vor den Fenstern hat es keine Umhänge, weil das Tach so schön vor die Fenster hinunter hanget, daß man Umhänge gar wohl erspahren kan. Unter dem Tach ist eine ausgefüllte Haut von einem Bären, der A. 1719 geschossen worden, aufgehänket. Nch dem Mittagessen übersandten wir ein von Hr. Quartir Hauptmann Hirzel uns übergebenes Schreiben an Hr. Seckelmstr. (Jost) Heer, der uns die Ehre angethan, u. alsobald auf unser Losament kommen ist. In Begleit dießes Hr. Heeren giengen wir zu Jkr. Tschudi*, gewesenem Pfr. zu Werdenberg, u. beschaueten sein Naturalien Cabinet, aus demme er einige pièces den HH. Liebhabern der Compagnie vertheilet. In selbigem sind keine sonderbahre oder rare stück, u. meritirt es am meisten gesehen zu werden, wegen denen so wohl großen als feinen schönen Blatten aus dem Tafelberg zwischen Schwanden und Matt; auf denen allerhand Fische zierlich zu sehen sind, deren Hr. Ryßler eine zimmliche Quantitet zuhanden bekommen. Er besizet auch ein treffliches Herbarium vivum, welches einiche Liebhabere der Botanic durchblättert, u. sonderlich auch rarer und schöner Alp-Kräuter wahrgenommen. Von Jkr. Tschudi führte uns Hr. Heer in sein Hauß und ließ uns mit einem Trunk bedienen.

* Vermutlich der berühmte Ex-Pfarrer *Peter von Tschudi* (1687 bis 1772). Siehe Landesgeschichte von Melchior Schuler, pag. 321. Ueber seine Sammlung schreibt J. C. Füßlin (Staats- und Erdbeschreibung II 331): »Herr Peter von Tschudy von Glarus hat ein Cabinet, das mit solchen raren Steinen angefüllt ist. Neben anderm ist eine Tafel von schwarzem Schieferstein, 4 Schuhe lang und 3 Schuhe breit, zu sehen, welches Fliegen, Vögel, Schlangen, Vipern, Scorpionen und verschiedene Gerippe von allerhand Fischen in sich begreift.«

Nach vollendeter Mittag Predig giengen wir wiederum in begleit mehrgemelten Hr. Seckelmstr. Heeren, unserem H. Diacono Heidegger eine visite abzulegen u. zu seiner vocation in die Stadt zu gratuliren. Es hat auch dieser Herr uns ungemein höflich empfangen und mit einem Abendessen aufwarten lassen. In seinem Museo haben wir seine schon zimmlich großen Collectanea zu einem Heidegger Stamm- baum gesehen. Er hoffet auch, wann seine Veränderung vorbey, in Zürich noch die manglende Documenta zu bekommen, daß der Stammbaum dannzumahlen völlig instand zu bringen seye. Es nahm dieser Hr. fehrner die Mühe und führete uns auf . . . die Burg.« (Wegen der Fingereindrücke der Zürcher Heiligen verweist Nüscheler auf Hottingers und Scheuchzers Meinung.)

Nachher Abmarsch nach Matt. Regenwetter nötigte die Herren, in Mitlödi zu übernachten, bei Hr. Ratsherr Wild.

Montag, 11. August: Besuch des Plattenbergs, wo sie sich für die »allerhand Figuren, meistens aber Fische, die auf diesen schwarzen Schiefersteinen zu Zeiten gefunden werden«, interessieren. Bessere als die vorhandenen Exemplare verspricht man ihnen nach Zürich zu senden. »Als wir uns wegen dieser Blatten stücken genug aufgehalten, marschirten wir vollends auf Matt. Spiesen allda aus Mangel eines Wirtshauses in einem Schenkhause zu Mittag, dungen einen guide der uns noch bis in das Weißtannenthal, Sarganser Landes führen sollte. Marschirten so mit ihm über drei zimmlich hohe Alpen die mühsam zu besteigen waren.«

*

Schon im Jahre 1731 wieder wurde unser Land von einer Gesell- schaft junger Zürcher bereist, und ein Bericht darüber verfaßt von dem V. D. M. *Johannes Schmutz* (1700—1778), dem späteren Pfarrer von Wollishofen und Dekan des Seekapitels.

Allein dadurch, daß Schmutz in der Lage war, auch das Glarner Unterland sowie das Klöntal zu schildern, konnte sein Bericht reicher ausfallen als derjenige Nüschelers. Er behauptet seinen eigenen Ton aber auch da, wo beide dasselbe Thema behandeln. Schmutz ist die kräftigere Natur und als der zweifellos ältere auch der reifere. Auch er hat bei Abfassung seines Berichtes die Tschudi'sche »Beschreibung« des Glarnerlandes (1714) konsultiert und von Tschudi z. B. die Ety- mologie des Namens Pantenbrücke übernommen (welche Laien-Ety- mologie jüngst korrigiert worden ist). In seinem Ausdruck ist Schmutz (gerade wie Tschudi es auch war) ein Kind seiner Zeit, das gelegent- lich französierend auftritt. Sein Vergleich des Glarnerlandes mit einer

Fischer-Reuse ist recht anschaulich, wenn auch insofern leicht hinkend, als es jedenfalls der Schmutz'schen Gesellschaft gelang, an der engsten Stelle der Reuse durchzubrechen. Die himmelshohen Felsen »in disen Bergländern« flößen ihm gewaltigen Respekt ein. Im Klöntal — »einem anmuthigen Thal« — bricht auch leise die Freude an der Landschaft aus ihm hervor. Auffällig, doch erklärlich ist das große Behagen des Städters an den Brunnen und Quellen des Landes. Wie schade, daß er nicht ebenso liebevoll die »nit wenige Bilder« in der Fridolinskirche zu Glarus beschrieben hat.

Als Teilnehmer an der Reise nennt Schmutz: Leonhard Nüscher, H. J. Füßli, H. J. Kramer, H. C. Heß, S. Spöndli, R. v. Muralt, L. Ziegler, den späteren Physiker-Musiker *Joh. Jb. Ott* und den späteren Numismatiker *Jh. Jb. Geßner*. Als Bediente wurden mitgenommen Philipp Sennhauser und Salomon Bleuler. Die im ganzen 32 Tage dauernde Schweizerreise kostete jeden der neun jungen Herren, welche ihren Mentor und beide Bediente frei halten und jenen mit fl. 37,5 für seine Reisebeschreibung entschädigen mußten, nur je 59 fl. u. 34 B. Diese Daten entnehmen wir einem »Verzeichnuß des Einnehmens und Ausgebens«, das der als Naturwissenschaftler berühmte *Chorherr Johannes Geßner* (1709—1790) — der um zwei Jahre jüngere Bruder des eben erwähnten Numismatikers — geführt hat. Geßner war in Schweizerreisen bereits erfahren, hatte er doch dem Glarnerland schon in den Jahren 1726 und 1729 wissenschaftliche Besuche abgestattet. In ihm hat man den spiritus rector der 1731er Reise zu erblicken, wogegen Schmutz seine Schutzbefohlenen nach Geßners Anweisungen zu betreuen hatte. Da einerseits Schmutz an keiner Stelle seines Reiseberichtes Angaben über Auslagen macht, da Geßner andererseits *nur* Ausgaben und Einnahmen verzeichnet — unter den Einnahmen nämlich die Beiträge der resp. Eltern der Teilnehmer — fügen wir im folgenden dem Schmutz'schen Texte die Geßner'schen Auskünfte (in Klammern) bei. »Es ist aber zu gewahren« — sagt Geßner — »daß das Geld in dem Außgeben an den wenigsten Orten den Valor gehabt hat, in welchem wir es haben annehmen müssen«.

Bereits drei Tage vor Antritt der Reise schon hatte sich Salomon Bleuler um den Preis von 22 Batzen »eine Borde auf den Hut« gekauft, und da wohl auch Wichtigeres nun umsichtig besorgt war, konnte die Gesellschaft am 16. Juli nach Rapperswil aufbrechen, dort sich nach Lachen einschiffen und den Weg ins Glarnerland unter die Füße nehmen. Dessen Nordgrenze überschritten sie bei »*Niederbilten*, welcher Orth positiuert, daß er im Sommer nicht sicher vor wilden und alles mit Grien und Zentner schweren Steinen

überschwemmenden Bergwasser, wie an Jacobitag 1730 geschehen, und im Winter und Frühling der gefährlichen Schlipfen und Lawinen ist.

Wir kamen auf *Oberbilten*, allwo in der Straß, die in der Ebene durchgeht, gar große Steine liegen, welche den wandernden Leuten nicht weniger Schaden zufügen könnten; sonst ist dieser Orth unbewohnt. Von da hatten wir über die Rieder zu passieren bis auf die *Zohlbrugg*, welche Rieder bei nassem Wetter zu passieren fast impracticabel sind. Diese Zohlbrugg ist eine hölzerne, mit Ziegeln bedeckte Brugg, danachen sie auch Ziegelbrugg genannt wird. Zohlbrugg heißt sie, weil allda von Wahren, Vieh etc. der Zohl abgestattet wird. Sie gehet über den Fluß Linth, so aus dem Glarnerland herfür kommt und die Weesner Linth, sonst der Seez genannt, und von Weesen aus dem Wallenstadter See herausfließet, welche dann beyde under dieser Brugg vereinigt hindurch und zuletzt in den Zürichsee fließen und bey ihrem Ausfluß die Limmat ausmachen.

Wir gingen der Weesner Linth nach an einem Berg hinauf nach *Weesen*, passierten zuvor über die Weesner Allmendt; oberhalb hatten wir den Berg Amon, auf räthisch Au munt, an diesem Fuß Weesen nechst am See gelegen ist, allwo wir Nachmittag um 9 Uhr angelanget und im Wirtshaus zum Schwert genannt die Einkehr genommen ...»

(Am 17. Juli bey dem »Leuen« zu Bilten für einen Trunk und einiche Erfrischung ... 1 fl., 4 B. — Zoll an der Ziegelbrugg 4 B. — Mahlzeit im Schwert zu Weesen 2 fl., 4 B.)

»Man kann noch Rudimente von der alten Stadt sehen, ein Stück, wie man dafür hält, von dem alten Rathaus, Reliquien von der Ringmauer, andere Gebäude und Stadtgraben. In der Nachbarschaft allda zeigt man, wo ehemalen die alten Schlösser gestanden, als *Meldburg*, auf einem benachbarten Berg, item *Hutten*, davon die Mauern heutzutag unter dem Seewasser liegend und under dem selben gesehen werden können.«

Von Weesen gelangte die Gesellschaft nach *Näfels*, begab sich auf den Ort der Schlacht und gewährte auch »nit weit von Näfels... den bekannten Freulerschen Palast«, welcher aber offenbar nicht besichtigt wurde. Wohl dagegen besuchten die Reisenden »das all dortige A. 1679 neu erbauwte, um etwas fortificate und mit einer Wasserkunst versehene Capuziner Closter... Wir gingen über einen ebenen Weg nebst dem hohen Berg *Wiggis*, der uns zur rechten stund; einige von unserer Compagnie hatten die plaisir, sich mit Jauchzen zu exercieren, da dann plaisirlich war, zu hören, wie die auf dem

überaus hohen Berg zu aller oberst auf den Alpen sich aufhaltenden Sennen bald auf jeden Jauchzer wieder mit freundlichem Gegenjauchzer antworteten. Ja, wir vermeinten oft, sie schauwen ab den himmelshohen Felswänden hinab oder stehen doch zuvorderst bey denselben. Wie dann auch die Einwohner diser Gegend uns berichteten, daß sie oft zu oberst und zu äußerst auf die Felswände hinaussitzen, die Beine herabhencken und mit denen unten im Thal sich befindenden Leuthen reden, auch fiele der Bericht, daß herzhafte Leuthe sich ohne sonderlich Gefahr, auf die allerobersten Spitzen vieler solchen hohen Gebirgen hinaussitzen können, insonderheit auf den Glarnisch, Wiggis und Schilt, welches die höchsten gebirg im Glarner Land sind.«

Am 18. Juli führten gute Freunde die Zürcher Gäste zu den Fingermalen auf die Burg zu *Glarus* — »welche curiosität wir auch besehen und freylich 5 oblange geriebte Finger, ein jeder von dem andern so weith entfernt, daß ein Mann in alle fünf zugleich seine 5 Finger hinhalten kann, angetroffen. Daß dises ein Wunderwerck sey, braucht einen mehr als starken Glauben. Ein gewisser Kalckbrenner, der grad unten im Thal under dem präcipitio diser Burg sich aufhaltet, verdeutet uns, daß es nichts ungewohntes sey, dergleichen mit andern merckmahlen der Natur bezeichnete Stein anzutreffen. Er glaubt auch, diser gantz weit herausragende Felsen werde nach und nach einfallen, Ihmc gute Kalksteine fournieren und das Wunderwerck alsdann verloren gehen . . . Wir besahen die *S. Fridolinskirch*, welche zwar groß, aber alt und dunkel; die Catholischen haben auch Anteil daran. In selbiger sind nicht nur viel in alten Schlachten eroberte Fahnen, sondern auch nit wenig Bilder zu sehen. Insonderheit stehet unweit der Cantzel in Lebensgröße ausgehauen das Bildnus St. Fridolins, der Ursum, einen Bürger von Glarus, um ihm in einem Prozeß Zeugnus geben zu können, von Todten auferweckt hat, wie dann auch dieses Ursi Begräbnis in eben diser kirchen um etwas erhöht neben den Mannenstühlen gezeiget wird. Bey dem Eingang in die Kirchen zeiget man uns auch das ungeweihte Orth, so zwar nit in der Kirchen, aber doch vor der Kirchen unter dem Vordach sich befindet, da die Papisten ihre Kinder zu taufen und der Ungetauften zu begraben pflegen.

Der *Flecken* Glarus ist ziemlich groß, wohl gebaut und hat hin und her schöne Häuser, die aber alle, wenige ausgenommen, nit mit Zieglen, sondern mit Schindlen, die mit Steinen beschwert, bedeckt sind. Man zeigte uns auch drei unterschiedliche Oerther, dahier in der großen Wätternacht dises Jahres den 30. und 31. Juni der Donner

wie wohl ohne sonderlichen Schaden eingeschlagen, welches sonst an disen hohen Orthen etwas fast unerhörtes ist.

Im *Rathause* ist wenig sehenswürdiges; unter dem Dach gegen die Straß hinaus hanget eine ausgefülte Bärenhaut, welcher Bär Ao 1719 in der Biltner Alp geschossen worden, darum lasset man seine Haut im Andenken hier hangen, welches in disen Bergländern ein gar gemeiner Gebrauch ist. Zwischen dem Rathaus und der Hauptkirch befindet sich ein schöner und großer Platz, mit Linden besetzt, der mit kleiner Mauer umgeben ist. In diesem Flecken sind vortrefflich schöne laufende Brunnen, immerzu mit großer Quantität des allerklarsten, kühlsten und gesundesten Wassers versehen.

Wir gingen hernach zu dem auf und zwischen hohen Gebirgen gelegenen *Klönthalersee*; wir kamen zuerst zu einem Dörflein vermischter Religion, *Riedern* genannt, wo ein sehr kalter, aber auch sehr gesunder Brunnen anzutreffen. Wir stiegen von da allernechst an dem himmelshohen Berg Wiggis, welchen wir so hart an unserer rechten Seithen hatten, das wir seine perpendicular stotzigen Felswände berühren konnten, in die Höhe, und kamen zu einem Tobel, da der Löntschfluß durch eine ziemliche Cataractam mit großem Geräusch in das Tobel hinunterschiesset und etlich Centner schwere Stein von der Höhe in die Tiefe hinunterstürzt, welche mit ihrem Fall einen Thon fast wie ein Donner verursachten. Wir gingen weiter hart an dem Wiggis vorbei, wir sahen an vielen Orthen erschrecklich in die Länge sich erstreckende Felsen, welche von Zeit zu Zeit von dem daselbst in die Höhe steigenden Berg hinunterfallen und die Straße beschwerlich machen. Wir sahen auch sehr hohe Felswände, so von unden har gantz faul und wegen allbereits abgefallenen Stucken sehr underhöhlt sind, darbey nicht ohne Gefahr zu passieren. Wir kamen zu einem Brunnen, der aus dem gälligen Felsen herausfloß, überaus kalt, aber doch gantz gesund war. Endlich kamen wir zu dem Klöntalersee, der etwan 2 Stund lang und $\frac{1}{4}$ Stund breit ist, zwischen den hohen Bergen Wiggis und Glärnisch, in einem anmuthigen Thal, das aber auch selbst hochgelegen. Um dis revier sind die schönsten Weiden. Diser kleine See, der aber an einigen Orthen sehr tief ist, soll alle Winter stark überfrieren. Wir marschierten zurück bis auf die äußersten Häuser des Fleckens Glarus, um von da auf Mitlödi und hernach auf *Schwanden*, kamen abend um 9 Uhr allda an, nahmen die Einkehr bey der Kronen und wegen daselbstigem Mangel an gemeinsamen Platzes auch bey *Diacon (Melchior) Streiff* daselbst.«

(Den 18. Juli in der Kirche zu Glarus dem Mesmer 5 B. — Für Wein und Brot in Riedern 14 B. — Dem Manne der uns geholfen Steine in das Tobel welzen 4 B. — Dem Bagagetrager von Glarus bis Schwanden 14 B. — Den 19. Juli: Kuchi-Schilling bei Hr. Helfer Streiff in Schwanden 1 fl.)

»Den 19. Julii. Wir gingen von Schwanden durch das sogenannte kleine Thal auf den *Blattenberg* und sahen unterwegs den Orth, wo die Linth und Sernfft zusammenfließen. Die Sernfft ließen wir allzeit auf der linggen Seite liggen. Wir kamen auch zu dem Niderenbach, auf welchem das meiste Holz hinabgeflößt wird. Man zeigte uns alda eine Mulli und Sagi, wo vor disen eine Eisenschmelze gestanden, weil auf dem benachbarten Berg Guppen viel Eisen und ander Metall gegraben worden, auch eine Salpeter-Siederey. Unten in der Tiefe jenseits auf der linggen Seite hart an der Sernfft das alte sog. Lochbad, desgleichen die sog. *Heidenschantz*, der die Tradition ist, daß vormahls die heidnischen Einwohner dieses Landes sich noch am längsten gehalten und einige Fortifikation gehabt haben.

Wir passierten neben einem Dörfli *Engi* genannt, so wir auf der linggen Hand ließen. Wir kamen endlich zu dem Dörfli *Matt* und zu dem zur rechten Seiten gelegenen weitberühmten *Blattenberg*, wo die in gantz Europa, ja fast gantzer Welt bekannte Glarner Tischtafeln gebrochen werden. Wir kletterten in disen recht kuriosen Steinbruch nit ohne große Müh und zwar nit in den neuwen und kleinern, sondern in den obern, größern und alten, hinauf. Wir sahen mit Erstaunen die wunderbaren Lager diser Schiefersteinen oder Blatten, da eine über die andere, als wie die Blätter an einem liegenden Buch, nicht perpendicular, sondern horizontal gar ordentlich ligen und aschfarb anzusehen sind. Dise werden mit Spitzhämmern gelöst und mit Eisen vollends voneinander gesondert, die dann, wann sy guet sind, gar schön voneinander spalten, worauf sy in den Hütten die zu Matt und der Enden gefunden werden, noch vollends gehobelt und ausgearbeitet werden. Man findet auch oft in diesen Schiefersteinen Bildnusse von gantz oder halb versteinerten Thieren, Fischen, Gräsern etc., so in die Naturalien Cabinetten aufgekauft werden...

Den 20. Julii. Wir gingen morgens wider von Schwanden weg und passirten in das sog. Großtal... und kamen in das Dorf *Linthal*. Wir aßen in der Mülli des Abends und der Wirth präsentierte uns ein großes Glas voll Wasser, aus einem aus dem grad vorüberliegenden Berg entspringenden Schwefelbrunnen. Wann man das Wasser gegen die Nasen hielt, roch man einen vast unleidlichen Schwefel-

geruch. Die Einwohner halten es für ein bewährtes Mittel für die Schwindsucht und andere Krankheiten.

Wir reisten von da durch angenehme grasreiche Auwen und Matten, die zwischendt hohen Gebirgen ligen, wir kamen an einen Orth Reithibrunnengut, wo unvergleichliches Brunnenwasser hervorquillet. Wir zehlten allein in einem Revier, nit breiter als 7 Schritt, 7 unterschiedliche Quellen, da das Wasser in unglaublicher Menge und mit großer Gewalt und Geräusch aus dem Boden hervortrudlet...

Von Schwanden bis hierher hatten wir auf beyden Seithen nechst bey uns verschiedene namhafte und hohe Gebirg«, als — z. B. den *Selbsanft* — »welcher zu oberst einen Gipfel hat, die Cantzel genannt. Er ist einer der allerhöchsten Bergen, auf denen man, wie man uns berichtet, bis in das Elsaß, Frankreich und bis weit in Teutschland hineinsehen mag. Man mag ihn auch zu Zürich sehen und von anderen Bergen aus wegen seiner Cantzel gar wohl erkennen. Nit gar weit von uns entfernt sahen wir den sogen. *Tödiberg*, der vast gantz unübersteiglich und der aller höchste in der Schweiz sein soll...

Wir marschierten nun weiter und kamen nach den allerhintersten Theilen und Gränzen des Glarner Landes... Wir stiegen auf und kamen endlich zu der schon lang zu sehen gewesenen Pantenbrugg... Diese merckwürdige Brugg ist auf einer Höhe gelegen, bestehend aus einem einzigen steinernen Gwölb über ein entsetzlich tiefes und dunkel Tobel, in welchem der Sandbach mit großem Geräusch hindurchfließet. Dahier ist eine solche horrible Wiltnus, daß nebst den Alpleuthen niemand dahin kombt als Gemsjäger oder wer von der Curiosität getrieben. Die Brugg selbst, wie wir sie gemessen haben, ist 18 Schritt lang und $4\frac{1}{2}$ Schritt breit; sie ist auch versehen mit Nebenmäuerlein. Man kann vast vor Grauen nicht in die Tiefe sehen...«

(Aus dem Sernftal waren die Reisenden wieder nach Schwanden zurückgekehrt, wo sie am 20. Juli zu bezahlen hatten die Ürth für 2 Nacht- und zwei Morgenessen 16 fl. 24 B. — In die Kuchi deselbst 8 B. — In Engi für Wein und Milch 8 B. Dem Führer zum und im Plattenberg 20 B.)

Bevor die Gesellschaft — der Route Scheuchzers über Bärenboden, Fismat, Gemsfayr und Klus folgend — das Land verließ, hielt sie sich noch fast drei Tage in dem Berghäusli auf Ahorn-Stafel («an der Silberen, neben der Fätschen») auf. Dem Jörg Ehrismann, Senn

des Tagwenvogts Fridli Blumer, bezahlte sie für Logis und Pension, inbegriffen »eine Geiß die wir ihm abgekauft und gegessen haben 7 fl. 8 B.« Der Bagageträger Fridli Störi von Schwanden, der die Reisenden bis nach Altdorf geleitet, der sie auch über den Kinzenbach getragen hatte, wurde entlohnt mit 2 fl. 10 B.

*

Geßner und Schmutz an der Spitze von »etwann eilf junger Herren« bereisten den nördlichen Teil des Glarnerlandes auch im Juli des Jahres 1745. Bemerkenswert an dem diese Reise betreffenden, wiederum von Schmutz verfaßten Bericht ist nur erstens, daß neben der Ratsstuben zu Glarus ein Saal sich befand, »darin unterweilen Mahlzeiten gehalten« wurden; zweitens, daß es nicht möglich war, das Zeughaus zu besichtigen: »Herr Zeugherr sey nicht bey Haus, man könne die Schlüssel nicht finden« (was möglicherweise nur eine Ausrede war), und drittens, daß die Gäste das Land über den Pragelpaß verließen.

Auch der Bericht von einer »Schweizerreise des Jahres 1751« — verfaßt vom Führer der reisenden Jünglinge, einem Schüler Johannes Geßners, von dem Pfarrer *Joh. Jakob Köchlin* (1721—1787) aus Zürich — ist wenig ergiebig. Festhaltenswert daraus ist einzig die Glarus betreffende Notiz: »Allda ist zu sehen die Indienen und Ratine fabrique des Hr. Landt Major Streifen, und die für Ratine dienende und von großem Wasser getriebene Frisier-Mühle«.

Unter den Teilnehmern an dieser Reise befand sich noch ein zweiter Geßner-Schüler: der Schaffhauser Joh. Georg Stockar (geb. 1736), später Arzt in seiner Vaterstadt; Besitzer eines schönen Naturalienkabinetts mit reichem Herbarium. Ob dieser Schaffhauser mitverantwortlich dafür ist, daß im übernächsten Jahre fünf seiner Landsleute in ihre Schweizerreise das Glarnerland einzubeziehen nicht unterließen, entzieht sich unserer Kenntnis, doch ist es sehr wohl möglich: ja, es liegt nahe.

*

Genannte Reise vom Frühjahr 1753 erfolgte unter Führung des als Mathematiker renommierten *Thomas Spleiß* (1705—1775) von Schaffhausen. Er hatte seinerzeit mit einem Glarner in Basel studiert, dort doktoriert mit einer Arbeit über ein optisches Problem und war 1728 zum Professor für Mathematik am Gymnasium zu Schaffhausen gewählt worden. So tüchtig Spleiß als Mathematiker gewesen

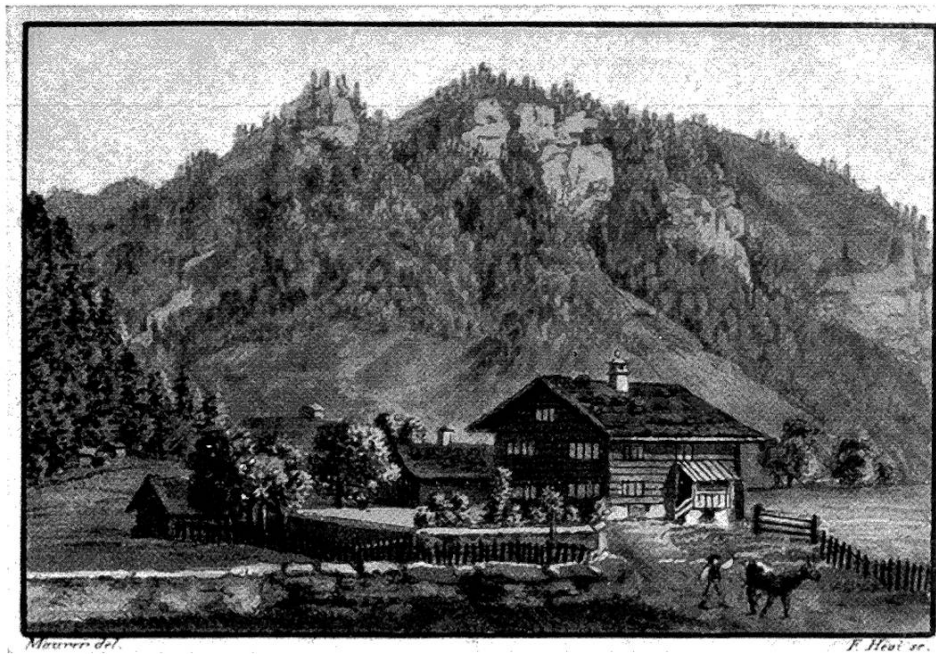
sein mag, sein »Diarium« — wenn es auch mancherlei bietet — ist nicht der Ausdruck einer reichen Persönlichkeit. Noch lieber als die Namen der genossenen Weine hätten wir Näheres über die »netten Mahlereyen« im Hause des Landammann Streiff erfahren. Daß der Herr Professor weder im Kirchenraum noch in der Sakristei irgend etwas »Remarquables« entdecken konnte, darf man ihm um so stärker ankreiden, als beispielsweise die beiden Orgeln aufdringlich ins Auge fallen mußten, und als ein Landsmann Spleißens, der Schaffhauser *Speißegger*, der Erbauer des erst wenige Jahre alten Instrumentes der Evangelischen war.

Es dürfte der Mathematiker in Spleiß gewesen sein, der bei Erwähnung des Sieges von 350 Eidgenossen über 15 000 Oesterreicher 1388 bei Näfels, vom Verfasser des Diariums das konjunktivische »solle« verlangt hat*. Weniger auf einen Mathematiker schließen läßt die Angabe vom großen »runden Creiß«, zu welchem die Bänke des Landrates an der Landsgemeinde gereiht sich zeigten. Das »Phlegma« des Landammanns hat Spleiß falsch gedeutet, wie er denn überhaupt wenig Bedürfnis und Fähigkeit verrät, tiefer zu schauen. Schon um ihrer Seltenheit wegen ist uns aber die Schilderung einer nun beinahe 200 Jahre zurückliegenden Landsgemeinde willkommen, auch wenn sie nicht alle unsere Wünsche erfüllt. Darüber hinaus vermittelt uns Spleiß, als höflicher Chronist aller genossenen Guttaten und Ehrenbezeugungen, einige Details über die damalige Wohn-, Eß- und Reisekultur, und man erhält ein günstiges Bild von der glarnerischerseits fremden Reisenden von Stande erwiesenen Gastfreundschaft.

Spleiß unternahm seine Reise in Gesellschaft und als Führer von vier Schaffhauser Junkern aus den Geschlechtern der *Peyer-im Oberhaus*, *Peyer-im Hof*, und zwei Brüdern *von Waldkirch*, »samt einem Bedienten, Stefan Habit von hier.« Die Reise, teils zu Schiff, zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß, führte zunächst nach Konstanz, dann nach Horn und Rorschach; weiter nach St. Gallen und Herisau, wo die Schaffhauser am Sonntag, den 6. Mai, mit Teilnahme den Landsgemeindeverhandlungen folgten. Von Herisau gings über Appenzell, Sennwald, Saletz, Werdenberg, Buchs, Seevelen, Atzmoos, Sargans nach Wallenstadt.

[Freitag] »Den 11.^{ten} Maji sind wir Morgens von 7. Uhr mit einem sanften Ostwind bis um 11 uhr von Wallenstatt nach Wesen gefahren. ... Nachmittag waren wir gesinnet, von Weesen biß nach Glarus, eine Promenade von 3 Stunden zu Fuß zu machen, um so

* Vgl. S. 54 oben.



Gasthaus Secken (Linthal)
H. Maurer - F. Hegi, um 1820

ehender, weil man uns den Weg (als) nicht so gar übel beschrieben. Ich hatte aber von unserm Wirth zu Wesen erfahren, daß Herr Land Ammann *Zwiki**, der ehedessen zu Basel die Medicin studierte, auch daselbst den Gradum annahm, u. daselbst mein Commensalis u. guter Bekannter war, sich dermahlen zu Mollis auf einem Dorf aufhielte, durch welches wir ohnedem paßieren mußten, so habe mich nicht enthalten können, mit meiner Reiß-Compagnie unterwegs bey diesem Herren zuzusprechen, um mich seines Wohlstandes zu erkundigen. Wir trafen ihn also zu Mollis, 2 Stund von Wesen auf seinem Land-Guth samt seiner Frau Liebsten in guter Gesundheit an. Er bezeugete seine herzl. Freude über die unvermuthete Ankunft solcher werthen Personen, u. eines lieben Freundes, den er seit 25 Jahren niemahls gesehen. Er invitirte uns alsobald, mit seinem Quartier u. Tractamenten, so gut Er solches in der Eil haben könne, vorlieb zu nehmen, u. bey ihm zu übernachten. Wir schlugen Anfängl. diese liebevolle Offerte mit geziemender Danksagung auß; weil wir in der That resolvirt waren, noch diesen Abend gar nach Glarus, eine gute Stund weit von Mollis zu gehen. Allein da wir kaum eine halbe Stunde in seinem Ehren-Hauß uns aufhielten, u. indessen einige Erfrischungen genossen, so fiel plötzlich ein gewaltiger Sturmwind mit darauf erfolgtem Regen ein. Wir waren also recht froh, daß wir bey einem so guten Hospite, und unter einem so guten Dach uns befanden: wir profitirten demnach von dieses Herren angetragenen Gutthätigkeit, u. blieben bey Ihm übernachten.

[Samstag] Den 12.^{ten} *Maji* haben wir uns vormittag ohngefähr um 9 uhr von Herren Land-Ammann *Zwiki* wied. verabschiedet, u. sind mit guter Weil, neben dem Dorf Netstal vorbey paßierende, ohngefähr um halber Eilf Uhr nach Glarus gekommen. Dieser Flecken Glarus, wovon der ganze Canton seinen Namen hat, ligt unten an einem sehr hohen u. steilen Gebirge, der Glarnisch genannt, in einer anmuthigen Gegend. Zu nechst dabey fließt ein kleiner Fluß, die Linth, vorbey.

Nachmittag machten wir bey Herren Land-Ammann *Streiff** unsere Aufwartung, und legten bey demselben das von Ihr Ehram Weißheit, Herren Ammts-Burgherrn. Pfister empfangene Recommendations-Schreiben ab. Dieser wegen seiner großen Leibes-Statur sehr ansehnliche, u. wegen seinem aufgeräumten Humeur sehr kurzweilige

* Dr. med. Othmar Zwicky (1706—1755), Erbauer des sog. Dekanenhauses in Mollis. — Joh. Christof Streiff (1701—1757), wohnhaft im Oberdorf, Leuzinger-Fischer-Haus. (Diese und andere genealogischen Angaben nach J. Kubli-Müllers Genealogiewerk im Landesarchiv Glarus).

Herr hat uns gar gnädig empfangen, u. uns mit Thé, Coffé, auch darnach mit einem guten Glaß Wein, je nach dem es ein jeder liebte, bewirthet. Nach einem par-Stündigen Aufenthalt nahmen wir unsern Abschied, ungeachtet er uns länger zu bleiben anmahnete. Wir wollten aber seine Gütigkeit nicht mißbrauchen; zumahlen da wir wohl vermuthen konnten, daß er wegen der auf morndrigen Sonntag zuhaltenden allgemeinen Lands-Gemeind einige praeparatoria zu machen haben möchte.

Darauf führte uns unser Wirth in die beyden Religions-Verwandten gemeinschaftl. Kirche, darin beyde Partheyen nach einander ihren Gottesdienst verrichten; wir haben aber darinnen nichts Remarquables wahrgenommen. Wir trafen im Chor den Catholischen Herren Land-Amman *Tschudi** mit seiner Frau Liebsten an: dieser Herr befand sich in einem kränklichen Zustand. Es hat uns auch ein Caplan die Sacristey eröffnet, u. den ganzen darin befindlichen Kirchen-Ornat gezeigt: wir haben aber nichts anders wahrgenommen, als was man fast in allen gemeinen Catholischen Kirchen zu sehen Gelegenheit hat.

In diesem Kanton sind die Reformirten von denen Catholischen nicht, wie im Appenzell, von einander abgesondert, sondern beyde Partheyen leben u. wohnen gantz verträglich untereinander. Die Anzahl der Reformirten ist auch allhier weit stärker als der Catholischen. Herr Land-Amman Streiff verdeutete, daß die Catholischen von Zeit zu Zeit sich merkl. vermindern, so daß sie dermalen kaum den vierten Theil von allen Einwohnern im Land außmachen sollen.

Der 13.^{ds} Maji war derjenige Sonntag, an welchem nach der Gewohnheit deß Landes die allgemeine old große Lands-Gemeind, bey deren beyde Religions-Angehörige mit einander erscheinen, u. zusammen kommen müssen, gehalten wird. Die ordinaire Lands-Gemeind ist auch schon 8 Tag vorher, nemlich wie zu Appenzell im Außern Rhoden, am ersten Sonntag im May, nach dem Neüen Caltender, und zwar von den Reformirten zu Schwanden, von den Catholischen aber zu Näfels gehalten worden.

Es war diesen ganzen Tag über gar unlustig — und kaltes Regenwetter; die finstern Nebelwolken senkten sich tief herunter, u. strichen an den Bergen so dicht aneinander daher, daß die Gipfel derselben völlig bedekt waren. Nichts desto weniger wurde Nachmittag bey immer anhaltendem Regen unter freyem Himmel die allgemeine *Lands-Gemeind* gehalten, u. zwar auf folgende Weise:

* Joseph Anton Tschudi (1683—1754).

Der Ort, woselbst diese Lands-Gemeind gehalten wurde, war eine große ebene Matten, od. Wieße, zu nächst an dem einten End deß Fleckens hinter des Herren D. Tschudis* Wohnhauß. In einem großen runden Creiß saßen die Herren des Land-Raths, von beyden Religionen, auf langen im Creiß herum gestellten Bänken. Diese Herren erschienen, deß schlechten Wetters ohngeachtet, theils in Scharlachrothen, theils in schwarzen Mäntlen, auch saubern Kleidern; ja ein jeder auch von den Gemeinen schiene doch einen feyertägl. Aufputz an sich zu haben, je nach dem es sein Stand oder sein Vermögen leiden mochte. Diese langen Bänke, darauf die Herren deß Land-Raths sitzen, waren umgeben von der gemeinen Mannschaft. Alle, die in dem Land wohnen, u. sich in demselben niederlassen, sie mögen gleich frömbde, u. hiemit keine gebohrene Landes-Kinder seyn, werden zur Lands-Gemeind eben so wohl, als die übrigen Lands-Angehörige beruffen; der mittlere Platz oder Raum, so von denen Bänken eingeschlossen ist, wird leer gelassen, außert daß der regierende Herr Land-Ammann, welcher dermalen Herr Streiff war, samt einigen Stands-Bedienten (Weibeln) mit der rothen Landes-Farb zu seiner Linken stehende innert diesem Creiß stuhnde. In dem Ort, wo Herr Land-Ammann stuhnde, war ein großes Schweitzer-Schwert samt seiner Scheid in den Wasen hinein gestekt, welches dem Herren Land-Ammann zugleich auch zu einer etwelchen Lehnen dienete, sich daran halten zu können. Nach einer an die gantze Lands-Gemeind gehaltenen Rede leistet Er den Ihm vorgelesenen Eid; worauf die gantze Gemeind auf die derselben vorgelesene Artikel u. Landes-Satzungen huldigte. Nach der Hand wurde über allerhand Materien, die das Wohlseyn des ganzen Vaterlandes u. der Einwohnern desselben betreffen, berathsclaget. Dieses aber geschah mit vieler Heftigkeit u. je nach dem dasjenige, worüber man berathsclagete, der eint Parthie convenabel, der andern hingegen praejudicirlich u. schädlich schiene, wurde auch weitläufig u. mit vieler Hitze über eine solche Materie disputirt, biß endlich darüber nach einer kurzen Umfrage, mit Aufhebung der Händen gemehret, u. dem Streit dadurch ein Ende gemacht wurde. Die Parthie, so durch die Majora die Oberhand gewonnen, bezeüget mehrentheils durch ein großes Geschrey u. lautes Gelächter seine Freude, nicht anderst, als wenn sie eine Victorie erfochten hätte. Die Personen, die etwas vortragen wollen, sie seyen Rattsglieder oder gemeine Lands-Angehörige, müssen in den inneren Creiß hinein treten, und sein Gutachten mit entblößtem Haupt u. lauter Stimm vor-

* Vermutlich der spätere Landammann Dr. med. Johann Heinrich Tschudi (1728—1783).

tragen. Wir haben uns sehr verwundert so wohl über die Unerschrockenheit u. Freymüthigkeit auch der gemeinen Leüthen, die sie in ihrem Vortrag u. ex tempore gemachten Gegen-Einwendungen an den Tag legten, als aber über die außnehmende Gedult u. das phlegmatische Bezeigen des Herren Land-Ammanns, der die beyden gegen einander agirenden Partheyen, ohne einigen Unwillen über ihre oft unnöthige Weitläufigkeit im Reden von sich merken zu lassen, ungestört hat fortreden lassen, bis sie von selbst aufgehört. Als unter anderm einer hervor trat, der mit einer guten natürlichen Wohlredendheit vorstellte, wie schädlich es dem Lande wäre, wenn man die mehr und mehr im Lande überhand nehmenden neuen Moden, insonderheit aber die göldenen u. silbernen Spitz und Borden ferner einreißen laßen, u. nicht verbieten sollte: so sprang einsmal ein geringer Schneider, der einen Stützen-Fuß hatte, den sie deßwegen den Stützen-Schneider nannten, unter dem Haufen hervor, setzte sich mit vieler Heftigkeit u. mit großem Eifer dieser angebrachten Meinung entgegen, u. zeigte den Schaden, der dem ganzen Schneider-Handwerk durch ein solches Verbott zuwachsen würde. Jedoch wurde mit einem großen Hohn-Geschrey seine Meinung verworfen, u. die gegenseitige gemehret.

Die Anzahl der Mannschaft, ohnerachtet hier beyde Religions-Verwandten beysammen waren, ist dannnoch bey weitem nicht so stark gewesen, als zu Huntwyl im Appenzeller-Gebiet. Man verdeütete uns aber, daß diese Lands-Gemeind wegen schlechtem Wetter sehr schwach gewesen sey. Wir schätzten die Anzahl nicht über 1000 bis 1100 Mann*. Hier waren sehr wenige Weibs-Personen auf dem Platz zu sehen. Wann die Lands-Gemeind zu Ende gegangen, so ziehet der regierende Herr Land-Ammann u. die sammtlichen Herren des Land-Raths Par-weys u. in der proceßion mit Trommel und Pfeiffen wieder ab, wie sie vorher ab dem Rathaus auf den Platz aufgezogen sind: nur daß sie im Abziehen den regierenden Herren Land-Ammann in sein Hauß begleiten, allwo Sie von demselben mit einer kostbaren Mahlzeit sollen bewürthet worden seyn.

Wir haben in Herren D. Tschudis Hauß hinter welchem auf einem ebenen Wiß-Platz die Lands-Gemeind gehalten wurde, gar bequeme Gelegenheit gehabt, diesen solennen actum zu sehen, u. vieles von dem, was proponirt wurde zu verstehen. Wir haben auch in diesem Ehren-Hauß Höflichkeiten u. Gutthaten genossen.

* Die entsprechende Schätzung für die Hundwiler Landsgemeinde betrug 10 000 Mann.

[Montag] Den 14.^{den} Maji, an welchem es wieder sehr kaltes, mit Schnee u. Regen vermischtes Wetter war, haben wir Vormittag unsere Aufwartung bey Herren D. und Lands-Fähndrich Cosmo Heer*, an welchen wir von Herren Stadtschreiber Pfister eine Recommendation hatten, gemacht; bey diesem Herren haben wir nebst vieler Höflichkeit ein paar Tassen Coffé u. Confekt zum Frühstück genossen.

Weil wir von Herren Land-Ammann Streiff durch seinen Bedienten an diesem Morgen auf ein Mittag-Essen sind invitiret worden, so haben wir uns auf den Mittag in seinem Ehren-Hauß eingefunden. Bis wir zur Tafel gehen konnten, gabe sich Herr Land-Ammann selber die Mühe, uns sein schönes u. mit netten Mahlereyen meublirtes Hauß zu zeigen. Die Mahlzeit war sehr kostlich, u. der Beschluß derselben wurde mit einem Nachtsch u. mit Clevner, Burgunder- u. Mußcateller-Weinen gemacht. Der ordinare Tafelwein war ein guter rother Veltliner u. weißer Rhein-Thaler.

Wir hielten uns bis auf den Abend bey diesem gutthätigen u. kurzweiligen Herren auf; u. weil es ohnaufhörlich regnete, so giengen wir von Ihm recta in unser Quartier.

[Dienstag] Den 15.^{den} Maji, schiene es schon Vormittag, als wenn der Himmel sich wieder aufheitern, u. besseres Wetter bringen wolte: weil wir aber doch dem Wetter noch nicht traun dörften, u. über das die Straßen durch das 2 Tage lang angehaltene Regenwetter sehr tief gemacht worden, zumahlen in diesem bergichten Land, in welchem die Thäler, durch die man etwann zu paßieren hat, durch das Regenwasser, welches von den Bergen und Felsen herunter läuft, gar bald überschwemmet u. unwegsam gemacht werden: so mußten wir also diesen Tag über noch in Glarus uns aufhalten.

Nachmittag haben wir doch nicht unterlassen wollen, diejenige Merkwürdigkeit dieses Orts zu besehen, welche die Catholischen daselbst für ein besonders Wunderwerk außgeben. Wir giengen neml. Nachmittag auf die so genannte Burg-Capell, die eine kleine viertel-Stund von dem Fleken weg ist, bey welcher in einen nahe-dabey gelegenen Felsen oder Stein St. Felix u. St. Regula ihre Finger sollen eingedruckt haben...** Als wir diese kleine Merkwürdigkeit, um deren willen ich ein ander mahl nicht 10 Schritt weit gienge, gesehen, haben wir uns in unser Wirthshauß zurück begeben, u. zu unserer morndrigen Abreiß Anstalt gemacht.

* Dr. jur. Cosmus Heer (1727—1791), evang. Landammann 1771—1774.

** Das Ausgelassene ist ähnlich dem, was Schmutz 1731 über diesen Gegenstand geäußert hat.

[Mittwoch] Den 16.^{den} Maji sind wir vormittag bey anscheinendem gutem Wetter wieder von Glarus verreiset, in der guten Hoffnung, daß wir auf den Abend noch auf Einsidlen möchten kommen können. Herr Land-Ammann Streiff erwiese uns auch bey unser Abreiß noch diese große Gefälligkeit, daß, weil wir zu Glarus nicht genug Lehen-Pferd zum Reiten haben bekommen können, Er uns von den Seinigen 3 schöne Reit Pferd, u. sein Herr Bruder, Herr Land-Major Streiff auch eins, bis auf Bilten, so 3 Stund von Glarus ist, gütigst zukommen, und wohl equipirt fürs Wirthshauß führen ließen. Noch ein Reitpferd u. ein Bagage-Pferd haben wir endlich um den Lohn bekommen. Ohngefähr $\frac{5}{4}$ Stund von Glarus, gar nahe bey dem Dorf Mollis, paßirten wir durch den Fleken Näfels an der Linth gelegen. Bei diesem Fleken solle A.^o 1388 den 9.^{ten} Apr. eine blutige Schlacht vorgegangen seyn, in deren 350 Einwohner des Landes 15 000 Österreicher, die der Graf Donat von Toggenburg commandirte, sollen erlegt haben. Zum immerwährenden Angedenken dieses herrlichen Sieges wird alljährl. auf den 1.^{ten} Donnerstag im April eine general-Proceßion zu Näfels gehalten. Darauf kamen wir in $\frac{3}{4}$ Stunden auf Ober-Urnen, und dann in einer starken Stund auf Bilten. Zu Bilten haben wir des Herren Land-Ammann Streiffen u. seines Herren Bruders Pferde wider zurück geschickt, u. anstatt derselbigen Hier andere genohmen . . .«

*

Ebenfalls vom Wetter benachtheiligt war die Reise, von der *Heinrich Heidegger* berichtet, und welche ihn und seine Gefährten im Sommer des Jahres 1755 ins Glarnerland führte. Reiseroute: Wallenstadt—Weesen—Mollis—Glarus und zurück über Näfels nach Weesen-Amden, über die Ammenalp nach Alt St. Johann.

In Glarus am 27. Juli angelangt, stattete die Gesellschaft, begleitet von Landshauptmann Iselin und Lizentiat Streiff, dem Herrn Landmajor Streiff ihren Besuch ab und verweilten bei ihm den ganzen Abend.

Am nächsten Morgen geleitete Iselin sie zur Kirche, wo u. a. das »gegen den Chor« zu liegende Grabmal Ursi, Heideggers Blick auf sich zog. Von der Kirche führte Iselin die Gäste über den Landsgemeindeplatz zum Rathaus und »von da in eine Zieger-Mühlen, in welcher das Kraut zermalmet wird«. Von hier gings auf das Bürgli, und den Nachmittag »brachten wir auf dem Schießhaus zu, welches auser dem Fleken ligt, wo wir den Herren Burgern, die sich im Schießen übeten, zuschauten.«

Am 29. August hatten die Herren im Sinne, die Pantenbrücke und den Plattenberg zu besichtigen. Dreitägiges Regenwetter veranlaßte sie (der nun schlechten Straßen wegen), auf das Vorhaben zu verzichten. Daher Weiterreise nach Näfels. Im Kloster war »sehenswertig die Machina hydraulica, dadurch das Wasser in die Höhe getrieben wird«. Von hier nach Mollis und nach Weesen. » $\frac{1}{2}$ Stunde Wegs von Mollis geht die Landstras zwischen 2 Moos durch, welche wegen stark anhaltendem Regen überloffen. Durch selbige mußten wir Knie tief durch Waser watten, bis man uns mit einem Schiff zu Hülff gekommen.«

*

Von seinem Vater *J. Conrad Fäsi* (1727—1790), dem berühmten Verfasser einer »Staats- und Erdbeschreibung« der Eidgenossenschaft, berichtet J. Caspar Fäsi: »Im Junius 1763 trate er mit 8 jungen hoffnungsvollen Mitbürgern, von denen die meisten seine Zöglinge waren, eine ungefähr 6 Wochen daurende Reise, vornehmlich durch die kleinen Cantone und Bündten an. Er hatte diesen Auftrag um so lieber angenommen, da er ihm nicht nur Gelegenheit verschaffte, einen beträchtlichen Theil seines Vaterlandes persönlich kennen zu lernen, sondern mit mehrern vortrefflichen Männern Bekanntschaften und Briefwechsel zu stiften, die ihm hernach bey der Ausarbeitung seiner Staats- und Erdbeschreibung der Schweiz von ungemeinem Nutzen waren.«

Unter jene »vortreffliche Männer« dürfen wir auch Pfr. Christoph Trümpi rechnen, der im Herbstmonat 1773, in einer Mitteilung »An den günstigen Leser« seiner Chronik schreibt: »Vor bald 10 Jahren habe ich an Hrn. Pfr. Fäsi zu seiner Staats- und Edbeschreibung der Schweiz, die Beschreibung unseres Lands, und hernach einige Verbesserungen eingesendet.«

Fäsis Bericht dürfte zur Zeit seiner Abfassung wohl davor behütet worden sein, unter die Augen Unberufener zu geraten, sollte er doch mit eine Unterlage bilden für die Darstellung des Glarnerlandes in des Verfassers oben genanntem Werk (Bd. 2, 1766). Bei solcher Zweckbestimmung begreift man ohne weiteres, daß Fäsi objektiven Schauens sich befleißigen mußte und daß z. B. persönlich empfundene Naturschilderungen keinen Raum finden konnten. Um so mehr freut sich der Leser dann darüber, daß auch bei sachlicher Einstellung Verschiedenes als beispielhaft hingestellt werden konnte; so etwa gewisse Steuer- und Polizeiverordnungen. Jene die Bestoßung der Alpen betreffenden Angaben sind Fäsi gewiß von Pfarrer Trümpi, jene

andern, das Kaltfärben anbelangend, vielleicht von Landmajor Streiff selber gemacht worden. Ob der großzügige Gedanke wegen Ankaufs des Fabrikgeheimnisses durch die Eidgenossenschaft nicht einer ohne den Wirt gemachten Rechnung gleichkam, entzieht sich unserer Kenntniss.

Unter dem Datum des 23. Juni 1763 beschreibt Fäsi den Hauptort wie folgt: »Glarus ist ein weitläufiger und wohl bevölkerter Flecken. Die Häuser sind nach Art der Städten reihen- oder gassenweis erbauet. Die meisten Häuser sehen sehr gut aus. Die Gassen sind wohl gepflästert, die Hauptstraß, an deren auch die besten Häuser stehen, ist sehr geräumig. Die öffentlichen Gebäuw, als Kirch, Rathaus, Zeughaus, sehen alt, dunkel und baufällig aus.

Herr Landmajor Streiff in Glarus solle mit kalter Farb, welche sich sehr gut halte, färben können. Diese seine gefärbten Waaren seyn in benachbarten Ländern in gutem Ruf. Vor dem, als er sich der warmen Farb bedienet, habe er jährlich 2—300 Klafter Holtz verbrandt, dato brauche er jährlich nicht mehr als 2—3 Klafter in seinem Farbhaus. Obgleich er sich nicht als Erfinder dises Geheimnisses ausbe, so seye er doch in gantzer Eidtgenossenschaft bis dahin noch der Einzige Besitzer desselben, halte auch so vill er könne, immer darauf, dises Geheimnis ein Geheimnis lassen zu können. Dises wurde uns standhaft erzellt. Doch verdient dises Geheimnis von den sambtlichen Ständen der Eidg. disem Herrn abgehandelt und zu alldgemeinem besten bekanntt gemacht zu werden.

Die Landsanlagen werden in dem Canton Glarus auf sehr billiche und der Natur angemessene Art, als in anderen Ländern geschieht, eingefordert. An stat daß selbige wie in den meisten andern Ländern auf die liegenden Güter gelegt werden, so werden sie hier von den wahren und eigenthümlichen Vermögen bezahlt. In einer einfachen Landsanlag ist der Betrag eines Tagelöhners 10 gute Schilling, von 100 Gulden Vermögen 4 Schilling, von jedem 1000 Gulden 1 Gulden. Jeder Landsmann ist bei seinen Pflichten verbunden, sein wares Vermögen gewissenhaft anzuzeigen...

...Diese Landsanlagen werden aber nur bei außerordentlichen über das Land ergehenden Unkosten, wie dermahlen wegen dem Wasserschaden vergangenes Jahr von der gesambten Landsgemeind erkennt. Dis Jahr sind zwey und eine halbe Landsanlag zu bezahlen gut gefunden worden.

Diser Canton ernähret über 15,000 Stück Hornvieh nebst einer sehr großen Anzahl Schafen und Geißen, die an Zahl von diser letstern belauft sich in jeder Dorfschaft auf etlich hundert. Die Alpen sind nach den Stößen, die sie halten, ausgemessen und nach selbigen wird auch der Zins entrichtet und das Capital geschätzt; es ist aber ein Stoß so viel als eine Kuh oder 4 Schaaf zur Sömmerung bedörfen. Der mittlere Zins von einem Stoß ist 2 $\frac{1}{2}$ Gulden jährlich, also das Capital 50 Gulden.

Neben den Alpen und Weyden wird im Canton Glarus besonders im untern Theil etwas Korn, mehrere Sommerfrucht als Gersten, Bohnen, Hanf und Flachs gebaut, in den Tälern sind ... viel Obst, Kirschen und Nußbäume. Eine guete Polizey Verordnung des Cantons Glarus ist, daß der Preis des Veltliners und des welschen Weins jedes Jahr auf der Landsgemeind festgelegt wird, daß also jeder Wirt bey seinem Handgelübt verpflichtet ist, die Maaß um so viel Schilling auszuschenken, als ville Kreuzer in selbiger bey dem Ankauf gekostet hat. Elsässer, Schaffhauser und andere Wein haben keinen festgesetzten Preis. Es wäre guet, diese Verordnung würde auch in andern Orthen eingeführt werden.«

*

Graf Karl v. Zinzendorf (1739—1813), ein österreichischer Staatsmann, der 1764 zum Katholizismus konvertierte, behandelt in seinem Bericht über eine von ihm in eben diesem Jahr ausgeführte Schweizer- und Glarnerlandreise ebenso systematisch als fast ausschließlich die Handels- und Industrieverhältnisse der besuchten Länder. Da sein Bericht erst in jüngster Zeit (*»Basler Zeitschrift«,* Jahrgang 35) veröffentlicht worden ist und einer Zugänglichmachung also nicht weiter bedarf, begnügen wir uns hier mit der Anführung weniger, jenseits des Hauptgegenstandes liegender Feststellungen Zinzendorfs:

»Der Einwohner des Hauptfleckens mögen an die 600 seyn, worunter sich 34 katholische Bürger befinden. Man siehet da 4, 5 bis 6 Personen vor jedem Hause sitzen, welche allda Baumwolle, und zwar an dem Rade spinnen.«

»Zwey Glarner, welche hier Mousseline und Leinwanden kaufen, gehen damit, gleich den Tyrolern, nach Riga und Petersburg. Die meißten Glarner streichen so in der Welt herum, daher des Sommers kaum die Hälfte der Einwohner dieses Standes im Lande sich befinden.«

»Die Glarner Bauren leben kostbar. Sie trinken fast alle Wein. Die Häuser sind da in hohem Werte. Die Pretia rerum haben zugenommen.«

Zur richtigen Einschätzung der nun folgenden Bemerkung Zinzendorfs über den Charakter der Glarner mag man bedenken, daß diese des Fremden Absichten wohl mit einem lachenden und einem weinenden Auge verfolgten und auf ihrer Hut blieben, welche Reserve vielleicht Zinzendorf mit zu der Feststellung führte: »Die Glarner sind feinere und verschlagenere Leute als die Appenzeller, und ihr Gemüthskarackter wird nicht vor so gut als dieser ihrer gehalten«.

*

Näheres über den 1765 vorübergehend in Glarus weilenden, als »Secretair bey Ihro Exzellenz H. General Lieut: Joseph Anthoni Tschudi« (1703—1770) engagierten *Mr. Knoll* zu erfahren, wollte nicht gelingen, doch nimmt das edle Pathos seiner *Verse auf die alt-ehrwürdigen Linden des Spielhofes* wie einst den Camerarius Joh. Jak. Tschudi so auch uns spätere Leser für ihn ein. Wir möchten die Verse auch darum nicht missen, weil sie in der »Uebersetzung oder vielmehr Nachahmung« des Camerarius, dessen Geistigkeit in vorteilhaft-ungewohnter Beleuchtung zeigen.

«*Feuillage* antique et vénérable
Séjour des enfants de ces lieux;
Arbres heureux, monument durable
De la pauvreté respectable,
Et des amours de nos Ayeux.

Ihr stolzen Linden!
Durch deren kühles Dach kein
Blick der Sonne strahlt.
Geliebter Aufenthalt der Nymphen dieser Gründen:
Ihr oft verjüngte Blätter,
Standhafte Zeugschaft der Einfalt unsrer Väter
Der unschuld-vollen Lieb und
alten Redlichkeit.

«*Oloi*, que depuis la durée
De trente Lustres révalus
Couvre de ton ombre Sacrée
Leurs danses, leurs jeux ingénus!

»*Die* ihr seit dreißigmal fünf
Jahren Zeit
Mit heiligem Schatten den Spielhof überstreut,
Wo Unschuld und Vergnügen sich oft
In bunten Zügen der Jugend unsres Lands,
Im Spiel und Danze gatten:

«*Triomphe* règne sur les ages
Eclape toujours aux ravages
D'Eole, du fer et des ans.
Fleuris jusqu'au dernier prin-
temps
A dure autant que le rivage.

»*Besingt*, beherrscht und ver-
lacht
Des großen Alters Macht,
Der alles sonst muß weichen!
Der Himmel schützt Euch von
den Streichen
Der Zeit, der Winden und der
Axt.
Blüht, grünt und wächst in ste-
tem Frühling unversehrt,
So lange das Gefild um Limmats
Ufer währet.

«Au Chêne, au Cedre fastueux
Laisse le triste avantage
D'orner les palais somptueux,
Les lambris, couvert des faux-
Sages;
Ton ombre couvre les heureux.»

»*Lasset* Libannons-Cedern Holz,
Den eitlen Stolz, der Fürsten
Häuser auszuschmücken.
Was Hand und Witz zu Brüssel
und Schiras,
In Gold und Seide sticken
Bedeckte immerhin den Sitz ge-
krönter Menschen Wiegen;
Ihr aber überdeckt ein Volk ver-
gnügter Bürger.«

*

Währenddem die ersten sechs »Gesellschaftsreisen« in einen Zeit-
raum von nur 28 Jahren fallen, nämlich in die Zeit von 1727—1755,
läßt nun die siebente volle 18 Jahre auf sich warten, und entsprechend
der großen zeitlichen Distanz ist die menschliche, die den Bericht-
erstatter dieser Reise auszeichnend von seinen Vorgängern unter-
scheidet. Es war inzwischen das Zeitalter der Aufklärung an-
gebrochen, war die Helvetische Gesellschaft gegründet worden, waren
die Werke Fäsis und Füßlins erschienen. Schinz erweist sich für all
dies nicht nur aufgeschlossen, sondern auch reif, und so ist denn seine
Reisebeschreibung mit eine der wertvollsten aus der ganzen großen
Reihe; wertvoll nicht nur wegen der stofflichen Bereicherung, son-
dern auch tieferen Betrachtungsweise.

Hans Rudolf Schinz (1745—1790) von Zürich, ein Jugendfreund
Pestalozzis, hätte sich gern dem Studium der Naturwissenschaften
hingegen, doch folgte er einem Wunsche seiner Eltern und widmete
sich der Theologie. 1778 wurde er zum Pfarrer von Uetikon gewählt,
welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete. Ein großes Verdienst
erwarb er sich mit seinen »Beiträgen zur nähern Kenntnis des
Schweizerlandes«.

In Schinzens Reisebeschreibung tritt das Topographische wohlthuend zurück; auch Verfassungsfragen beschäftigen ihn nicht, und zwar dies wohl weniger aus Interesselosigkeit, als darum, weil es nicht an guter Literatur (Fäsi) hierüber gebrach.

Merkwürdiger ist es, daß die Frage, wie und wodurch der einfache Glarner sein Leben friste, ihn weniger berührt, denn die Erwähnung des Tafel- bzw. Kirschenhändlers, sowie des Enzianhändlers, geschieht nur beiläufig und zufällig. Waren hier noch Standesvorurteile wirksam? Wenn man in der Widmung liest, »wie weh es tut, wenn des Ratsherren Sohn für einen Handwerksbursch, und der Kaufmann für einen Studenten angesehen wird«, so möchte man es fast glauben.

Sehr verständlich ist es, daß der Theologe Schinz viel Teilnahme am geistlichen Stand und an der Kirche bekundet, und daß er als Gebildeter empfindlich ist für mangelnde Bildung da, wo er sie anzutreffen erwarten durfte. Wieviel anspruchsvoller in gutem Sinne erweist er sich gegenüber etwa dem Mathematiker Spleiß!

In der Widmung seines Manuskripts an seine Reisegefährten H. und J. Scheuchzer, H. Landolt, J. Troll, C. Hirzel, C. Bodmer und S. Hirzel ergeht sich der 28jährige Schinz in folgenden Worten: »Wenn ihr in dieser Schrift eure guten und schlechten Seiten, euere Fehler und euer Liebenswürdiges angemerkt finden werdet, so lasset sie euch eine Warnung und Aufmunterung für die Zukunft sein. Bei den schönen Gegenden und Aussichten die beschrieben sind, erinnert Euch der edlen Gefühle für die schöne Natur, die ihr gehabt. Bei Erwähnung kluger Reden, des Fleißes, der Künste, der Gastfreiheit, der Menschenfreundlichkeit die wir erfahren, laßt Euch zur Nachfolge aufmuntern. Wenn unartige Leute, grobe Begebnisse darin vorkommen« — so fährt Schinz weiter und mag sich leider gerade hier des Aufenthaltes in Glarus erinnern — »lernt daraus wie häßlich ihr sein würdet, wenn ihr gleiche Fehler gegen Fremde und Freunde beginget...«

Schinz*, die sieben jungen Leute, die seiner Führung anvertraut waren, und deren zwei Bediente brachen am Morgen des 13. August 1773 von Panix auf und stießen bald auf einen aus dem Bündnerland heimkehrenden Glarner, der dort Tischtafeln gegen dürre Kirschen eingehandelt hatte und bereit war, der Reisenden Kleider zu tragen. Auf der Paßhöhe war es frostig und kalt, und mühsam der Abstieg, erst durch Schnee, dann durch Schuttfelder. *Elms* Holz-

* Im folgenden benützt der Herausgeber *Markwart*, nicht aber ohne diesen, wo es für uns Glarner wünschbar war, nach dem Originalmanuskript zu ergänzen.

häuser fanden sie mit Schindeln gedeckt. Es gibt wenig Obst, aber viele ungezweigte Kirschen. Man pflanzt auch Feldbohnen, Erbsen, aber wenig Getreide, indem die Gegend größtenteils nur Mattland enthält. »Wir nahmen unsere Einkehr im Pfarrhaus, bei Herrn Pfarrer (Felix) *Freuler*. Denn man sagte uns, der Pfarrer wirte für Arme und Reiche. Es ist für die Reisenden ein wahres Glück, wenn sie an solchen abgelegenen Orten so guten Aufenthalt und Bequemlichkeit finden, wie in einem Gasthaus zu hoffen ist, und man doch um sein Geld so frei sein kann wie in einem Wirthaus. Aber für den geistlichen Stand hat es übrigens doch viel Nachteiliges; das mit diesem Amt verbundene Ansehen fällt aus seiner Würde, und es fällt einem Pfarrer schwer, Unordnungen zu vermeiden, dazu die Wirtschaften Anlaß geben.« Ursache dieser Nebenbeschäftigung ist natürlich wie anderwärts — z. B. in Panix — die niedere Besoldung der Geistlichen. Während die einen Pfarrer nicht ganz 500 Gulden erhalten, beträgt der Gehalt anderer gar nur 180—200. Die Pfarrhäuser sind schlecht, haben meist nur eine Stube. In solche Verhältnisse könnten sich kaum andere als Töchter des Landes schicken. Durch die Heirat mit Töchtern aus der Gemeinde wird das Ansehen des Pfarrers auch wieder nicht gefördert.

Die meisten Pfarrer des Landes studieren in Basel im Alumnat des Collegii Erasmiani, bringen aber wenig Gelehrsamkeit und noch weniger Lust, mehrere sich zu erwerben, nach Haus. Ausnahmen, wie Pfarrer *Freuler* dies beweist, gibt es auch hier. »Binnen 2 Stunden war Gesottenes und Gebratenes zugerichtet, und nachdem unser Wirt vernommen wer wir wären, setzten wir uns an die Mittagstafel, während welcher er uns mit Erzählung der Studien seines Sohnes zu Basel, mit Anpreisung seiner Bibliothek, seiner Ordnung in den Pfarr- und Gemeindbüchern, seiner Art zu predigen, und mit halb sinnreichem Schwatzen unterhielt, über den Landvogt von Uznach schmähte, der unbefugterweise die Pfrund Russikon im Zürchergebiet vergeben, auf welche er selbst hinzukommen Hoffnung gehabt. Mit seinen Kindern war er ungemein liebevoll und vernünftig, und mit Frau Pfarrerin sanft und gut, die übrigens eine traurige Bauernweiberfigur machte.« Wie beim katholischen Pfarrer von Panix, war auch hier die Zeche billig.

Noch am selben Abend gelangten die Reisenden nach *Glarus*. Da der Tagesmarsch ein etwas großer und anstrengungsreicher gewesen, stand man am folgenden Morgen erst um 7 Uhr auf, worauf man sich durch den langweiligsten und elendesten aller Perrückenmacher kämmen und kräuseln ließ, und damit ging der ganze Vormittag ver-

loren. »Der Adler-Wirt *David Marti**, früher Landvogt, stand immer mit der Kappe unter dem Arm mit ehrerbietiger Miene hinter meinem Sessel, und so böse ich auf ihn seiner Zeit gewesen, da man von seinen schönen Regierungstreichen erzählt, so mitleidig war ich jetzt gegen ihn, da er vom regierenden Landvogt zum demütigen Aufwärter herabgesetzt da stand, und aus seinem Betragen zu schließen mehr aus Dummheit und falschem Begriff vom Richter und obrigkeitlichen Amt, als aus Herzensbosheit gesündigt hatte.«

Weil Hr. Pfr. *Zwingli* in Luchsingen Zweien aus der Gesellschaft (den Hr. Hirzeln) Lehrer gewesen, wurde man allerseits rätig, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, welche eineinhalb Stunden von Glaris, im Anfang des großen Tals in einer der anmutigsten Gegenden desselben gelegen ist. Er war über den Besuch sehr erfreut und ließ eine Erfrischung auftragen. »So artig als das kleine neue Pfarrhaus ist, so ist dennoch der gute Hr. Pfarrer wegen der Verschlagung an ein, in andern Absichten so verschlossenen und traurigen Posten zu bemitleiden, denn nicht nur muß er bei seiner zwar nicht gar großen und übrigens willigen, docilen Gemeind alle Pflichten eines Pfarrers mit Predigen, Besuchen der Kranken u. dergl. versehen, sonder über das noch alle Tage Schule halten, u. bekommt dafür ein Einkommen von nicht völlig 200 fl. Vernünftige, ihm angemessene Gesellschaft findet sich in der Nähe wenig. Mit den neueren Büchern u. dem was in der Welt u. dem Vaterland vorgeht, kann er sich aus Zeitmangel nicht mehr bekannt machen; was bleibt dann dem Menschen für Freude in diesem Leben übrig? Nichts als die Ueberzeugung aus eigener Erfahrung, daß das beste darin Müh und Arbeit sei...«

Am 15. August besuchen die Reisenden den Vormittagsgottesdienst, und hören unter vor- und nachgehender Instrumentalmusik ein »Meisterstück von Predigt an, in der mit einer unnachahmlichen überschwenglichen, überflüssigen Wortberedsamkeit, die allertrivialsten Postill-Cräme in fast zweistündigem äußerst lebhaftem freiem Vortrag der lieben Gemeinde Gottes, den Räten und Landleuten zu Glarus von Herrn Pfarrer Tschudi vorgetragen, angepriesen, aufgedrungen wurde«. Schelmisch fügte Schinz hinzu: »Wenn ich nur einige Augenblicke mehr Zeit hierauf wenden möchte, so könnte ich mich nicht enthalten einige Stellen von der Weis, Art Gattung, Gestalt und Manier dieser schönen, sinnreichen, wohlabge-

* Schinz schreibt irrtümlich: Ludwig Schindler. Vergl. »Daten« von Bartel und Jenny. II., 1323.

teilten, ordentlichen, langunterhaltenden Rede des sonst ehr-acht-und preiswürdigen Herren Dekans, Pfarrers und Predigers Tschudi, und seiner Menge schicklicher, passender und dienlicher Synonima, gleichbedeutender Ausdrücke und Redensarten hier anzuführen. Man kann sich aber alles wohl vorstellen, ohne daß ich nötig hätte mehr davon zu sagen.

Geheuratete Männer gehen in Mänteln zur Kirche; fast alle, die jungen und alten haben wohlriechende Blumen mit langem Stiel in den Händen. Unter den Weibern geht niemand französisch gekleidet, sondern alle in der Landestracht, die der Badenschen ähnlich ist. Das Volk scheint in der Kirche äußerst aufmerksam und andächtig zu sein, und wenn der Prediger recht laut und lebhaft mit starken Gestibus und lange ohne einigen Anstoß mit der Zunge schwatzen kann, gefällt es am besten.

Auf der Kanzel und beim Taufen braucht man noch die alte Zürcher Liturgie... Beim Taufen der Kinder sind zwei männliche und zwei, ja oft drei weibliche Zeugen. Der Mann überreicht das Kind dem Pfarrer, und dieser tauft es, indem Er (!) es unter dem linken Arm hält; der bei Reichen und Armen angenommene Stift Pfennig ist 1 Bazen. Jeder Taufzeug giebt 1 Thlr. Einbindeten, welches die Hebamme mit Aufhebung eines Schnupftuchs einsammelt. Bei dem Gesang ist keine Ordnung; man geht und kommt ohngescheut. Die Kirche ist beiden Religionen gemein, und ein finsternes, warmes Gebäude, welches auf die allerunschicklichste Weise eingerichtet ist. Es stehen zwei unförmige Orgeln an die Wand geheftet; die einte brauchen die Katholischen, die andere die Reformierten; sie nehmen der Kirche fast alle Heiterkeit weg, und sind sichtbar Zeugen der Eifersucht beider Religionsgenossen.«

Nachmittags wurden die Zürcher in das Schützenhaus eingeladen, wo das halbe Land versammelt war und sich mit Schießen nach dem Ziel ergötzte. Dies scheint eine der herrschendsten Liebhabereien der Einwohner zu sein. Es geht aber laut dabei zu und ist ebensosehr auf ein gemeines Trinken und Lustigmachen als auf das Schießen abgesehn.

Nachdem die Besucher das Mittagessen in ihrem Logis, dem »Adler«, eingenommen hatten, wurden sie ins Wirtshaus zum »Rößli« geführt, » wo eine ganz groß mächtige Stuben mit vielen Trinktischen durchaus enge ineinander mit den vornehmsten Herren Vorgesetzten und Landleuten des Stands besetzt war. Es glich einem unserer Zunftmähler, doch hatte man nur Wein und Brod, die Vornehmen

Braten und Salat, aber ohne gedeckten Tisch, und jeder auf seine Rechnung was und soviel er wollte...«

Hier wurden die Zürcher den Herren Seckelmeister (David) Zweifel, Landvogt Tschudi und Dr. Marti vorgestellt. Man hörte aber keinen einzigen vernünftigen Diskurs, keine Erzählung, keine feinen Scherze, lauter armselige Wortspiele, Spässe, Einfälle, Stichelreden und Satyren, Anspielungen, Bezeugungen des Wohlwollens und der Freundschaft, die aber nur sie unter sich verstanden. Nachdem Schinz einige Proben dieser geistreichen Unterhaltung gebracht, fährt er fort: »Herr Dr. Marti wurde endlich von dem edeln Reben-saft so begeistert, daß er uns von seinen Kuren, von der Möglichkeit der Schwangerschaft eines Mädchens unter den und diesen Umständen, von dem wichtigen Fall, den sie hierüber mit einer Gefangenen haben, welche er bei seinem Eid habe visitieren müssen; ferner von den Ansichten auf dem Schynberg, wo er die Sonne um ihr Centrum habe herumschnurren gesehen und daraus beweisen könnte, daß die Erde rund seye, der Weitläufigkeit nach erzählte, sich dabei bald auf den, bald auf einen andern anwesenden Herrn berufte. Nicht wahr, Herr Ratsherr... Herr Landesseckelmeister, Sie können sagen? — so daß wir von seinen Gesprächen und dem tollen Gesums halb krank wurden, und uns die Erlaubniß wegzugehen ausbaten.

Bei meinem Eid, die Herren haben ja noch nichts getrunken, die Gläser sind noch nicht leer — rufte man uns zu wie rasend und taub; allein wir empfahlen uns und gingen weg. Einige der Herren begleiteten uns und baten sich's zur Ehre aus, mit uns zu Nacht zu speisen, redten aber so elendes Zeug, unzüchtige Possen und Narrenthädungen, daß wir alle zum Sterben Langweil hatten, dem GUT NACHT mit Schmerz entgegensahen, und endlich uns unter dem Vorwand, dem Schlaf nicht mehr länger widerstehen zu können, der Tafel entzogen.

Die Zech so wir unserm H. Wirt und Landvogt zu bezahlen hatten, war nach dem, so wir verzehrt, sehr billig...« Zu den Zechkosten kamen noch einige andere, wie z. B. die für Besorgung der Perruquen für 7 Personen, welches 1 fl. 15 B. ausmachte. Das Waschen von 8 Hembden, 9 Paar Strümpfen, 4 Schnupftüchern, 2 Paar Hosen, 5 Kappen kostete 1 fl.

Am folgenden Tag, den 16. August, machten sich die Gäste auf den Weg nach Weesen, und der Reisebericht stellt fest, die Gegend *oberhalb* von Mollis sei an Getreid und Hanf und Erdapfel fruchtbar, *unterhalb* von Mollis aber sumpfig.

Am 19. August statteten die Zürcher dem Schloß Werdenberg einen Besuch ab, wo sie von Landvogt Joh. Jakob Blumer aus Glarus »über die Maßen freundlich« aufgenommen wurden. »Derselbe gab uns ein recht schweizerisches Frühstück; statt des Kaffee schenkte er jedem ein ordentliches Tischglas voll Kirschwasser ein und setzte uns einen Leib Roggenbrod für«.

Als letztes aus dem Reisebericht von Schinz fügen wir noch die Notiz bei, daß der Führer über das Engelberger-Joch der Gesellschaft erzählte, »wie er sich durch das Graben von Enzianwurzeln den Sommer über erhalte; für jeden Zentner Enzianwurzeln bekomme er von einem Glarner 20 Batzen, und wenn es gut gehe, sammle er an einem einzigen Tag einen Zentner«.

*

Die »Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens« wollen, nach den den betreffenden Reisebriefen beigegebenen Daten, im Jahre 1776 ausgeführt worden sein. Bei näherem Zusehen entpuppen sich die beiden 1778 im Verlag der typographischen Gesellschaft London erschienenen Bändchen als nichts anderes denn als sehr schlecht (nach Trümpi und Fäsi) zeitgenössisch auffrisierter Auszug aus Gruners »Eisgebirge des Schweizerlandes«, Bern 1760 (!).

Wie mißlich es um Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit des Verfassers dieser Reisebriefe steht, mögen folgende Zitate belegen:

Zur Herstellung von grünem Glarnerkäs nimmt man »Zieger von abgenommener Milch, preßt die Schotte aus, stellt ihn an ein warmes Ort, bis er Maden bekommt und einen starken Geruch von sich giebt...« (II, 107).

»Von Matt kam ich nach Elm, einem zerstreuten Dorfe, welches einen ziemlichen Weinwachs hat, der eben nicht von dem schlechtesten ist« (II, 114).

Das Dorf Urnen »versteckt sich in einer Menge von Obstbäumen... die Gegend hat auch etwas, obgleich schlechten Weinwachs« (II, 123).

Als Beschluß seines dritten und letzten Reisebriefes aus dem Glarnerland gibt der zu seinem Vorteil sich nicht nennende Plagiator eine in der Ich-Form gehaltene Schilderung des Besuchs der Berggruft ob der Oberurner Schwende, welchen Besuch aber nicht er, 1776, sondern 1718 Joh. Hch. Tschudi von Schwanden unternommen hat.

IV. Internationale Reisende des 18. Jahrhunderts. (Romantik.)

Wennschon *Coxe* und *Ramond* unser Land nicht gleichzeitig, sondern in zwei aufeinanderfolgenden Jahren bereist haben, rechtfertigen es doch die Umstände, daß man sie als zusammengehörig behandelt. *Coxes Reisebriefe* aus der Schweiz sind, laut der Widmung an die Gräfin Pembroke, im Juni des Jahres 1778 in Wien für den Druck redigiert worden. Die englische Originalausgabe ist 1779 in London, deren von Ramond besorgte französische Uebersetzung mit Anmerkungen ist 1782 in Paris erschienen. Unserer Arbeit zugrundegelegt ist die deutsche Zürcher Ausgabe (Orell, Geßner, Füeßlin und Comp.) vom Jahre 1781.

Wilhelm Coxe (1747—1828), Kaplan des Herzogs von Marlborough und Historiker, bereiste die Schweiz zusammen mit Kapitän Floyd als Begleiter des Lord Herbert Pembroke. *Coxes Reisebriefe* aus Glaris (!) datieren vom 29. und 30. Juli des Jahres 1776. Nach seinen eigenen Angaben hat der Engländer über die zu besuchenden Orte sich unterrichtet, u. a. aus Stanyans »Account« (1714) und aus J. Conrad Fäsis »Staats- und Erdbeschreibung« (1766). Die erste Hälfte des *Coxe'schen* Reiseberichtes besteht aus einem Résumé der Geschichte und Verfassung unseres Volkes und berichtet kurz über dessen Hauptbeschäftigungen. Hier äußert der Fremde den hübschen Gedanken, daß ein Sieg wie der von Näfels auch der alten Griechen Siege bei Marathon und Platäa über die mächtigen Heere der Perser beglaubigen könne.

Der Eingang des zweiten Briefes erörtert kurz Gestalt und Lage unseres Landes. Hieran schließt sich die Beschreibung eines Spazierrittes durchs Großtal und der Fußtour zur Pantenbrücke. Den Beschluß bilden Reflexionen über die demokratische Regierungsform, welche letztere für diese kleinen Republiken trotz der Umständlichkeit der Staatsmaschinerie die beste sein dürfte, befördere sie doch das höchste Wohl des größten Teils der Bevölkerung am ehesten. Besonders rasch zu treffende Entschlüsse träten ja an die Regierungen nicht heran, sei es doch deren Hauptaufgabe, die öffentliche Ruhe zu schützen und die Unabhängigkeit zu behaupten, denn Ueberfälle von außen seien nicht zu befürchten.

Auffällig an *Coxes* Reisebericht ist die Vernachlässigung des Glarner Unterlandes, bildet doch die Erwähnung der als einzigen, aber beredten Schmuck die Inschrift — 1388 — tragenden Gedenksteine des Schlachtfeldes zu Näfels alles, was der von Weesen her Ein-

reisende über jenes zu berichten hat. Gegenüber der großartigen Natur des hintern Linthtales verblaßten eben alle andern Eindrücke; auch der Hauptfleckten Glarus als Siedelung erfährt keine nähere Beschreibung.

Den Prospekt des erstaunlich dicht bevölkerten Großtals findet Coxe ähnlich dem der Gegend von Matlock in Derbyshire, »aber unendlich malerischer, wilder, mannigfaltiger und erhabener«.

Die besondere Bauart der Häuser mit ihren großen Vordächern, die sehr tief herab und weit über den Grund des Gebäudes herüberhängen, scheint ihm nicht bloß rücksichtlich der schneereichen Winter sehr zweckmäßig, sondern scheint auch trefflich mit der schönen Wildheit des Landes zusammenzustimmen. Alle bisher besuchten Bauernhöfe (des Appenzeller- und Glarnerlandes) »stellen das lebhafteste Gemälde der Reinlichkeit, Gemächlichkeit und Simplicität dar, und müssen notwendig jedem Beobachter der stärkste und zugleich angenehmste Beweis sein, daß der Besitzer davon glücklich ist«. Es scheint Coxe nicht bewußt geworden zu sein, daß der Führer seiner Gesellschaft diese zweifellos nur »repräsentative« Heimwesen hat besichtigen lassen.

Ob er aristokratisch, zünftisch oder demokratisch regierte Orte besuchte: überall wollte Coxe auch einen gemeinschaftlichen Geist der Freiheit verspüren, dank dessen in keinem Lande das Volk vernügter sei als hier in der Schweiz. Der Besuch der Kantone Appenzell und Glarus vermittelte ihm einen Begriff von der allgemeinen Gleichheit unter Demokraten. Als Typus eines solchen ist der Wirt eines nicht näher bezeichneten Gasthauses in Glarus erwähnt, wo die Engländer logierten. Durchdrungen von der ihm natürlichen Empfindung der Gleichheit der Menschen setzte er sich ohne Komplimente zu den englischen Gästen, um mit ihnen zu plaudern — nur vertraulich, nie aufdringlich.

Ablehnend verhält sich Coxe gegenüber der schweizerischen Gewohnheit, so viele Landeskinder um fremden Sold an die Schlachtbank zu liefern. Die rücksichtlich dieser Tatsache gebrauchten Ausreden läßt er nicht gelten, vielmehr scheint ihm jene »einen feilen Geist zu verraten, den die Stimme der Gerechtigkeit und Menschenliebe nicht sehr rühret«. Tadelnswert findet er auch die immer noch verbreitete Anwendung der Folter und verbesserungswürdig das Kriminalrecht, hat man doch mancherorts den Richtern »zu viel Raum gestattet, mehr nach den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit, als nach diesem oder jenem andern geschriebenen Gesetze zu urteilen«.

Coxes Reisebericht zeichnet sich aus durch das darin bewiesene Verständnis für unsere Demokratie, durch die Aufgeschlossenheit für die landschaftlichen Schönheiten unserer Heimat und durch sachliche Kritik an ungesunden Verhältnissen. Daran, daß er nicht noch mehr bieten konnte, sei, sagt Ramond im Vorwort zu seiner Uebersetzung, das schuld, daß Coxe reiste wie Engländer eben zu reisen pflegen: « La constitution civile et politique a sur-tout arrêté ses regards; il a voyagé en homme riche; c'est parmi les hommes de son état qu'il a cherché des instructions; mais il ignorait la langue du pays, et n'a pu observer que très superficiellement le paysan des Alpes. »

Louis Ramond (1755—1827) dagegen hat seine Reisen zu Fuß unternommen: « avec un seul compagnon né dans la région que nous parcourions; comme lui j'entendais les différents dialects en usage dans ces contrées; tous deux, nous savions sacrifier nos aisances au but de notre voyage, nous cherchions l'hospitalité dans les cabanes les plus retirées, et nous avons vécu en égaux avec les bergers que nous visitions, dérobant à leurs yeux tout ce qui aurait pu faire soupçonner que nous étions de simples curieux ».

Ramond und sein Begleiter, der Haslitaler Peter im Baumgarten, überschritten, vom Schächental herkommend, die glarnerische Landesgrenze im Juli 1777. Da die beiden sich an zwei jede nur mögliche Abkürzung benützende Bauern anschlossen, wurde der Abstieg für den Franzosen zu einem der gefahrvollsten Erlebnisse in den Schweizer Alpen. Der Marsch vom hübschen Dorf Linthal nach dem durch seine Lage, Größe, seine höheren Häuser und zahlreichen Einwohner bemerkenswerten Hauptfleck, hinterließ den Reisenden den Eindruck, daß kaum ein anderer Fleck Erde dichter bevölkert sein könnte als dieses Großtal.

Im Unterschied zu Coxe hat Ramond auch ein Auge für die Glarus mit Ennenda verbindende, im Jahre 1764 von dem Appenzeller Grubenmann erbaute Linthbrücke. Deren äußerst einfache Struktur zeuge schlagend für des Erbauers Genie. Ihr von einem einzigen Bogen getragener Laufsteg hatte eine Länge von achtzig Schritten.

Da und dort durchs Großtal hinunter bemerkten die Reisenden in der Nähe eines wohlgebauten und sauber sich präsentierenden Bauernhauses, Gruppen von im Freien arbeitenden Frauen und Kindern. Daß die Hausindustrie Eingang in dieses Land voll fruchtbarer Matten und prächtiger Obstgärten genommen hatte, findet darum Ramonds ausdrückliches Mißfallen, weil sie einmal einer bereits sichtbaren Verweichlichung des Volkes weiteren Vorschub leistet, und

sodann gänzlich abhängig ist von der Einfuhr der Rohstoffe, wogegen Aecker, Wiesen und Alpweiden treue Verbündete der Einwohner sind. Die Berge, zugleich des Landes Schutz und Zier, seien auch sein Schatz — solange des Landes Bevölkerung nicht zunehme!

Die Feststellung des Protestanten Coxe, daß unter den an Zahl stets wachsenden Evangelischen die Rührigkeit in jeder Art von Betrieb größer sei als bei den Katholiken, muß deren Glaubensgenosse Ramond bestätigen. Der Evangelischen hartnäckiges Beibehalten des alten Kalenders erklärt man dem Franzosen damit, daß dank der Verschiedenheit der beiden Kalender die Namenstage der Heiligen und andere katholische Festtage nun verschieden fallen, und daß so die Evangelischen glatt darum herum kommen, jene zahlreichen Festtage mitzufeiern, wozu andernfalls sie vertraglich verpflichtet gewesen wären. Coxes weitere Feststellung eines im ganzen Lande herrschenden rühmlichen Einvernehmens unter den Konfessionen, begleitet Ramond mit der Anmerkung, daß die Schweiz nur dieses einzige Beispiel derartiger Toleranz aufweise. Er hätte beifügen können, daß die Glarner Kirche wohl auch das einzige Beispiel einer Kirche mit je einer katholischen und einer evangelischen Orgel darbiete. Entweder aber haben sich sowohl Coxe als Ramond die Glarner Kirche nur von außen angesehen, oder dann beliebte es ihnen, die eine schöne Illusion betrüblich störenden Instrumente geflissentlich unbeachtet zu lassen.

Gelegentlich Coxes geschichtlicher Reminiszenz von der ehemaligen Herrschaft des Klosters Sädingen über das Land Glarus gedenkt Ramond der immer noch als jährliche Entschädigung an jenes Kloster ausgerichteten 16 Gulden, und schließt aus der Tatsache, daß die Glarner um dieses Servitut sich nicht herumdrückten, auf ein feines staatliches Ehrgefühl.

Ungeachtet seiner ernsthaften Bemühungen, ein zutreffendes Bild von Land und Leuten zu gewinnen, läßt auch Ramond gelegentlich eine gesunde Nüchternheit vermissen. Wie schade, daß er es nicht hat bewenden lassen an seiner Feststellung, daß hier seit zwei Dutzenden Jahren keine Exekution mehr stattfinden mußte, sondern fortfährt: « on ne commet point de crimes capitaux chez cet heureux peuple ». Denn ausgerechnet in den Jahren, da seine Ausgabe der Coxe'schen Briefe erschien, machte der Prozeß der Anna Göldin unliebsames Aufsehen in Europa.

In den »Observations du Traducteur sur l'Appenzell« vergleicht Ramond den Appenzeller mit dem Glarner, und beurteilt letzteren als tatkräftigen, rastlosen, unternehmungslustigen Menschenschlag, der

weniger Anhänglichkeit an seine heimatliche Scholle bezeige als alle andern Alpenbewohner. Daß dieses Urteil auf dem Boden eigener Erfahrung gewachsen sei, wagen wir ebenso zu bezweifeln wie seine Wahrheit. Ramond dürfte diese Charakterisierung des Glarners übernommen haben von seinen Zürcher Bekannten Geßner, Füßli, Breitinger, Lavater, welchen er auch diese und jene Nachricht über den Kt. Appenzell verdankte. Zuständiger als in dieser Feststellung halten wir Ramond in einer andern desselben Briefes, worin mitgeteilt wird, daß die Appenzeller hauptsächlich, daß aber auch die Glarner Handel mit selbst gewonnenem Salpeter treiben, wensschon letztere »paraissent un peu moins attentifs qu'eux aux ressources de la vie pastorale«.

Die bei Coxe vermißte Beschreibung des glarnerischen Unterlandes bleibt auch Ramond schuldig. Dafür enthalten dessen »Zusätze« einen eindrucklichen Bericht von der Juli-Landsgemeinde des Jahres 1777 zu Schwanden, an welcher er in Gesellschaft dreier Engländer und unter der Protektion einer ungenannten glarnerischen, Ramonds Ansichten über die industrielle Beschäftigung der Glarner teilenden Magistratsperson, deren Bekanntschaft der Franzose auswärts gemacht hatte, und deren Gast er war, teilnehmen durfte.

Der Zufall ließ Ramond einem Bauern begegnen, mit dem er sich über dies und jenes, vornehmlich aber über das Hauptgeschäft der kommenden Landsgemeinde unterhielt, und dessen Urteil ihn das erzieherische Moment an der demokratischen Verfassung nachdrücklich bewußt werden ließ. « C'était un homme d'environ quarante ans, d'une figure sévère, dont les idées me parurent si saines, et le caractère si fort, que j'avoue que je ne lui parlais qu'avec la crainte de lui dire des choses moins sensées que celles qu'il m'apprenait. Que l'on ne juge pas d'un paysan libre par le paysan que l'esclavage avilit, il n'en a ni le caractère ni la figure; il est aussi loin de lui par la fierté de son esprit que par celle de sa démarche... Je ne peinds ici que le Suisse libre, celui des démocraties. Le paysan sujet des aristocraties, qui n'a nulle part au gouvernement, retombe dans la classe inférieure des paysans ». Dans les démocraties « il a une grande idée de son importance individuelle, et un vif sentiment de la liberté; il s'instruit de ses droits, il apprend à les discuter, il pénètre dans les ressorts du gouvernement, il raisonne, quelques fois même il étudie. On lit dans les Alpes l'histoire Grecque et Romaine; il est des bergers qui ont des bibliothèques. »

Den Ramond'schen Schlußsatz auf die Hirten des Glarnerlandes seiner Zeit zu beziehen, scheint uns unmöglich zu sein. Wie bedauer-

lich, daß der Verfasser hier so allgemein sich ausdrückt, und damit mitschuldig wird an einer Gestalt wie Claurens »Mimili«.

An der außerordentlichen evangelischen Landsgemeinde des Jahres 1777 zu Schwanden genehmigte das evangelische Glarnervolk mehrheitlich das von den Eidgenossen aller 13 Orte auf 50 Jahre geschlossene Bündnis mit Frankreich. Für den anwesenden Franzosen Ramond war die Art der Erledigung der Bündnisfrage mit seinem Land umso schmeichelhafter, als die drei Engländer Zeugen der Bündnisbegeisterung der Glarner waren. Andererseits strahlte ein Teil des Glanzes »du plus magnifique Empire du monde« auch auf den Vertragspartner zurück: Gründe genug, um des Franzosen Meinung über diese Tagung sowohl als über das Land überhaupt günstig, ja nachsichtig zu beeinflussen. Ramonds Bericht ist natürlich kein alle Verhandlungsgegenstände aufzählendes Protokoll; so übergeht er beispielsweise das Verbot heimlicher Pensionen, die Besalzung des evangelischen Landesteils, die Bestimmung, daß künftig Ueberreüter aus Landsleuten genommen werden sollen, übergeht schonend das Traktandum der Verteilung der Bundsfrüchte*. Auch überläßt es Ramond ganz seinem Leser, kritisch Stellung zu nehmen zur Unvollkommenheit einer Landsgemeinde, wo »tout citoyen est libre de proposer, mais où le nombre de ceux qui ont quelque droit à un office est toujours très limité«.

Anschließend an eine Bemerkung Ramonds über »l'allemand corrompu« der Landsgemeinderedner, sei noch darauf hingewiesen, daß Ramond für Glärnisch stets »Glärnitsch« schreibt. Ob er es so gehört hat? Oder schreibt er so in Abhängigkeit von der ihm zweifellos bekannten, 1774 erschienenen Trümpi-Chronik, in welcher stets (z. B. auf den Seiten 14, 18, 640) Glärnitsch zu lesen ist? Den »Glaris« schreibenden Coxe belehrt Ramond: »il faut écrire Glarus«.

Assemblée générale à Schwanden 1777.

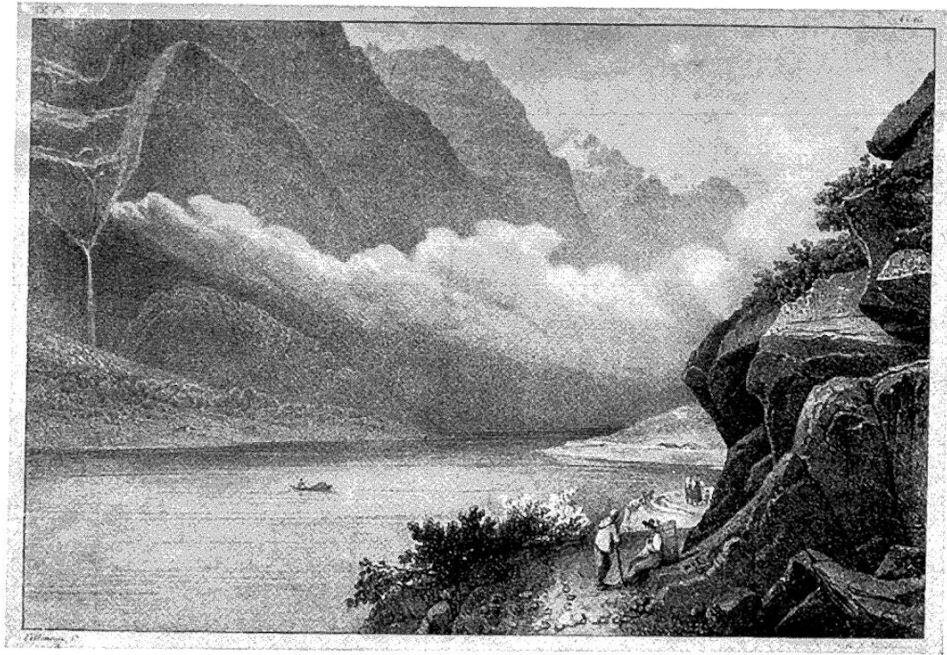
« Le dimanche 27 était fixé pour l'Assemblée générale, je me rendis avec le Magistrat qui me protégeait à *Schwanden*, grand et riche bourg éloigné de Glarus d'une lieue et près duquel se tient cette Assemblée. Une vaste prairie située entre le bourg et la montagne

* In einer späteren Ausgabe seiner Briefe (Basel 1802) bedauert es Coxe, daß bei dem Vertragsabschluß des Jahres 1777 auch Protestantisch-Glarus und Appenzell A. Rh. französische Pensionen angenommen hätten, und sagt: »Es wäre der schweizerischen Nation weit mehr Ehre erwachsen, wenn das ganze Staatswesen Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen nachgeahmt hätte«.

en est le théâtre ordinaire; la pluie et le débordement des torrens avaient arrêté la plus grande partie des paysans, il ne se trouva au rendez-vous qu'un tiers des votants. Il fallait cependant satisfaire aux formes, et le Conseil, présidé par le Landammann, convoqua le peuple dans l'église du lieu pour lui faire décider si l'on procéderait sans avoir égard aux absents, ou si l'on s'ajournerait au lendemain. Trois Anglais qui traversaient le Canton se joignirent à nous, et le Président, ayant demandé au peuple assemblé son agrément pour introduire dans le cercle quatre étrangers, dont l'un était Français, une acclamation bruyante et flatteuse nous annonça le consentement de ces Républicains.

J'avoue qu'à l'entrée de l'église une sorte de terreur fut le premier sentiment que j'éprouvai; douze cents hommes environ, accumulés en désordre dans un vaisseau étroit et sonore qui retentissait de leurs voix tumultueuses, le Président et le Conseil pressés au centre, et menacés par un parti de mécontents dont le groupe turbulent ne pouvait être contenu, tout se réunissait pour rendre ce spectacle vraiment effrayant pour des hommes qui n'avaient vu que des assemblées paisibles, des débats de *barreau* et du tumulte de *parterres*. Les Anglais qui nous accompagnaient demeurèrent plus longtemps que moi dans l'incertitude, parce qu'ils n'entendaient point la langue du pays. Je fus bientôt en état d'écouter et d'observer plus froidement, et je fus frappé de la disproportion apparente qui règne entre les discours et les figures. L'objection la plus simple et la moins insultante était prononcée d'une voix si tonnante, et accompagnée d'un jeu de physionomie si outré, que celui qui ne la comprenait pas l'aurait prise pour une menace faite dans toute la fureur du ressentiment et que l'effet allait suivre.

Il fallut deux heures entières pour juger la question qui était agitée avec d'autant plus de chaleur qu'il y avait un parti redoutable opposé au Président et à l'un des Conseillers de Régence, qui ayant été nommés Commissaires du Canton pour aller signer à Soleure les préliminaires du traité, avaient, suivant quelques-uns, excédé leurs pouvoirs qui portaient quelques restrictions. Ce parti ne voulait point s'ajourner parce qu'il était en forces, et le parti opposé voulait qu'on s'ajournât, parce que les affaires étaient assez importantes pour exiger le suffrage de la plus grande partie du Canton. Après bien des débats on s'ajourna au lendemain, et nous passâmes la journée et la nuit en fêtes parmi les paysans du parti de la Magistrature. Dans l'Assemblée dont je venais d'être témoin comme dans la suivante, je ne pus trop admirer la sagesse et la



Klönthal
Villeneuve, 1826

fermeté avec laquelle le Président soutenait le choc, l'adresse avec laquelle il maniait les esprits et la dignité qu'il sut mettre dans tout ce qui avait rapport à sa justification...

« Pendant la journée du Dimanche les *notants* arrivèrent de toutes parts à *Schwanden*, et le nombre se trouvant à-peu-près complet, on se rendit le lendemain matin dans la plaine où se tient l'Assemblée générale. C'est une prairie de quelques arpents, située, comme je l'ai dit, au pied d'une montagne et près du bourg de *Schwanden*. Un quadruple rang de bancs y était préparé et formait un cercle de plus de trois cents pieds de diamètre. Les Magistrats ayant pris place dans le cercle intérieur, le peuple, composé d'environ quatre milles hommes tous armés, occupa les bancs sans aucune distinction, si ce n'est celle que l'on veut bien faire en faveur des Curés du Canton, auxquels on donne des sièges commodes immédiatement à côté de ceux des Magistrats. Le Président debout, et appuyé sur l'épée de la liberté*, était placé près du centre du cercle avec le Greffier et deux sergents habillés de manteaux à la livrée du Canton. Les femmes n'approchent point du cercle, mais les enfants mâles qui n'ont pas encore atteint l'âge de seize ans, ont le droit d'en occuper le centre, pourvu qu'ils ne s'y tiennent point debout, tant par respect pour l'Assemblée que pour ne point arrêter les voix et interrompre les regards.

Que l'on imagine si l'on peut quelque chose de plus imposant que ce spectacle, et de plus respectable qu'une assemblée d'hommes libres, réunis pour discuter leurs intérêts communs, assis sur la terre qui les a vus naître, qui les nourrit et qu'ils ont défendue contre le joug de domination qui pèse sur le monde, ayant devant eux leurs enfants qui s'enflamment déjà au nom de la liberté et qui apprennent d'eux à la transmettre intacte à leur postérité. Quel édifice aurait la majesté de cette vallée protégée par les boulevards naturels du pays, parsemée de cabanes et couverte de troupeaux, qui présentant à ces Républicains les douceurs de leur pays, raniment dans tous les cœurs l'amour de la patrie?

J'étais pénétré de ce que je voyais, et je ne pouvais assez admirer ce mélange sublime de grandeur et de simplicité, dont rien jusqu'alors ne m'avait donné l'idée. Tout me semblait ici digne des premiers âges des peuples: tels étaient les anciens Romains et les

* « Le Président s'appuie sur un long et lourd cimenterre, du nombre de ceux qui ont autrefois repoussé les Autrichiens. Il est sans ornement, c'est l'épée d'un brave patriote du quatorzième siècle. Quel sceptre que celui-là quand c'est un Republicain qui tient! » (Ramond).

Républicains de la Grèce; tels étaient ces vertueux Gaulois et ces braves Germains, nos respectables pères.

Qu'à côté de cette idée on place celle de la France, que l'on imagine ce petit peuple assemblé pour traiter d'égal à égal avec le plus magnifique Empire du monde, l'étonnement augmentera, et l'on aura devant les yeux l'image du plus singulier contraste politique et moral, dont l'histoire nous fournisse l'exemple.

L'Assemblée fut ouverte par un discours du Président, qui rendit compte avec une noble simplicité des détails de sa commission et des raisons qui l'avaient engagé à signer le traité. Son collègue se leva ensuite pour le même sujet, et fit un discours plein de force et remarquable surtout par cette éloquence naturelle qui tire parti du langage le plus ingrat. L'allemand corrompu des Glarois prit dans sa bouche une grâce singulière. Ce discours produisit un effet sensible et j'eus, pour la première fois, le plaisir de distinguer les différentes nuances du sentiment sur des physionomies simples, et dont rien ne contraignait le jeu. Le Président avait convaincu, son collègue fit trouver du plaisir à la conviction, bientôt toutes les voix se réunirent pour applaudir à la conduite des deux Magistrats.

Le président proposa ensuite la ratification que l'Ambassadeur de France attendait à Soleure. Un objet d'aussi grande importance devait être décidé à la pluralité des voix; toute l'Assemblée s'écria unanimement qu'il était inutile de les compter, et que s'il existait un citoyen qui ne fût pas l'ami des Français, il ne fallait pas qu'il fut connu; les acclamations redoublèrent alors avec un transport dont j'expliquai, non sans un peu d'orgueil, la cause à mes compagnons Anglais. Sur le champ une lettre fut écrite et scellée par le Président et le Greffier au nom de tout le Canton. Le peuple ordonna à l'un des sergents de prendre la lettre et de partir à l'instant pour Soleure; le sergent fier de la commission, remercie du geste ses concitoyens et part au bruit des acclamations. Le Magistrat, mon respectable ami, vint m'embrasser, et me pria de rendre compte de ce que j'avais vu à l'Ambassadeur de France lorsque je passerais à Soleure. Huit jours après j'eus le bonheur de remplir ce devoir.

On procéda ensuite à la nomination des différents Officiers de la régence; cette élection se fait ainsi: le Président ayant désigné l'office qu'il est question de remplir, le Greffier parcourt toute la circonférence du cercle en écrivant sur un papier les noms qu'on lui dicte pour être proposés. Tout citoyen est libre de proposer, mais le nombre de ceux qui ont quelque droit à un office, étant toujours très-limité, les mêmes noms sont répétés par toutes les bouches, et

le nombre des proposés ne se multiplie pas à un certain point; la liste est ensuite remise au Président, qui offre alternativement les candidats aux suffrages de l'Assemblée. A mesure qu'il les appelle, on estime les voix qui se désignent en levant la main, et l'on rejette de la liste tous les noms qui ont le moindre nombre des mains; le sort ou les voix prises de même décident entre ceux qui restent. On sent que ce procédé est extrêmement long, et la séance qui avait commencé à dix heures du matin se prolongea jusqu'à sept heures du soir; elle allait se terminer lorsqu'il se présenta une affaire nouvelle et d'un genre bien différent.

Deux paysans, plus que séxagénaires, vinrent demander au peuple des dispenses pour épouser des parentes orphelines et pauvres, auxquelles ils voulaient donner une aisance honnête. Sur l'exposé, plusieurs voix s'élevaient en leur faveur, quand un Curé prit la parole pour représenter les droit du Clergé; il fit un discours plein d'érudition, pour prouver qu'il n'appartenait point à un corps politique de s'immiscer dans les affaires religieuses, et que le pouvoir législatif de l'Assemblée générale avait pour bornes les loix de Dieu et celles de l'Eglise. Il concluait par demander au peuple le renvoi de cette affaire et de toutes les affaires semblables au consistoire Ecclésiastique: une opposition s'éleva, elle partait d'un simple berger; il distingua dans les *degrés prohibés* ceux qui le sont de droit divin, et ceux qui ne le sont que de droits humains; quant aux premiers, disait-il, l'Eglise n'a pas plus de pouvoir que les Laïcs pour enlever l'obstacle; mais les seconds ne sont que des empêchements civils qui peuvent être détruits par celui qui a le droit de faire et d'abroger des loix civiles; c'est-à-dire, par le Souverain. — Qu'on se rapelle que c'est un berger qui parle... Il conclut par engager l'Assemblée générale à prononcer sur ses dispenses. Un plaisant, car les Alpes en produisent, fit observer à l'Assemblée, que puisque ses deux séxagénaires avaient la fureur de se marier, il valait mieux qu'ils en passassent leur envie aux frais de leurs familles qu'à la charge des autres. On riait quand une observation plus sensée et dont la force paraîtra aussi surprenante que la simplicité, fut faite par un autre paysan. *Si les loix sont justes, dit-il, les dispenses sont des grâces, et les grâces ne doivent être accordées que dans les circonstances où un grand avantage peut résulter de l'inexécution de la loi; mais le mariage d'un vieillard n'est point une de ces circonstances; sa demande donc ne doit point être écoutée favorablement, il est plus que personne, dans le case de la rigueur de la loi, et les dispenses pour les mariages doivent être réservées à ceux auxquels il convient de se marier.*

Un applaudissement universel s'éleva, et l'on renvoya les deux vieillards, en arrêtant d'établir à la prochaine Assemblée une loi fixe sur cet important objet.

C'est ainsi que se termina cette Assemblée, qui pendant neuf heures entières m'occupa sans me faire éprouver le moindre ennui, et dans le cours de laquelle j'ai fait sur le jugement, les connaissances et le caractère des habitants des démocraties, les observations les plus satisfaisantes. Il serait curieux pour un de ces Français qui se plaignent de l'inflexibilité de leur langue, d'entendre ce que devient le dialecte le plus rude et le plus corrompu de l'Allemagne, maniés par des hommes qui sont entraînés par un vif sentiment de ce qu'ils disent. La force, la douceur, la fierté, la mollesse, semblent successivement lui devenir naturelles; le langage a toujours été au ordres des passions. »*

*

H. Besson, ein angesehener Vertreter der Naturwissenschaften, im besonderen Mineraloge, ist der zweite Franzose, der 1777 unser Land bereist und seine Reiseeindrücke veröffentlicht hat. Wie Ramonds Aufenthalt war auch der seine vom Wetter außerordentlich begünstigt: « On ne se souvenait pas en Suisse d'avoir vu un été aussi sec et un temps si constamment beau qu'il l'a été cette année. » Bessons Reisebericht zielt vor allem auf Belehrung und in zweiter Linie erst auf Unterhaltung: « Il est plus question ici d'exactitude et de la vérité que d'agréments. » Trotzdem bietet der Verfasser nicht etwa eine trockene Systematik, sondern verrät auf Schritt und Tritt starke Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, die er auch nicht selten mit sicherem Stift zeichnerisch festgehalten hat.

Als Naturwissenschaftler scheint Besson das Fachwissen seiner Zeit in ganzem Umfange beherrscht zu haben. Aus dem Eindruck vom Reichtum dieses Wissens sowie aus der Sachlichkeit der Darstellung gewinnt der Leser die Ueberzeugung voller Zuverlässigkeit des Berichtes. Der Geologe von Fach wird nicht umhin können, Bessons Befund ungekürzt zu studieren.

Bei Bilten unser Land betretend, wandte sich der Reisende in Niederurnen übers Riet nach Weesen und zum Walensee, « qui est entouré de très-hautes montagnes calcaires, la plupart à pic, dont le pied seulement se précipite dans ses eaux. Il n'y a rien de si sauvage que l'aspect de cette enceinte et de ces rochers. La navigation y

* Zitiert nach der Ausgabe von 1782, Paris (Wae 39).

est très dangereuse, parce qu'il y a peu d'endroits pour aborder, et que les vents sont terribles, quand ils s'enfourment dans ce gouffre; peu de jours auparavant il y avait péri un bateau avec plusieurs passagers... »

Auf dem Weg von Glarus — « un des endroits de la Suisse où on vit le plus chèrement » — nach Ennenda fiel ihm die »Rotrisi« in die Augen. Deren hartes Gestein, sagte man ihm, werde im Lande verwendet, »pour paver les foyers des cheminées«. Eine ähnliche Gesteinsschicht konnte Besson auch am Glärnisch finden. « Ce doit être celle-ci qu'on emploie pour les âtres des cheminées; si on employait l'autre qui est mêlée de pierre calcaire, elle s'y calcinerait, pourrait même entrer en fusion à cause de son mélange... »

In Schwanden sah sich Besson vor die Wahl gestellt, das Haupttal weiter zu verfolgen oder ins Kleintal abzubiegen. « Le petit Vallon où coule la Sernft... est plus difficile et moins fréquenté, raison qui nous l'a fait choisir de préférence, dans l'espérance d'y voir quelque chose de moins connu. » Nebst manchem, was vor allem den geologischen Fachmann interessieren und was hier nicht aufgezählt werden kann, erwähnt Besson im Verlaufe seiner Beschreibung einmal die Höhen hinter dem Mülibachtal, auf denen eine größere Lage schönen weißen Gipses zu bemerken ist, der beim Kirchenbau in Ennenda (1774) gute Verwendung gefunden habe. Am Bergwerk in Matt tadelt er die mangelnde Vorsicht beim Abbau: « il y a de grandes cavités; on n'y prend pas les précautions nécessaires, soit pour le déblai, soit pour le soutien des parties supérieures... » Einen folgenden Abschnitt widmet Besson dem

Meridien naturel.

« Le fond du petit vallon est borné par de très-hautes montagnes couvertes de neige. Parmi ces montagnes on distingue le *Falzaber* dont le sommet est couronné de pointes et d'aiguilles, au-dessous desquelles on distingue une couche horizontale*. Une montagne en cône est en avant, et successivement plusieurs autres montagnes qui sont très-rapides et avec des escarpements: celles qui sont les plus proches, surtout les tas formés des débris de celles qui sont derrière, sont boisées et couvertes de sapins. Ce qu'il y a de remarquable dans le haut de la

* »*Falzüber* ... ist eine kleine, wilde Alp, am Nordabhange des Sardonen... Unmittelbar über der Hütte der Matt erhebt sich ein runder Hügel, *Huen* genannt.« (Heer und Blumer) — Die dem »Helvet. Almanach« für 1809 beigegebene Karte des Glarnerlandes von Keller-Scheurmann nennt die Alp »Falzhabern«.

montagne de Falzaber*, est un trou percé en rond, qui paraît avoir environs trois pieds de diamètre en le voyant du village. Les 3, 4 et 5 Mars, et les 14, 15 et 16 Septembre, vieux style, le soleil passe derrière ce trou; on en voit le disque en plein les 4 et 5, et il éclaire alors le clocher du village d'Elm. Les habitants disent que ce trou est fort grand, qu'il peut avoir environ 25 pieds de diamètre. On jugera si cette montagne est élevée, puisque le village d'Elm, couvert par cette montagne, est privé en hiver de la vue du soleil pendant six semaines. Quel pays, quelle habitation au centre de l'Europe! On voit commodément ce trou de la maison du Curé** chez qui nous nous sommes arrêtés et avons logé. Dans ces pays perdus, il n'y a point d'auberges, ces Messieurs veulent bien recevoir le peu d'étrangers qui ont la curiosité de voir de pareils pays. Ce Curé nous fit manger du chamois et de la marmote, qui est fort bonne pour ceux qui ne craignent pas le goût sauvageon du gibier, elle est fort grasse et délicate. Ce pays est giboyeux, parce qu'il est à portée du Freyberg, qui est un terrain conservé, où l'on ne peut chasser qu'avec la permission du Magistrat. Quand on est sur ces montagnes très-élevées et dans la région des neiges, sur-tout du côté du midi, on entend le cri ou l'espece de sifflement de l'oiseau de proie, quand il plane dans les airs: ne voyant pas de ces oiseaux, on nous dit que c'étaient des marmotes qui avertissaient qu'elles voyaient quelqu'un: en effet, après ce sifflement, on en voyait partir avec rapidité comme des lapins, pour se terrer et se cacher; quand le soleil luit, elles s'y mettent entre quelques pierres pour être mieux abritées, et y sont dans une forme comme les lièvres; elles ne se laissent point approcher, il faut les guetter, les surprendre et les tirer à balle; les Suisses sont fort adroits chasseurs; ils ont des fusils particuliers et longs pour cette chasse et celle des chamois. Les marmotes vivent d'herbes; quand les froids approchent elles se terrent et se rassemblent au nombre de quatre, cinq, au plus six, dans le même trou, dont l'entrée est bien fermée de foin et de mousse; on les trouve engourdies couchées les unes à côté des autres, ayant sous elles du foin et de la mousse. Elles sont fort grasses quand on les déterre avant l'hiver, et fort maigres après; on ne trouve rien dans leurs intestins, d'où l'on prétend en Suisse et en Savoie que

* »Der nördlichste Tschingelspitz ist durchbrochen, und zwar ist das Loch (das Martinsloch) so groß, daß ein kleines Haus in demselben Platz fände.« Heer u. Blumer.

** Bei diesem Curé handelt es sich um den schon von Schinz erwähnten, einstigen lateinischen Präceptor zu Glarus, nunmehrigen Pfarrer zu Elm (1754—1814) und nachmaligen Dekan *Felix Freuler*.

les marmotes mangent quelque chose pour se vider avant de se terrer; voilà ce que disent les chasseurs de ce pays.

Entrée au pays des Grisons.

Du village d'Elm on continue à monter le reste du petit vallon, pendant une lieue et demie parmi les mêmes espèces de pierres qu'on vient de décrire; en passant au travers de bois et de forêts de sapins et de quelques pâturages dont ce haut est couvert, on parvient au pied du *Bundner-Berg*, montagne des Grisons, qui ferme la tête du vallon. On laisse à droite un fond ou espece d'entonnoir, entouré de très-hautes montagnes inaccessibles, pour s'enfourner à gauche entre des rochers qui se sont fort resserrés, où coule un torrent. Le lieu ferait horreur, si on ne se trouvait accoutumé par degrés à voir de ces positions effrayantes: tout y est aride, il n'y a plus d'arbres ni de végétaux, ce sont des rochers entassés les uns sur les autres; ce lieu paraît d'autant plus affreux que le passage a été subit, et qu'en sortant des bois et des forêts, on se trouve tout-à-coup parmi ces rochers qui s'élèvent comme des murailles, et dont on ne voit pas la cime; cette gorge ou cette entrée qui se nomme *Jetz*, est la communication du canton de Glaris aux Grisons... le passage est très curieux pour la Lithogéognosie, il est rare de trouver autant de phénomènes intéressans rassemblés, et des substances aussi variées par rapport à leurs positions; c'est le local qui mérite le plus d'être examiné en Suisse, et le plus difficile que nous ayons parcouru...*

A différentes reprises, on passe sur de grands amas de neige dans cette gorge qui en conserve en tout tems; depuis nombre d'années on n'y en avait pas vu moins que dans cette année (1777). On y a élevé de hautes perches de distance en distance pour indiquer le chemin, et empêcher ceux qui y passent de se perdre dans des gouffres ou des endroits à pic, où on resterait enseveli dans les neiges sans aucune espérance de secours dans un lieu si peu fréquenté. On parvient enfin à un petit vallon qui est presque de niveau; il n'est jonché et rempli que de pierres, de blocs et de masses de rochers de toutes grandeurs...

Dans beaucoup d'endroits de ce vallon il y avait encore de la neige, et par l'humidité et les eaux qui y étaient, on pouvait juger que le surplus de la neige s'était fondu dans les jours précédens. On monte encore un peu plus haut et on trouve un fond où les eaux

* Auch die Trümpi-Chronik sagt: »ein bekannter mühsamer Weg... unser Vieh nach Lauis geht mehrentsils diesen Weg«.

se perdent et s'infiltrèrent dans l'intérieur de la montagne; il n'y a point d'écoulement d'ailleurs.

On trouve à cette hauteur les restes d'un chemin pavé, qui a été fait du côté de Glaris, il sert de bornes à ce canton et au pays des Grisons...

Cette montagne ... tournée au midi ... est un vrai pays de marmotes, on y entend souvent leurs sifflemens, et on les aperçoit à de grandes distances. Il est étonnant, combien les habitans de ces montagnes ont la vue perçante, ils sont accoutumés, ainsi que les matelots, à voir et à distinguer les objets de loin. Il fallait souvent la lunette pour appercevoir ce que ce guide* voyait distinctement. C'est un chemin bien extraordinaire que celui que nous parcourions... Le guide chargé d'un porte-manteau allait tranquillement, posant le pied toujours à l'endroit le plus convenable, et ne faisant jamais un faux pas, tant ces habitans des Alpes sont accoutumés à parcourir de pareils chemins. Il est nécessaire d'être chaussé comme ces montagnards pour les suivre, d'avoir des semelles d'un pouce d'épaisseur, bien battues et garnies de clous; avec une pareille chaussure qui ne fléchit pas, on franchit un mauvais passage, pourvu qu'il y ait une saillie de deux pouces à pouvoir mettre le bord du soulier; un bâton ferré aide quelquesfois, mais les montagnards prétendent qu'il ne faut pas s'y accoutumer, encore moins s'y fier: ces bâtons sont surtout utiles sur les glaciers, quand on a quelques fentes à franchir. Dans quelques endroits trop escarpés de ce chemin, on a taillé des passages tels quels: on ne peut s'empêcher d'admirer de plus en plus la patience et l'industrie de ce peuple, pour se procurer des passages dans des lieux aussi difficiles, qui ne paraissent pas devoir être fréquentés par des hommes, mais par des oiseaux, tout au plus par des chamois. »

*

M. Th. Bourrit (1739—1819) hält in seiner »Description« (Genève 1781) die Fiktion aufrecht, daß er auch das Glarnerland besucht hätte. Noch im neunten Kapitel ist seine Ausdrucksweise überzeugend, es handle sich um reale Erlebnisse. Mit dem nächsten, den Kanton Glarus behandelnden Kapitel tritt an die Stelle des »wir« in der Berichterstattung das »man«. Seite 269 der deutschen Ausgabe (vom Jahre 1782) referiert Bourrit z. B. über die Eistäler der Glarner Gebirge und sagt: »Man kann sie leichter sehn als hinzu-

* »qui nous avait accompagné« (p. 133) — also doch wohl ein Glarner, d. h. Elmer.

kommen. Um diesen Anblick zu genießen steigt man auf den Berg Tödi... auf welchem man alle Eistäler des Landes übersehen kann.« Nach dieser Probe dürfte der Leser unsere Ansicht teilen, daß Bourrit seinen Bericht teils nach der Karte, teils aus seiner Phantasie verfertigt hat, nach bereits vorhandenen Beschreibungen. In jedem Fall entbehrt die Darstellung einiger Bedeutung.

*

Johannes Geßner, Arzt und Naturforscher (1709—1790), der bereits 1731 und 1745 an den von V. D. M. Joh. Schmutz beschriebenen Glarnerlandreisen teilgenommen hatte, war auch der Mentor der 1781 über den Panixerpaß ins Sernftal einreisenden HH. Ehrhardt, Arztsohn aus Memmingen, und Welti, Arztsohn aus Zurzach. In der ausgedehnten Fußwanderung des Medizinertrios dürfte es sich nicht mehr um eine Bildungsreise schlechthin, sondern wesentlich um eine botanische Exkursion gehandelt haben. Die rasch, oft in kaum leserlicher Schrift hingeworfenen Zeilen des vier schmale Seiten füllenden »Reiseberichtes« von Geßner verraten hierüber allerdings nichts, waren sie doch zu nichts weiter bestimmt als dazu, dem später in der Stille seiner Studierstube auf das Vergangene zurückblickenden alten Herrn die Stichworte zu liefern, dank welcher sich das nur eben Angedeutete sowohl nach der Breite als der Tiefe ergänzen ließ. Gerade z. B. bei den trotz ihrer Knappheit so sympathischen Bemerkungen Geßners über die Arbeitsbedingungen im Plattenberg verspürt man mit aller Deutlichkeit, daß noch Unausgesprochenes zwischen den Zeilen liegt. Hierin wie auch in der Fülle der »Stichworte« berührt den Leser die Weite des Geßnerschen Horizontes aufs angenehmste.

Geßner, Erhardt und Welti, nebst dem sie als Diener begleitenden Nachtwächter Heinrich Wagner aus Zürich, stießen am 30. Juli 1781 von der Paßhöhe absteigend in der Nähe *Elms* auf einen mit Baumrinden beladenen Mann, der auf Befragen die Auskunft erteilte, seine Last diene zur Einhüllung des Ziegers.

Nach einer bei dem »lustigen« Pfarrer (Felix Freuler) jener Gemeinde eingenommenen Erfrischung marschierten sie, »elende« Brücken passierend, weiter nach Matt, wo sie »bei Schatzvogt *Stauffacher*, einem feinen policirten und weitgereisten Mann einkehrten«. Nachtessen: Gerstensuppe, Braten, Zwetschgen, Glarner Würst, Wein und Brot. Zur Nachtruhe standen gute Betten bereit.

31. Juli. Tagwache um 5 Uhr. Unter Geleit des Wirtes Besuch des Plattenberges, wo sie nach einer kleinen halben Stunde ankamen.

In der Mitte des Berges das »Kreidenloch«, in welchem Hohlgang man die Kreide talkicht und braun antrifft; trocken wird sie dann weiß. Die Förderung der Platten geschieht unter Lebensgefahr. Schon öfters wurden die Arbeiter mit Schutt überdeckt. Die Bezahlung der Arbeiter geschieht per Stück. Der Wirt sagte den Reisenden, »daß er vor zwei Jahren bei 25 000 Platten nach Holland geliefert«.

Nach der Besichtigung der Kirche ins Gasthaus zurückkehrend, begegnet die Gesellschaft Herrn Dr. und Chorherrn *Martin* von Glarus. Dessen Knecht ward beladen mit den von dem Arzte auf seiner Alp »Kuhboden« gesammelten Pflanzen. Dr. Martin sammelte sie nicht zu seinem eigenen Bedarf, sondern »für Herrn Professor De L'Achenal und den Botanischen Garten in Basel«.

Mittagessen: Suppe, Voressen, Standfleisch, Würst, gekochte Zwetschgen, Kirschen, Krachmandeln, Wein und Brot. Nachher Besuch des greisen Pfarrers *J. Steinmüller* in Matt, mit dem man sich unterhielt »über die Unvollkommenheit der menschlichen Kenntnisse«. Um 2 Uhr Abmarsch nach Glarus. In Schwanden konnten sie einen beabsichtigten Besuch nicht ausführen, »weil Helfer *Trümpi* zu St. Moritz eine Cur für seine schwachen Gesundheitszustände braucht«. Weiter über Sool nach Mitlödi und *Ennenda*. »Der Geiz soll allen seinen Einwohnern eigen sein, und sehr viele von dem Baumwollenspinnen zu großen Kaufleuten sich emporgeschwungen haben«.

»Am Ufer der Linth sieht man sehr feste Dämme um den wüthend wilden Wassern Einhalt zu thun. Rechts ist ein ziemlich beträchtliche Oeffnung, damit das Wasser, wenn es auch die Dämme übersteigt auf das Stück sich ergießen möchte.«

Dr. Marti — dem sie wohl auch die Belehrung über den Geiz der Ennendaner verdanken — wies die Reisenden in Glarus an die »Herberg zum Adler«. Hier stießen sie auf den Zürcher Stadtarzt Meyer, der sich eben mit dem bei ihm in Kondition stehenden Medicus Iseli* unterhielt. Dr. Martis Knecht, der den Reisenden deren Säcke durch den Flecken trug, erhielt 4 Batzen.

Nachtessen: Suppe, Fisch, Guggel, Braten, Würst, gekochte Zwetschgen, Krachmandeln, Haselnüssen, Turten. Herr Ehrhardt bekommt davon Kopfschmerzen und »Vomitis«.

1. August: $\frac{1}{2}$ 5 Uhr Tagwache. Besichtigung des Fleckens. »Die schönsten Häuser haben nur Schindlentächer die mit Steinen beschwert sind.« Nach besorgten »Observationen« — d. h. nach Ablesen von Barometer und Thermometer — Besuch bei Herr Lands-

* Vermutlich Dr. Joh. Jak. Iselin (1734—1808) von Glarus.

fähdnrich *Zwicky*, der die Herren »sehr freundschaftlich aufnahm. Auch sein Sohn machte seine Aufwart, der in Göttingen die Jura studiert hatte*. Er redte unterdes von litterarischen Gegenständen«, erwähnte auch, daß er inzwischen zum Kriegsrat erwählt worden sei. Das Gespräch wurde geführt bei Malaga, Biscuits, Macronen und Brot, und glitt bald auf die Studenten und Professoren Göttingens, auch auf den berühmten »Gryno«.

»Von da giengen wir zu Herrn Dr. Martin. Er zeigte uns ein von ihm in Basel gesammeltes Herbarium. Die Kupfer und das Titulplatt sind in Memmingen gedruckt. Er zeigte uns Prospecte von Berlin und Potsdam. Er führte uns in die Bibliothec wo eine Sammlung seit 15 Jahren gestiftet ist, vom Anfang des jezigen Seculo.«

Spaziergang aufs Bürgli. Unten am Hügel ist »ein Bergwerk von Calcsteinen. Oben die Capelle. Links beym Eingang stehen die 5 Fingermaile Felici und Regulae in einem Tropfstein an der Wand. Die Capelle ist hell und hat drei Altäre.« Bei dieser Gelegenheit erfahren die Herren von Dr. Marti, daß im Glarnerland kein Sandstein zu Bauzwecken gefunden wird, sondern aus Zürich bezogen werden muß.

Besuch des Rathauses. »Es ist ein großes Zimmer auf dem 2ten Etage, wo sich der Rat versammelt. An der Bühne hangt ein Bild das von vorne eine Jungfrau, hinten mit Hirschgeweihen, vorstellt, unter welchem der Eyd geschwohren und die gemeynen Verbrechen abgestraft werden**. Auf der linken Seite stehen die Wappen der Herren Landammann. Daran ist eine Kammer darin abgesandte Geste werden. Im untern Etage wohnt der Landweibel. Im obersten sind die Gefangenschaften. Bey der Kirche steht ein Hof mit 3 Linden (daher der Lindenhof genanndt wird) wo die Landtage gehalten werden und das Urtheil über die armen Sünder gesprochen wird.« Rückkehr zum »Adler« und Begleichung der Rechnung. »Unsre Uerth war 4 fl. 20 B«. »Wir kauften für 4 B. Birnen und gaben 6 B. Küchengeld. Auch einem Mann so uns die Säcke außer den Flecken trug 4 B.«.

* Hans Peter Zwicky (1762—1820), Verehrer Salomon Geßners — Freund Dioggs und Johannes v. Müllers.

** Vergleicht man diese Beschreibung mit der Angabe Nüschelers (1727): »In der Rathstuben Tilli hanget eine aus Holz geschnizlete *Justitia*«, so kommt man zum Schlusse, daß es sich um einen Hängeleuchter der deutschen Renaissance, um ein sog. »Leuchterweibchen« handelt, dessen Vorderteil stets eine aus Holz geschnittene Frauenfigur — in unserem Falle die Gestalt der *Justitia* — darstellt, welche ein Geweih trägt, auf dessen Enden Lichtteller für Kerzen aufgesetzt sind.

Marsch über Netstal nach Näfels, »wo wir in dem Wirtshaus zum Rößli nicht einkehren konnten weil niemand zu Haus war als die Wirthin, die uns nicht kochen wollte. Wir gingen also in ein anderes Haus wo wir Wein und Brot hatten waß 20 B. kostete. Von da gingen wir zur Kirchen an der seit 4 Jahren gebaut wird. Sie ist groß, hat 5 Altäre, eine marmorartige Kantzel und ein ahorne Orgel.« Ueber Katholisch-Oberurnen — mit Kirche ohne Orgel — nach Niederurnen. Bei dessen evangelischer Kirche das Grabmal von H. Antony Felice, aus »vornehmer Familie aus Bern, der bey seiner Ruckkehr von St. Moritz unglücklicherweise in der Linth ertrank«. — Auf Biltens Kirchturm bemerkten die Reisenden ein Storchennest.

*

La Borde's vom 7. August 1781 aus Glaris datierter Reisebrief bezeugt zwar des Franzosen Anwesenheit in Gesellschaft mehrerer die Gegend en voiture besichtigender Landsleute, belegt aber gleichermaßen, daß er weniger mit seinen eigenen als mit den Augen seiner Vorgänger Coxe, Ramond und Besson geschaut hat.

*

Die im »Helvet. Calender für das Jahr 1783« mitgeteilten Auszüge »Aus dem Tagebuch einer Gesellschaft junger Reisender 1781« dürften aus der Feder *H. H. Füßli's* (1745—1832), Herausgeber des »Helvetischen Calenders« sowie des »Schweitzerschen Museum« — auch (wie er es formuliert) »der vaterländischen Geschichte und Politik öffentlicher Lehrer in Zürich« stammen. Im Vorwort zu seinen Briefen über den glarnerischen Hexenhandel bestätigt J. H. Lehmann ausdrücklich, daß »der würdige Prof. Füßlin, des großen Bodmers Successor«, mit von jener Gesellschaft war. Dieses, im Verein mit den bedeutenden Vorzügen seines Reiseberichtes, sowie der darin sich geltend machenden, zeitgeschichtlich sehr instruktiven konservativ-pädagogischen (der unteren Stände Emanzipation zugleich abwehrenden und beschwichtigenden) Absicht, kann die Autorschaft des Zürcher Professors genügend beglaubigen.

Füßli's »Tagebuch« hat bis in die jüngste Zeit hinein immer wieder als Quelle für landeskundliche Darstellungen gedient, so den Autoren des »Gemäldes des Kantons Glarus«, dann auch Gottfried Heer und Adolf Jenny-Trümpy. Besonders dessen Geschichte von »Handel und Industrie des Kantons Glarus« erübrigt es, daß wir hier auf Füßlis reiche statistische Angaben über den damaligen Stand von Handel und Industrie anders als im Zusammenhang mit Kulturhistorischem zurückkommen.

Der Verfasser unternahm seine Reise ins »Land der Freyheit« in der schönen Jahreszeit und während einer Epoche — dank der »allgemeinen Betriebsamkeit«, welche die »unternehmenden Glarner belebt« — sichtbaren Wohlstandes. Er konnte also guten Gewissens viel Schönes berichten. Des ausdrücklichen Tadels befließt er sich zu enthalten, sei es um die glarnerische Leserschaft nicht vor den Kopf zu stoßen, sei es zur Vermeidung jeden Anstoßes zu deren Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. Zwar erwähnt er — um nur *einen* Gegenstand aufzugreifen — die Aemterverlosung als »Eigenheit« der glarnerischen Verfassung, unterläßt aber deren ausdrückliche Verurteilung, trotzdem er zweifellos das Unwürdige dieser Institution erkannt hat.

Gleich bei der Darstellung des Eintritts ins Glarnerland, an dessen Nordgrenze, vermutet der Leser, daß Füßli die Trümpi-Chronik mitbenützt habe, indem der Ausdruck »Lisch«, für Schilf oder Wassergras, von dort herübergenommen worden sein mag. In *Näfels* fanden die Reisenden anstelle der alten Kapelle »eine neue frohe Kirche im neusten Geschmack« beinahe vollendet. Hier und in Glarus beeindruckten sie »die gewaltigen Dämme, die die Einwohner wegen der zuweilen reißend daher strömenden Linth aufzurichten genötigt waren.« Für den aus dem Flachland Zugereisten muß in *Glarus*, als an einem Ort, wo man von keiner Seite das Fenster öffnet, ohne von den hohen Bergfirsten sich eingeschränkt zu finden, »das Herz ein wenig beklemmt seyn — allein die Reinlichkeit, Breite und Länge der Hauptgaß, die Menge und Gleichförmigkeit der gemauerten Häuser, worunter keine Palläste, aber auch keine elenden Hütten sind, der mit der Hauptgaß parallellaufende helle Bach, die vor dem Rathaus stehenden Linden, der angenehme Spaziergang von Glarus bis Ennenda mit fruchtbaren Bäumen besetzt, die Menge und Güte der Brunnen und Quellen sind ihm eine ziemliche Entschädigung, für die Einheimischen aber mächtige Reitze, die kein Bedürfniß eines weitem Horizont fühlen«.

»Die Matten der Privaten stehen um die Dörfer und Wohnungen herum in sehr hohem Preis; sie sind mit Obst bepflanzt, mit feinem Grasarten versehen, und werden soviel als möglich gewässert und gedüngt. Die sehr verschärfte, und auf alle die, welche Anzeige geben könnten, ausgedehnte Straffe der Obstdieben, hat den Anbau der Fruchtbäumen seit einigen Jahren sehr befördert. Der Werth dieser Matten ist so hoch gestiegen, daß die tägliche Nahrung und Wartung eines Rinds in dem Flecken, auf 10—16 (Luz) Schilling geschätzt wird, da der Nutzen der besten Kuh kaum 12 Schilling werth

ist. Die immer steigenden Preise der Lebensmittel und der liegenden Güter beweisen sowohl den Reichtum an Geld, als die sorgfältige Benutzung des Bodens. Wirklich bringen die in neuern Jahren gekauften Alpen, lange nicht das Interesse des für sie ausgelegten Geldes ein. Allein die Glarner legen ihre Gelder am sichersten für gutes Land an, und es scheint mit zum Staat eines reichen Mannes zu gehören, in einem Land, wo wenig brauchbarer Boden ist, nebst einem geräumigen Haus, einen ansehnlichen Garten und viele Matten zu besitzen... Die meisten Alpen sind Eigenthum reicher Privaten und Familien.«

»Auch der Arme der keine Güter besitzt, ist in Glarus berathen. Man muß gestehen, daß er besser als die Armen vieler andrer Länder gehalten ist, weil der Unterhalt mit Arbeit und Fleiß in genauem Verhältniß stehet. Er bekommt Boden, diesen kann er zu Sommerfrüchten bearbeiten; Holz, er kann es freilich nicht ohne Mühe und Gefahr, fällen und heimführen; Anteil an Gemeinweide und Alp, und Butter im Winter; für Winterfutter darf ihm nicht bange seyn, da in allen Gemeinen Wildhäue sind, wo er es sammeln kann. Der Kaufmann verschafft ihm Gespunst, und ein reicher Spittal versorgt die Elenden; daher sind auch die Tagelöhne groß, und Arbeitsamkeit herrscht im ganzen Land.«

»Fremde können zwar leicht Tagwen- d. h. Gemeindrechte unter gewissen Einschränkungen erhalten; aber selten, mit großen Kosten, und nach bestimmten gewissen Gesezen, das Bürger- oder Landrecht. Daher ist die Nation noch die alte, die Geschlechter sind die alten, ein unvermischter wohlgewachsener arbeitsamer Volksstamm, den gegenseitige Verwandtschaften, und das Andenken an ihre gemeinschaftlichen Väter eben so wohl als der gegenwärtige gemeine Nutzen verbindet. Oft ist aus gleicher Familie der eine Stamm Evangelisch, der andere Catholisch; überall muß ihnen das gemeinschaftliche Interesse angelegener seyn, als wo ein Staat in alte und neue, Regierungsfähige und unfähige, herrschende und unterthänige, adeliche und bürgerliche Familien getheilt ist. Glück, Verstand und Fleiß, und der Ruhm der Väter können einer Familie Vorzüge geben, aber nur solche, zu denen auch der Arme unter günstign Umständen gelangen kann.«

»Ungeachtet die demokratische Regierung derjenigen entspricht, die in den Waldcantons herrscht, hat sie doch ihre Eigenheiten. Auf der Landgemeinde spricht der gemeine Bürger mehr als sonst nirgends, und mehrere Angelegenheiten werden mit dem Volk berathschlagt, als selbst in Appenzell. Die wichtigsten Stellen im Staat

und die Landvogteyen werden durchs blinde Loos ausgetheilt . . . Dies und der scharfe Practiciereid halten den ehrgeizigen Geist der reichen Glarner in Schranken, die sonst für Titel große Summen zu verschwenden, das Vermögen hätten. Noch herrscht der alte Brauch, alle Ehrenstellen und wichtige Beförderungen selbst in fremden Kriegsdiensten mit gewissen Geldsummen zu belegen, die denn nicht in die Beutel der Privaten, sondern in die gemeinen Seckel fließen.

Dergleichen gemeine Fonds sind seit mehreren und mindern Jahren viele errichtet worden; und dazu bestimmt, die Glarner in den vollkommensten Genuß der Freyheit zu sezen, und die öffentlichen Ausgaben die bis izt aus Beyträgen der Privaten bestritten worden, ohne ihre künftige Beschwerde abzutragen: sodann wird der Glarner alle mögliche Vorzüge eines freyen Volkes ohne seine Beschwerden fühlen. Zehenden, herrschaftliche Abgaben und dergleichen, sind ohnedies im ganzen Land unbekannt.«

In den verschiedenen Tälern, die von der Gesellschaft besucht wurden, »waren einige Versuche von Gersten und Hafer gemacht; allein der Aelpler, des Feldbaues unkundig, mit Geräthen nicht versehen, ermüdet bald über der Arbeit, und kehrt zu seinem Melchstuhl zurück«. Dem Unvermögen des Bodens zu steuern, begegneten die Leute zu Schwanden, Glarus, Netstal, Mollis usw. durch Arbeit anderer Art. »Zahlreiche Familien, alte Mütterchen und Schaaren muntre Kinder, ganze Nachbarschaften im Schatten eines großen Baums, oder eines unangebauten Winkels vor der Türschwelle versammelt! Ein Cirkel von 10, 15 oder mehr Baumwollenspinnerinnen treibt mit Eifer die schwirrenden Haspel, und bestrebt sich in die Wette, das Verdienst der Woche zu erhöhen. Wir sahen oft sechsjährige Knaben und Mädchen darunter: denn die Kunst mit Baumwolle umzugehen, wird den Kindern mit dem Catechismus eingeprägt. Indessen hütet der Mann die Unmündigen bey Hause, hakt Holz, oder besorgt den Stall. Nur (erst) vor etwa 80 Jahren hat ein Mann seine Magd mit diesem Gespunst zuerst beschäftigt, und auch einigen Armen der Gemeinde damit ein Verdienst verschafft, das andere beneideten, und auch für sich genießen wolten, bis endlich alle Dorfschaften wetteiferten, und so einen Vortheil von einigen 1000 Gulden wochentlich dem Land verschafften. Seit wenigen Jahren hat man dem Gespinst die Weberey beygefügt, die nun Zürich und Appenzell zum Theil entzogen worden . . . Dieser zunehmende Reichthum des Lands hat auch wie aller Orten, viel in Lebensart und Sitten geändert, da vorher durch das Glück der Kriegsdienste nur wenige einzelne Familien sich auszeichneten. Man rechnet die

Summe der eingeführten fremden Weine aus Veltlin und Oberland auf 6000 Saum; seit dem Bau der neuen Straßen sind viele Voituren aufgekommen; man baut häufig große und bequeme Häuser; auch die Schießende sind ein Zweig des Luxus geworden: sie sind nebst dem Jagen, Spazierfahrten, Gastereyen eine der Volksfreuden, die unter die unschuldigen gehören. Die benachbarten Gemeinden von Glarus und Ennenda, laden sich bisweilen gegenseitig ein. Die Reichen steuern Goldstücke zu Prämien zusammen, und die Schiesser (!) wetteifern, welche von beyden Gemeinen die besten und meisten Schüsse aufzuweisen haben. Der beste Schuz soll nicht selten 20 Fl. ziehen. Die Knaben unter 16 Jahren haben eben so viele Schießtage, mit gleich entferntem Ziel und guten Preisen. Der Magistrat bedient sich der Gelegenheit, das Land zu bewafnen. Wer nicht mit eigner Flinte schießt, kan keine Gabe aus dem Gemeinseckel gewinnen. Wer ohne eignen Degen kommt, wird fortgejagt. Die Glarner Miliz trägt übrigens keine Uniform, man hält's für außerordentlich schwehr, eine einzuführen, wie in den übrigen Demokratien. Sie überlassen es den Königen von Frankreich, Sardinien und Neapel, Soldaten zu erziehen. —

Die Wissenschaften gewinnen ebenfalls mit dem zunehmenden Luxe. Ein Geistlicher hält freywillig eine Lateinschule um Monats-sold, die Lesecommun besteht aus etwa 60 Mitgliedern; einige der Geistlichen des kleinen Glarner-Synodus, zeichnen sich durch gelehrte Kenntnisse aus. Herr Präc. (*J. Rud.*) *Steinmüller* in Glarus sammelt Münzen aus allen Zeiten und Völkern, und zwar am liebsten Gold- und Silbersorten; es sind wenige Medaillen darunter. Es zeichnen sich eine beträchtlichte Reyhe schweizerischer Ducaten, viele alte Schweizerthaler, verschiedene mongolische und asiatische Münzen, und zusammenhängende Ausgaben alter italienischer, spanischer und französischer Thaler aus. Das Unternehmen würde einem Gelehrten auf einem einträglicheren Posten Ehre machen, und hat wenigstens das Verdienst, daß sich alle seltene Münzen in Glarus aus Privathänden auf seine hölzerne Tafeln versammelt haben, und sich da in symetrischer Ordnung dem Auge angenehm darstellen. — In dem gleichen Schulhaus stehet die Bibliothek des evangelischen Standes, die freylich zur Zeit noch mehr wegen der edeln, in Demokratien seltnen Absicht derselben, als wegen der Wichtigkeit und Seltenheit der darinn sich befindenden Werke Lob verdient. Sie ist auf Unkosten der Liebhaber der Literatur angelegt, und bisher seit etwa 20 Jahren immer vermehrt worden; der evangelische Magistrat garantiert die Fortdauer derselben. — Was Hr. Steinmüller in Münzen leistet,

hat *Jkr. Diacon Tschudi** in Naturseltenheiten seit vielen Jahren gethan; bey ihm versammeln sich die einzelnen Naturerscheinungen, die sich im Cabinet aufbehalten lassen. Seine Sammlung ist reich an allen Arten von Versteinerungen; nirgends waren von so mannigfaltigen Arten Ammonshörnern, Muscheln und dergl. vor unsere Augen gekommen, er hat aber auch, was immer in Glarus seltsames entdeckt wurde, gesammelt: Gemballen, figurierte und gezeichnete Steine, was von Marmor angetroffen worden, einen Darm voll Schlangeneyer etc. etc. Reisende werden sich in allen Provinzen Männer, wie diese beyden wünschen, um im Stand zu seyn, die ohne sie zerstreuten Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst gleichsam mit einem Blick zu übersehen und zu vergleichen. — Eben so wenig fehlt es in Glarus an geschikten Aerzten, fleißigen Geschichtsforschern und beliebten und gelehrten Predigern. Ich sah es als einen Vorzug dieser Classe von Männern an, daß die kostbare Betreibung ihrer Studien in fremden Ländern es mit sich bringt, daß nur Leute von den angesehenen Familien und erklärter Neigung sich diesem Stande widmen können, bey welchem mehr Ehre und Einfluß als Gewinn ist, und daß die Stimme der Gemeinde sich selbst den Prediger beruft, den sie vorzieht — insofern derselben mehrere sind.«

*

Heinrich Ludewig Lehmann, ein Deutscher aus der Nähe von Magdeburg, weiland Erzieher in der Familie Jecklin in Rodelsbünden, besuchte unser Land wenige Monate nach der Hinrichtung der Anna Göldi, also etwa im September 1782. Bei Johann Caspar Füeßly in Zürich veröffentlichte er 1783 »Freundschaftliche und vertrauliche Briefe den so genannten sehr berüchtigten Hexenhandel zu Glarus betreffend«, welche Briefe eine Hauptquelle für Dr. J. Heer zu dessen Abhandlung über den Kriminalprozeß der Anna Göldi von Sennwald, im ersten Jahrbuch des Historischen Vereins bildeten. Lehmanns Briefe bieten aber außer den unmittelbar auf den Göldihandel sich beziehenden und, wie gesagt, bereits benützten Daten noch

* Nicht Decan (wie im »Helvet. Calender 1783« zu lesen), sondern Diacon, später Pfarrer Joh. Thomas Tschudi von Schwanden. Nach seinem Tode gelangte seine Mineraliensammlung »nebst einigen artigen Conchilien« durch Kauf an Pfr. Joh. Rud. Steinmüller. Der Käufer beurteilte in einem Briefe an Escher von der Linth die Sammlung wie folgt: da Tschudi »nur bloßer Sammler und durchaus kein Kenner von Naturalien war, so lag in seiner Sammlung alles, Kraut und Rüben, untereinander, und bei sehr vielen Stücken traf ich keine Benennung, weder ihrer Bestandteile noch ihres Geburtsorts, an«.

weniger beachtete andere, deren zusammengefaßte Mitteilung sich wohl lohnt. Wo seine Angaben sich auf Mitteilungen anderer stützen, dürften sie auf Auskünfte der mehrfach erwähnten Familien Marti zurückgehen, mit welchen Familien Lehmann näher bekannt gewesen zu sein scheint.

Wie Lehmann in seiner ersten »Beilage« mitteilt, zählte das Land Glarus zu Anfang des Jahres 1782 allein aus dem evangelischen Stand 4781 Einwohner männlichen Geschlechts *über*, und 2947 solche *unter* 16 Jahren. Diese bewohnen nach Lehmanns Ansicht eines der malerischsten Täler der Schweiz. »Es erhebt sich amphitheatralisch bis zu prächtigen Waiden, die an Eis und Schneebergen gränzen... Nun bin ich hier in dem schönen Flecken Glarus. In den wenigen Tagen meines hiesigen Aufenthalts habe ich schon manchen Mann von Kopf und Herz kennen und schätzen gelernt. Freylich giebt's wohl auch rohe Söhne der Natur mit unter, die so geblieben sind, wie sie die Natur in die Welt gestoßen hat; aber, der Umgang dieser Gattung von Menschen hat mich den Menschen so kennen lehren, wie er eigentlich ist, nicht wie ihn die Methode erkünstelt, oder der braune Stecken schmiedet. Gesundheit und Freyheit — ein Paar wesentliche Schätze der meisten Einwohner dieses glücklichen Ländchens — aber dagegen auch keine schöne Mädchens, keine Palläste, und nur wenige Stutzer.« Findet Lehmann bei der glarnerischen Männerwelt zwar in der Mehrheit eher real als ideal eingestellte Naturen, so läßt er ihnen immerhin mehr Vorzüge als den Frauen. An diesen bemerkt er wenig empfehlendes. Der Kaffee, »dieses langsam tödtende Gift ist der Leibtrank aller Glarner Weiber, und vielleicht die einzige Ursache warum es so wenig schönes Blut unter diesem Geschlechte hat... Unter allen die ich kenne ist die Frau D(octor) M(arti) eine gebohrne S(chindler) von M(ollis) vielleicht diejenige, die das beste Herz und den feinsten Verstand besitzt, und ich wünsche niemals eine zu besitzen, die mehr Tugenden und eine reinere Seele hätte. — Frau R(atsherr) Ts(chudi) gebohrne M(arti) besitzt ungemein viel Reize, ist äußerst lebhaft, und hat viel Belesenheit.«

Lehmann hatte offenbar Gelegenheit, die in der Miliz eingereihten Glarner beim Exerzieren zu beobachten. Wo er auf deren bunte Bekleidung zu reden kommt, ist nicht etwa ihre bunte Uniform, sondern gegenteils die bunte Uniformlosigkeit verstanden*. »Dieses Militäre sey freylich so beschaffen, daß es noch großer Verbesserung bedarf, indessen feuren sie in ihren bunten Röcken, Hosen und

* Erst auf dem Pannertag vom 5. Sept. 1783 wurde eine kleine Truppenabteilung mit Uniformen ausgestattet (Bartel u. Jenny, 2/1318).

Strümpfen besser, als mans beym ersten Anblick erwartet. Von Subordination wissen die Leute nichts, und da ist's denn freylich eine verdrüßliche Sache Officier zu seyn. Mich nimmts wunder, daß man keine Freykompanie errichtet, die doch im Nothfall dem Lande nützlich seyn könnte. St. Gallen hat in diesem Stück vortrefliche Anstalten.

Der Pöbel zu Glarus hat seine Fehler wie überall. Das Nachschwärmen und Jauchzen und Poltern der ledigen Knaben zeugt von ihrer Unsittlichkeit, das viele Scheibenschießen verräth Faulheit und Liebe zum Fressen und Saufen. Jeder Glarner ist mit warmer Freyheitsliebe beseet, nur der Pöbel ist ungestüm, trotzig und unbiegsam, aber dennoch schätzt er die Gabe der Beredsamkeit, und ein beredter Mann kann ihn leiten, wohin er will. Ihr bester Staatsmann und Redner ist der wackre holländische General Major *Bartholome Marti*, ein Mann von sanften Sitten und feiner Lebensart, den man gleich beym ersten Anblick lieb gewinnen muß, und der die Achtung seiner Landsleute vollkommen verdienet, die er in einem so hohen Grade besitzt.

Der Glarner ist dem Bündner vollkommen ähnlich. Er sitzt wie jener Stunden lang bey seiner Bouteille Veltliner, unterhält sich von Staatssachen, entwirft Regierungsprojecte, tadelt das Verfahren seiner Oberen, entscheidet bürgerliche Streitigkeiten im voraus und giebt oft wirklich den Ton zur Entscheidung, besitzt dabey Muth und Dreustigkeit genug, vorgefallene Fehler auf öffentlicher Landsgemeinde zu ahnden, oder neu einzuführende Gesetze vorzuschlagen, und wann er die Gabe der Beredsamkeit besitzt, geltend und zu einem Fundamentalgesetze seines Vaterlandes zu machen.

Jeder spricht mit Nachdruck und öfters auch mit Einsicht von öffentlichen Angelegenheiten. Ihre Gerichte werden bey offenen Thüren gehalten. Die Herren Procuratoren schnautzen einander an, und — theilen am Ende den Verlust beider Partheyen in allem Frieden.

Ein Hauptzug ihres Charakters ist die Neugierde; — den Weibern wollte ich das gerne verzeihen, aber — aber —«

Sehr unangenehm hat Lehmann auch das gedankenlose Schwören empfunden, worunter er jedenfalls die Redensart: »bi minem Eid« versteht. Wessen Rede »Ja, ja — Nein, nein« sei, hätte nicht nötig, jede Kleinigkeit mit einem Eidschwur zu beteuern.

Ueber einige seiner Glarner Bekannten läßt sich Lehmann etwas eingehender aus. Den »braven und geschickten *Doctor Marti* von Glarus« hat er schon auf der Herreise angetroffen, und zwar in

St. Mauritz im Engadin, wo der Glarner Arzt jedenfalls von den Spannungen des überstandenen Prozesses sich auszuruhen gedachte. In einem vertraulichen Schreiben Martis an einen Freund in Zürich — welches Schreiben Lehmann zu Augen gekommen war — gesteht Marti, daß er nicht glauben könne, daß zwischen den obersten guten und den obersten bösen Geistern, »daß zwischen St. Michael und Satan auf- und abwärts so erstaunliche Klüfte leer seyn sollten... Haben wir denn wohl eine vollkommene Gewißheit davon, ob es nicht in den Luftgegenden eine Gattung von Geschöpfen giebt, die weder gute noch böse Engel, noch Seelen abgeschiedner Menschen, sondern von uns und ihnen unterschiedene Mittelwesen sind, halb Engel, halb Mensch?« So Marti, der »weder Schwärmer noch Dummkopf, noch Bigot; er hat lauter Grundsätze einer geläuterten Weltweisheit, und ist so weit entfernt dem Teufel so viel Macht beyzulegen, als seine Lieblingsschriftsteller *Voltäre*, *Rousseau* und *Bayle* es waren«. Trotz alledem ging es aber dem Glarner Arzt — sagt Lehmann — »wie der Nonne im Kirchenbot... er ließ sich hinreißen nun auch etwas übernatürliches bey der Sache zu muthmaßen«. Lehmann teilt auch in der Vorrede zum zweiten Bändchen das Urteil Pfarrer *J. U. Leglers* von Luchsingen über Dr. Marti mit: er ist »ein Arzt von so vieler Bedeutung, als es in allen Absichten heut zu Tage in unsrer erleuchteten Welt irgendwo geschickte Aerzte giebt — alles mit wenigem zu sagen: Er ist so sehr ein Feind der Leichtglaubigkeit und des Aberglaubens als ein Freund, Verehrer und Kenner der reinen Gelehrsamkeit und gründlichen Medicinischen Wissenschaften, als, ich sage keck und wahrhaft, es gelehrte und kluge Aerzte in der Schweiz oder in Deutsch- und Welschland giebt.«

Dr. Martis Verhalten im »Hexenprozeß« interessiert uns hier nicht weiter, wohl aber noch seine Feststellung, daß des berühmten Dr. Tissots ärztliche »Anleitung für das Landvolk« auch hierzulande »in jedermanns Händen« sich befinde. Martis Kollegen, *Dr. J. J. Tschudi* — Vater des »verhexten« Annamiegeli — charakterisiert Lehmann als wohlhabenden, angesehenen Mann: »ist sehr lebhaft, höflich, leutselig, dienstfertig wenns ihm nichts kostet, äußerst sparsam in seiner Haushaltung, sehr fleißig, zärtlich gegen seine Gattin und stehet bey seinen Landsleuten in so gutem Kredite, daß er wirklich die Stelle eines Neuner Richters bekleidet«.

Vom *Kammerer Jh. Jb. Steinmüller* in Matt (gest. 18. Mai 1782) gibt Lehmann folgende Charakteristik: »Er war ein Herr von lebhaftem Geiste, von feuriger Einbildungskraft, und einem weichen und gefühlvollen Herzen. Seine ganze Neigung ging dahin, Gutes zu tun. Selbst

seine Feinde waren davon nicht ausgenommen. Arbeitsam und leutselig betrug er sich in seinen Geschäften und im Umgange. Zur Liebe des Wahren und Guten entflammt, war er bemühet, das reine Erkenntniß Gottes zu befördern, und mit frommen Entschlüssen begeistert, wandelte er selbst die Wege, welche dieses Erkenntniß vorzeichnet. Sein durchdringender Verstand, seine Sprachkunde, seine hinreißende Kanzelberedsamkeit, eine bezaubernde Anmut in allen seinen Handlungen empfahle ihn bey jedermann, und er hat die Grabschrift *Er hat wohlgetan an Israel, an Gott und seinem Hause* vollkommen verdient.«

Pfarrer J. Zollikofer, Steinmüllers Nachfolger in Matt, wird von Lehmann unter seine »alten Freunde« gerechnet. Er besuchte ihn denn auch und besichtigte bei dieser Gelegenheit »den berühmten Plattenberg«, ohne dieses Erlebnis aber näher zu beschreiben.

Den Glarner *Pfarrer Camerarius Tschudi*, einen Vetter Dr. Tschudis, nennt Lehmann »ein lebendiges Protocol seines Vaterlandes«. Er besitze »einen großen Vorrath gründlicher Kenntnisse«, und sei weder bigott noch ein Träumer. Den Duldungsgeist und die Weitherzigkeit des *Camerarius* belegt Lehmann mit der Mitteilung, daß jener »vor wenig Jahren einen Lutherischen Pfarrer auf seine Kanzel steigen und in der Kirche predigen ließ, wo Zwinglius gelehrt hatte«.

Tschudis geistlicher Kollege in Ennenda wird ebenfalls kurz erwähnt mit der Versicherung, *Pfr. Johannes Marti* sei »als geistlicher Redner in seinem Vaterlande sehr berühmt«.

Von dem, was Lehmann von der Person des verdächtigten Schlossers Steinmüller berichtet, interessiert uns hier nur das, worin dieser von den meisten andern Vertretern einer Haushaltung und eines Berufes sich nicht unterschied; stets habe Steinmüller nämlich, nach gutem Brauch, »Gott und die Religion geehrt, alle Uebungen der Andacht, sowohl für sich selbst als mit seinem ganzen Hausgesinde, besonders mit seinen Gesellen und Jungen, die man befragen kann, mit allem Eifer beobachtet«.

Ein den Briefen Lehmanns beigegebenes Kupfertäfelchen zeigt »Gufen und gelbe messingene Häftlein« von der genau gleichen Gestalt wie sie jetzt noch überall in Gebrauch stehen. Im Text erwähnt sind »die in der Küche befindliche Sidelen und in der Stuben das Puffet worein man die Gläser versorgt. Auch eine Tabackpfeife von Gips fand sich in eben diesem Hause des Dr. Tschudi.«

In des *Camerarius Tschudi* Bericht an den Antistes Ulrich in Zürich findet sich die Feststellung, daß der Massage des kranken

Fußes der kleinen Annamiegeli Beiwohnende, »electrische Funken aus dem Fuß herausfahren gesehen« hätten. Es dürfte hierzulande dieses die früheste Erwähnung der geheimnisvollen Kraft sein.

*

Johann Michael Afsprung stammte aus der Reichsstadt Ulm. Nach dem Zeugnis von Heinrich Zschokke (in dessen »Selbstschau«) war Afsprung eine Zeit lang Lehrer für Latein und Griechisch am »Seminar« in Reichenau. Der neunte seiner fünfzehn Briefe von einer »Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft« ist dem Glarnerland gewidmet und trägt das Datum des 6. Juni 1782; doch ist es wohl möglich, daß sein Verfasser schon wenige Tage vor genanntem Datum unsere Landesgrenze überschritten hat und zwar aus Richtung Weesen anmarschierend, welche Siedelung von ihm als »elender Flecken« bezeichnet wird. Alles deutet darauf hin, daß Afsprung als geistigen Reiseführer die Ramondsche Bearbeitung von Coxes Reisebriefen benützt hat. Bei der Niederschrift seines Büchleins mag er auch Füßlins »Staats- und Erdbeschreibung« der Eidgenossenschaft konsultiert und von diesem die Bemerkung übernommen haben, wonach den Glarnern in der übrigen Schweiz »eine gewisse Verschlagenheit« nachgesagt werde. Afsprung selbst konnte dies weder bestätigen noch verwerfen, gesteht aber: »Die Einwohner sind übrigens gesunde, muntere und sehr freundliche Leute; wo wir durchkamen hießen sie uns willkommen«.

Mit Ausnahme jener einzigen, Weesen betreffenden, finden sich im vorliegenden Reisebericht keine auf Siedelungen sich beziehenden Äußerungen.

»Die Gebirge, welche diese anmuthige Thäler« — das Sernft- und das Großtal — »einschließen, sind erschrecklich; wenn man zwischen ihnen hinwandelt, so fühlet man sich durch den Anblick dieser ungeheuren Massen fast vernichtet... Was die Eitelkeit der Großen und die höchste Anstrengung der Kunst in Wasserwerken hervor gebracht hat« wirkt nur als »kindischer Nisus«, wenn man es mit der Gewalt und Pracht der Wasserfälle des Großtals vergleicht.

Einen »abscheulichen Eindruck« hinterließ »die erst vor vierzehn Tagen« niedergegangene, den Weg zum Plattenberg versperrende Lawine: »Schnee, Eis, Felsenstücke und Bäume, alles auf einem Haufen der wohl drey bis vier Büchschüsse breit war«. Afsprung ließ sich berichten, daß von einer Lawine Zugedeckte »unter einer solchen Schneedecke fast vor Hitze verschmachten, nicht aber, wie man etwa denken möchte, vor Kälte erstarren«.

Mehr Raum als seinen Natureindrücken gewährt Afsprung einem Resümee der glarnerischen Geschichte und Verfassung. Der von der Landsgemeinde 1760 geforderte »Practiciereid« gefällt ihm gar nicht, »weil es ein böses Zeichen ist, wenn man genöthiget zu seyn glaubt, solche Eide zu verordnen«; auch das Allmenden-Problem sähe er gerne besser gelöst. Umso stärkeren Beifall zollt er der Einrichtung, daß die jährlichen Rechnungen des gemeinen Säckelamtes »nicht nur von den Landes-Häuptern und 15 Rathsherren abgenommen, sondern auch vier Wochen vor der Rechnungsabhör in alle Tagwen versandt werden. Welch eine vortreffliche Rechnungs-Revisions-Anstalt, wie verschieden von der Reichsstädtischen!«

Ramonds Ansicht, daß der Glarner Hinneigung zur Industrie und Manufaktur »eine Race ohne Muth und Stärke im physischen und im sittlichen zeugen« werde, und seine Versicherung, daß »eine verständige Magistratsperson dieser Demokratie... die kleinen Manufacturen ihres Landes mit Verdrusse« sehe, wecken Afsprungs lebhaften Widerspruch. Jene Magistratsperson wäre zweifellos ein Kapitalist gewesen, in dessen Interesse es nicht gelegen hätte, daß andere durch Fleiß sich Vermögen erwerben. Für die Kapitalisten sei das Ausleihen von Geldern darum so wichtig, weil die Borger mit jenen »in einen gewissen Nexum kommen«, der den Kapitalisten nützlicher ist als ihnen, sei doch »der Borger des Leihers Knecht«.

Die Aemter-Auflagen, welche »nichts anderes als gesetzliche Bestechungen« sind, vergleicht Afsprung mit der Leiturgie der Athener, welche ihm »aber viel honnetter und würdiger vorkommt, obgleich auch diese nur ein Mittel war, die Reichen zu beschneiden«. Appenzells Demokratie kennt sie nicht, steht also höher.

Afsprung bereiste unser Land bei obschwebendem Hexenhandel, zeigte sich aber als aufgeklärt genug, soweit möglich den Glarnern Nachsicht angedeihen zu lassen, ungeachtet er nicht willens war, »Begriffe, deren Richtigkeit die gesunde Vernunft verbürgt, durch Märlein« widerlegen zu lassen. »Man muß sich übrigens nicht wundern, daß in einem solchen Lande noch Hexerey geglaubt wird. Es ist noch gar nicht so verjährt, daß man sie in Teutschland geglaubt und bestraft hat. Es ist mir eine der berühmtesten Germanischen Republiken bekannt, wo ein noch nicht abgeschafftes PolizeyGesetz folgendermaßen lautet: Wer jemand eine Hexe schilt, und es nicht beweisen kann, wird um zwey Gulden bestraft. — Ja, was ist es überhaupt wunder, wenn man in einem entlegenen Thale lächerliche und abergläubische Meinungen hegt, da in unserm Vaterlande deutscher Nation aller Aufklärung zum Trotze die *Schwärmerey* ihr Haupt

emporhebt, und uns in die Finsternisse barbarischer Jahrhunderte zurück stürzen will.«

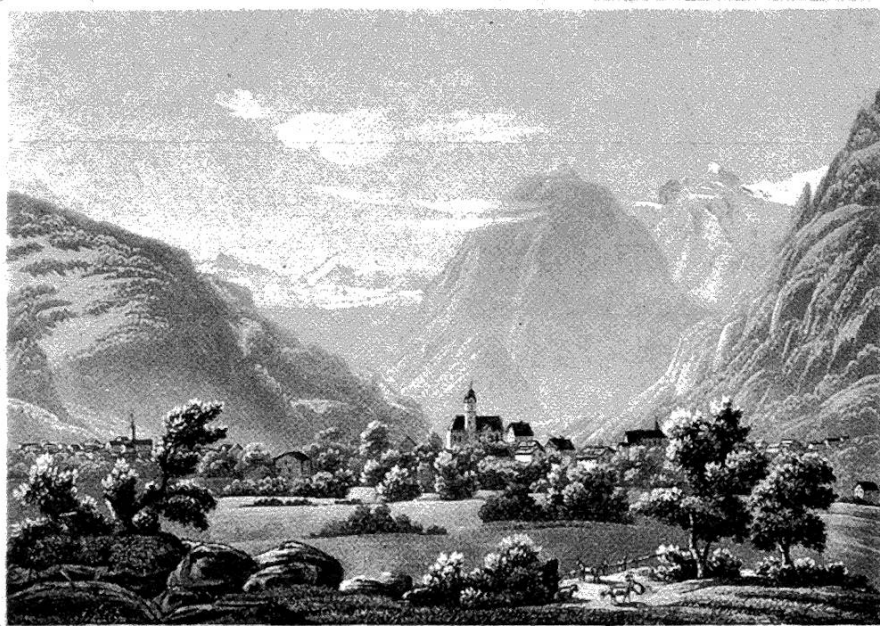
Auch wegen des alten Kalenders nimmt Afsprung die reformierten Glarner in Schutz. Die Annahme des neuen hätten sie als »doppelte Kränkung ihrer Freiheit ansehen« müssen, weil seine Einführung von Papst und Reichstag anempfohlen worden sei.

*

Bei Leroy in Paris ist 1786 in zwei Bänden erschienen: »*Voyage de M. de Mayer en Suisse. En 1784.*« Der Beschreibung des Glarnerlandes ist vornehmlich der 16. Reisebrief des ersten Bandes gewidmet. Der Verfasser, aus Toulon gebürtig, stand zur Zeit seiner Schweizerreise in seinem 33. Lebensjahre und erweist sich in seinem Reisewerk als ein aufgeklärter Humanist, den — in ausgesprochenem Gegensatz etwa zu Besson — Mensch und Menschheit mehr interessieren als die übrige Natur. Auch Mayer will mehr bieten als nur Kurzweil und Unterhaltung. »Je ferai autant de rapprochements historiques qu'il me sera possible, pour donner à mes descriptions un but morale et utile.« Sein besonderes Steckenpferd sind Parallelen zwischen der alten Schweiz und dem griechischen und römischen Altertum. Davon abgesehen, bemüht sich Mayer größter Unvoreingenommenheit und raisonniert z. B. so: »Que sommes-nous? — Des hommes. Qui les rapproche tous (les hommes en France et en Suisse)? L'amour de soi. Et puis encore? L'amour du plaisir. Posséder et jouir de ce qu'on possède est le cri universel. Les formes seules et les routes varient.«

Wenn ein Franzose ein zweibändiges Reisewerk veröffentlicht, von dessen insgesamt 700 Druckseiten volle 600 sich mit der Schweiz beschäftigen, wird man billigerweise einige Irrtümer in den Kauf nehmen. Mayer verdient solche Nachsicht um so mehr, als er sie selber auch geübt und beispielsweise auf Erwähnung der Anna Göldin verzichtet hat. Wohl dagegen erinnert er sich jenes »Colonel Galaty«, dessen Auszeichnung vor dem Feinde ihm so hohe Orden eintrug, daß Henry IV. ihn mit »Mon Compère« anzureden hatte.

Wie von ihm zugegeben, fand Mayer es vorteilhaft, auf seiner Reise den Fußstapfen von Coxe und Ramond zu folgen. Dieser Abhängigkeit wegen sucht man denn auch bei ihm vergeblich nach Eindrücken aus dem Landesteil nördlich des Hauptfleckens. Gegen den Engländer Coxe und seinen »entousiasme volontaire« hegt der Franzose übrigens ebensoviel Abneigung als er Bewunderung zeigt für den Elsässer Ramond, an dessen Coxe-Ausgabe er nur das eine bedauert, daß Ramond nicht »eut voulu mettre davantage du sien«.



Näfels
J. Suter, um 1832

à deux milles de ce site pastoral, planté d'arbres, elle s'agite, bondit, frappe le rocher, et filtre avec bruit au travers les débris. J'avais dans mes mains un relevé du voyage du Traducteur de M. Coxe, et je le suivais pas à pas. Je me ferais précipité de toute la longueur des ravins, plutôt que de m'écarter de son itinéraire. J'arrivais dans une saison bien différente de la sienne. Les teintes du Tableau se rembrunissaient; mais la feuille était encore verte, et la prairie conservait un reste d'embonpoint...« C'est dans la première saison qu'on doit venir ici; les montagnes alors sont plus peuplées que la vallée; le bétail bondit et paît sur les sommets. On voit un tableau pastoral. Passé ce beau moment, je ne vous inviterais point à y venir... Le pont de Banten, ouvrage hardi construit en pierre, est élevé sur un gouffre de trois cents pieds de profondeur. Aux approches, la campagne avait éprouvé une métamorphose, elle était redevenue sauvage; les arbres pressés semblaient vouloir fermer les avenues du gouffre. A côté du pont est la source de la Lint. La hauteur de la chute forme une cataracte terrible, mais trop resserrée. Un glacier nourrit et pousse cette masse d'eau, qui tombant de hauteurs en hauteurs, et toujours refoulée, acquiert cette force effrayante qu'elle déploie auprès du pont. Vous ne pouvez la considérer long-temps; le bruit est affreux, la rapidité de la chute donne des étourdissemens. Le pont est jeté sur les deux bouts des Alpes, et semble les enchaîner l'une à l'autre. On vante la hardiesse des Constructeurs Romains... Ceux de la Suisse peuvent soutenir la concurrence. »

Le village de Linthal, qui prend son nom de la Lint, termine la descente rapide de la montagne. Ce village m'a paru moins peuplé qu'il pourrait l'être. Les paturages sont beaux, les troupeaux nombreux. Venez dans ces Cantons: vous trouverez dans leurs bourgs une physionomie bien opposée à celle de vos villes; tout s'occupe de détails champêtres. Point de marchands, point de Détailliers. Chacun a dans sa maison tout ce qui lui convient. J'ai vu la femme fabriquer elle-même sa chandelle et en couler dans un tube de verre, la provision de la semaine. Cette fabrication est commune dans les ménages des Cantons populaires*. Le plus aisé boit du vin, le moins heureux boit du seret ou du cidre. On tue le moins qu'on peut du bétail, parce qu'on le vend. Vous diriez une peuplade naissante. Peu

* Bisweilen gewinnt der Gemsjäger »von einem einzigen Gemse nebst 70—80 Pfund Fleisch, annoch 7—8 Pfund Talch oder Unschlitt, welches geschmolzen und zu Kerzen gegossen, den Wachsluchtern an Güte und Helle beynahe nichts nachgiebt, auch für verfrohrene Glieder die besten Dienste leistet.« (»Helvet. Alm.«, 1783).

riche pour se resserrer dans une enceinte, elle est dispersée dans la longueur de la plaine, et trace à l'œil une chaîne, qui de Linthal à Glaris forme des anneaux et des points d'union. Les maisons sont propres, des couches de pommes de terre en tapissent les avenues. On craint de les fouler, et on suit avec précaution l'étroit sentier qui est tracé. Ce légume est devenu une nourriture générale. Croiriez-vous que les vieillards lui attribuent la dégradation de l'espèce? Ils pensent qu'elle a efféminé les races nouvelles. Je suis dans le lieu le plus fertile du Canton, les rochers ont conquis le reste, et ce que l'habitant leur dispute, est d'un faible produit.

Aux environs de Glaris, les ruisseaux se multiplient, les montagnes se resserrent, la vue s'arrête. Ce bourg est dans une angle, assis sur les hauts rochers du Glanisberg. » (Glärnisch)... La même Eglise sert aux deux Religions. Ce partage est commun dans tous les pays pauvres, on retrouve le même arrangement à Echallens et ailleurs, sans qu'on puisse conclure, comme quelques Voyageurs, qu'on y est tolérant. On ne l'est point du tout en Suisse. Les Catholiques et les Réformés ont le même penchant pour la domination, et ne se donnent point la peine de le dissimuler. Peut-être y aurait-il plus de risques à dire du mal de la Réformation devant les Protestans, qu'à médire de la Religion en présence des Catholiques. Les déclamation ne coûtent rien; on a rabaisé les derniers par esprit de philosophie. »

La population de la partie Catholique a, dit-on, diminué, tandis que celle des Réformés s'est accrue. Cette observation m'avait déjà frappé, et j'avoue que je ne puis la résoudre. Avec des déclamations je croirais y être parvenue; et dans le vrai vous auriez des mots vuides de sens. Tous les Cantons Catholiques sont moins industriels, moins riches, moins peuplés, et occupent le terrain le plus ingrat de la Suisse. Pourquoi le pauvre est-il resté Catholique, et l'habitant du beau pays s'est-il fait Protestant...

La population totale se monte à quinze mille âmes. C'est beaucoup sur un terrain de six lieues d'étendue, au milieu et sur les limites duquel de hautes Alpes s'élèvent en escarpant leurs bases... Vous aurez une idée suffisante de son indigence, quand vous saurez qu'il tire de la Suabe, de l'Alsace, de l'Italie, les vins, le blé, le sel et les autres denrées de première nécessité... Le peu d'estime qu'on accorde aux Marchands dans les Cantons populaires, empêche la multiplication de cette classe, qui ne peut être alimentée que par le besoin des superfluités et par un numéraire abondant. Ces deux aiguillons ne sont point assez forts; mais il faut bien tolérer l'industrie, l'encourager sur un sol infertile, ou consentir que des champs, qui pour-

raient être embellis par des mains industrieuses, soient déserts, et que le Paysan erre dans les vallées solitaires, et ne tire aucun parti ni de ses mines, ni de ses eaux.

Le fromage est le principal objet du commerce des Glarois... La fabrication des toiles est le second objet de travail; femmes, enfans, chacun file. Les hommes sont Tisserans. Le voisinage de l'Appenzell, les communications faciles avec Saint-Gall par Vesen (Weesen), les encouragent, ils en sont mieux vêtus, leurs maisons sont plus souvent rajeunies. On ne trouve plus cette mal-propreté du Canton de Schwytz. Les habitans qui me conduisaient, n'étaient pas aussi satisfaits que moi, de cette propreté. C'est un luxe, disaient-ils, il n'y a pas trente ans que la révolution s'est faite. »... En outre les Glarois font un commerce de leurs herbes vulnérables, et de leur thé de Suisse. M. Tissot* en condamne l'usage fréquent.»

*

François Robert (1739—1819), »Géographe du Roi«, von Schänis über Weesen reisend, hat unser Land im Sommer 1788 von Nord nach Süd durchzogen und es über den Klausenpaß wieder verlassen. Sein Bericht erweist in seinen wertvolleren Abschnitten starke Abhängigkeit von Coxe, Ramond und Mayer. Das Resumé der Schlacht von Näfels erzählt Robert anhand der »chronique allemande du Canton de Glaris, et d'après les manuscrits du temps, consignés dans les archives du Canton, dont la connoissance m'a été donné par M. le Baron de Bachmann, qui a assisté plusieurs fois aux touchantes solennités« de la Näfelser Fahrt. Seinen wenig belangvollen Reisebericht etwas aufzubrämen, nimmt der Herr Königl. franz. Erdbeschreiber seine Zuflucht etwa zur Deklamation: « J'arrivai à la vue de Glaris, dont la position affreuse glace l'ame. » Er wundert sich, was die Urbevölkerung bewogen haben mag, einst Bären und andern wilden Tieren den Aufenthalt streitig zu machen. Was war denn hier zu finden? — « Rien, hors la liberté! »

Auf Seite 210 des zweiten Bandes erzählt Robert die Geschichte des Reitpferdes, das er auf dem Marktplatz in Glarus gekauft hatte, um auf seinem Rücken nach Linthal zu gelangen. Nur zu bald erwies sich, daß er betrogen worden war. Er kehrte zurück, machte dem Händler Vorwürfe und erhielt, dank kräftigster Unterstützung durch die Umstehenden, das ausgelegte Geld zurück. Dieses Erlebnis genügte ihm, das Glarnervolk als Ganzes ein für allemal als »un peuple juste et bon« zu charakterisieren.

*

* Auguste Tissot (1728—1797), Arzt von bedeutendem Ruf, wohnhaft bei Lausanne.

Ulrich Bräker (1735—1798), »der arme Mann im Tockenburg«, braucht dem Leser nicht vorgestellt zu werden. Soweit aus der Literatur uns bekannt, hat sich Bräker viermal über seine (möglicherweise zahlreicheren) Reisen ins Glarnerland ausgesprochen: nämlich in den Jahren 1779, 1780, 1782 und 1788. Er war ein leidenschaftlicher Freund des Wanderns und des Berichtens darüber. »Es wäre mein Leben« — dies vertraut er 1791 seinem Tagebuch an — »nur Helvetien, mein Vaterland, zu durchreisen, nähere Kenntnisse von demselben zu bekommen und meine Bemerkungen aufs Papier zu klexen. Aber oho, da haperts. Darum schnappe ich alle Reisebeschreibungen fleißig auf und lese dieselbe mit Vergnügen.« Als Autoren solcher auch das Glarnerland behandelnder Werke nennt er u. a. auch *Robert* (»Voyage« — deutsch erschienen 1790/91).

Von allen in diesen Arbeiten erwähnten Reiseberichten dürften die des »Armen Mannes« wohl die subjektiv-gefärbtesten sein. Nicht in dem Sinne einer verfärbten Blickweise, sondern in dem einer von persönlichen Reflexionen durchtränkten Anschauung. So z. B. gibt es ihm gelegentlich seiner ersten Glarnerlandreise vom 6. April 1779 zu denken, daß, während hoch über ihrem Kopfe an den Hängen des Wiggis »mit entsetzlichem Geprassel« eine (jedenfalls kleinere) Lawine herabstürzt, unten ein Mann, ohne sich nur einmal umzusehen, ungestört seinem Geschäfte des Staudenhackens obliegt. Dies, sowie der sich allmählich beruhigende Eindruck der anfänglich als ungeheure Riesen empfundenen Berge läßt ihm deutlich werden, wie bei längerer Betrachtung »man das Denken und Staunen ordentlich so abstumpfen kann, daß man's empfindet.«

So wertvoll und schön Bräkers Berichte sind, geben sie eigentlich mehr Auskunft über ihn als über das Glarnerland. Aus diesem Grunde, und auch weil die Berichte in jüngster Zeit im Druck erschienen und leicht zugänglich sind, verzichten wir hier auf ihre vollständige Wiedergabe und beschränken uns auf zwei Auszüge. Der erste gibt den Eindruck einer am 5. Juni 1782 am Wiggis beobachteten Schneelawine; der zweite ist einem Reisebericht vom 1. Juni 1788 entnommen und vermittelt Bräkers Gedanken über den Charakter der Glarner, von denen einer seit 1779 geschäftlich mit ihm verkehrte, ein anderer 1794 sein Schwiegersohn wurde. Da es rückblicklich seiner Bedeutung für uns völlig unwesentlich ist, daß dieses Charakterbild erst sechs Jahre *nach* der erwähnten Naturszene seinen Eintrag ins Tagebuch gefunden hat, dürfte es eher angenehm als störend empfunden werden, wenn wir hier beide Einträge unmittelbar nacheinander wiedergeben.

Johannes Zwicky-Stäger von Mollis, seit 1757 in Glarus, war an Ulrich Bräker zu Anfang des Jahres 1779 mit dem Antrag herangetreten, ihm Baumwollentücher weben zu lassen. Bräker trat darauf ein, und wir finden ihn am 5. Juni 1782 bei seinem Auftraggeber in Glarus, wo eine zweijährige Rechnung ins reine gebracht wurde. Auf dem Wege nach Glarus, zu diesem geraden, redlichen Mann, der vor lauter Arbeitsamkeit kaum Zeit zum Essen findet, erlebten Vater und Sohn Bräker etwas noch Niegesehenes. »Als wir bei Netstal vorbeingingen, hörten wir schnell ein dumpfes Donnern himmelhoch ob unsern Köpfen. Meinten erst, s'seien starke Sturmwinde oder Erdbeben. Sahen aber gerade ob uns ab dem steilen, himmelhohen Wiggis, der zuoberst mit Wolken bedeckt war, eine Schneelauwe herabbrüllen. Meinten, sie würde bis zu uns herab kommen. Sahen sie wohl eine halbe Viertelstunde eine Felswand nach der andern herabdonnern. Aber sie kam nicht einmal bis auf die Hälfte des Berges herab, sondern verlor sich mit einem dumpfen Gebrüll in Schrennen oder Felshöhlen, daß wir zuletzt kein Stäubchen Schnee mehr davon sahen, ohngeachtet ich aus der Menge des über die Felsen rabstürmenden Schnees geschlossen hätte, er würde das Dorf Netstall völlig verschütten. Das über die Felswand Herabbrausen des, Gott weiß wieviel Lasten Schnees, mahnte mich perfekt an den Rheinfall bei Laufen unter Schaffhausen, wo der Rhein auch so über Felsen rabstürmt. Dann so weit unterobsich in die Höhe zu sehen, schien mir der Schnee wie die Wellen und das Stauben des schäumenden Rheins, ussert daß die schweren Lasten Schnee im Fallen von einer Felswand auf die andere ein starkes Pütschen wie Erdbeben verursachte. Ich dachte, der ungeheure Koloß, der sogenannte Wiggis, müßte inwendig ganz hohl sein und durch einen von unten unsichtbaren Schlund diese Ströme Schnee in sich schlucken. Aber der Bauch müßte doch mit der Zeit voll werden, anderst er müsse schmelzen und die großen Bäche machen, welche an den Füßen dieser Berge hervorsprudeln.«

»Machte dermahlen meine Bemerkungen — über den *Nationalcharakter der Glarner* — aber den könt ich auch nicht malen — so gantz verliebt in sein Vaterland — und doch so heufig in der Frömde — gantz Staatsmann und Kaufmannsseele — jeder gemeine Mann weiß von Staatsangelegenheiten zu rasonieren — Bemerket gantz richtig den Gang der Handlung und des Gewerbes — die Vorteile davon und die Hindernusse nah und fehrn — man sollte denken ohne Lektur wär es unmöglich — und doch merkt man selten

etwas von Belesenheit — ich bin wahrhaftig nur ein Narr, wenn ich in Gesellschaft von Glarnern komme — muß Augen und Ohren aufsperrn — wenn ich die Gemeinsten Bauersleute von allen Welt handeln so vernünftig und richtig rasonieren höre: ich möchte dann unsere jungen Toggenburger zu Ihnen in die Schule Schicken — die gantze Schweizer staatsverfassung — Lage der Oerter und des Brodterwerbs — wissen Sie all in- und auswendig — Italien, Frankreich, Deutschland usw. das kehnen sie wie Ihren Nachbar — wissen um und rum der Dinge Gang — s' ist angenehm und kurzweilig — zuzuhören einer Gesellschaft der Schönsten großen Baumstarken Glarnern — (den das sind die meisten — mit dem Wuchs und Schönheit Ihres schönen Geschlächts aber dürfen Sie nicht großthun) wie sie da mit der geläufigsten Beredsamkeit — freundlichredsälig über alle Sachen dieser Erden discutieren — hie und da einander widersprechen — und Belehren — dann wiederum von Ihren eigenen Angelegenheiten, als wenn jeder geheimrath — geheimer Cabinetsminister wäre — und alles so treu und ehrlich —«.

*

Franz Josef Büeler (1736—1816), »ein Schüler Wielands, da er noch in Erfurt war«, studierte Jurisprudenz und ließ sich nachher in Rapperswil nieder, von wo aus er — der im Gegensatz zu *J. P. Zwicky* den Idyllendichter persönlich gekannt hat — wiederholt unser Land besuchte und dafür bekannt ist, daß er zusammen mit seinem Freunde Zwicky dem von beiden verehrten Salomon Geßner im Klöntal ein Denkmal errichtet hat. Dieses Unternehmen hat Büeler beschrieben in einem »Sendschreiben«, dessen eigentlichen Gegenstand wir als bekannt voraussetzen. Der Verfasser der Briefe »An Eliza« berichtet diesem aber noch mancherlei von jener seiner Klöntalreise des Jahres 1788, das nicht in den Zusammenhang besagter Denkmalsstiftung gehört, und worunter sich Details befinden, die einzig von Büeler angetönt werden.

Ein späterer Glarnerland-Reisender, G. W. Keßler, schreibt an einer Stelle von gewissen empfindelnden Reiseberichtern als von »Veilchenfressern, die über und über mit Empfindsamkeit bepackt und ausgefüttert... mit ihren schwächlichen, verdrehten Augen nichts, oder falsch sehen«. Es ist uns nicht bekannt, ob Keßler das Büeler'sche Büchlein gelesen hat oder nicht — doch wagen wir auszusprechen, er hätte auch Büeler unter die »Veilchenfresser« gezählt. Dieser gesteht selber, im Gegensatz zu dem ihn begleitenden, seine Eindrücke stets ordnenden Freund F. schwebte er in der Land-

schaft »durchs sanftbewegte Gefühl wie im Rosenduft an den Gegenständen hin, und genieße«; sein Sendschreiben sei »nicht etwa bey kalter Muße niedergeschrieben und aufgezeichnet, sondern allemalgerade in der Wärme des Herzens — wann die entzückte Seele von dem kleinsten Eindruck der Gegenstände bewegt war«.

So dankbar wir dem Verfasser für die mitgetheilten Daten sind, so ablehnend verhalten wir uns gegenüber seiner geßnerisch sich gebärdenden Schriftstellerei, die auf uns unecht wirkt. Wäre die Empfindung Büelers und seiner Begleiter wahr und stark gewesen, dann hätten sie, statt es mit dem Bedauern gegenüber den flözenden Holzern bewenden zu lassen, um ihnen zu helfen die »einige Gulden Kosten« auf sich genommen. Es ist also, wie besagtes Bedauern, so auch das Lob des Glarnervolkes wohl etwas zu billig gespendet.

Büeler begab sich am Donnerstag, den 4. September 1788, nach 10 Uhr vormittags in Rapperswil aufs Schiff, das ihn um 12 Uhr in Lachen ans Ufer setzte. Weder er noch sein Begleiter, ein junger Hirzel von Zürich, benötigte umständliches Reisegepäck, doch verzichtete dieser nicht darauf, Gellerts »Geistliche Lieder« — jener Rousseaus »Contract social« — mitzunehmen. Ueber Reichenburg, wo sie um 2 Uhr zu Mittag speisten, gelangten sie kurz nach sechs Uhr nach Näfels. Hier wies Büeler seinem Zögling Hirzel die Denksteine der Schlacht. Dann gings bei säuselndem Abendwind über die Allmeind hinauf, dem vorläufigen Reiseziel Glarus entgegen. »Unweit unter Netstall, zwischen Zäunen und Hecken ist eine kleine Ebene, da fand ich ein angenehmes Schauspiel, an einem großen Reyhen standen erwachsene Jünglinge und Mädchen, Hand in Hand geschlungen, andere liefen einzeln in Reyhen herum oder jagten einander unter den Aermen der in Reyhenstehenden weg. Dann haschten sie sich und oft raubte der schnelle Jüngling dem sträubenden Mädchen einen Kuß; nebenher spielten einzelne kleinere Knaben und Mädchen, und hie und da saß im Grase und traulichem Gespräch ein älteres Ehepaar; bey diesem ländlichen Vergnügen hielt ich mich lange auf, und mir wars als befände ich mich in Geßners Schäfergefilden, oder in dem ersten schuldlosen Zeitalter der Altväter. Knaben und größere Jünglinge stellten sich um mich her, und redten mit mir; ein munteres Mädchen fragte mich im schnellen Vorüberlaufen vom keuchenden Jüngling verfolgt: ob ich nicht auch mitlaufen wollte. Ich fragte nach dem Namen des Spiels, und man nannte es *Sulfurisgarten*; die Kleidung der Spielenden war die Feyertagskleidung der Gegend; die Jünglinge trugen blaue Wames und Hosen, und weiße Strümpfe, und die Mädchen meist weiße

Röcke mit blauen Bändern: so endigten sie den feyerlichsten Tag des Jahres, den allgemeinen Bethtag, mit schuldloser Freude im fröhlichen Getümmel des ländlichen Vergnügens.«

Abends nach 8 Uhr, eine Viertelstunde nachdem Büelers Freund Zwicky die Gaststube des »Adler« verlassen hatte, langten die Fußreisenden ebendort an. »Jeder Reisende weiß, daß man in diesem Gasthause an guter Bewirthung und Gesellschaft keinen Mangel hat«. Bald kam der Bediente des Herrn Seckelmeisters mit der dringlichen Einladung, der Freund möchte in seinem Hause Quartier nehmen. Der Herr Gastgeber vom »Adler«, der um diese Zeit seine späten Gäste nicht mehr hatte bewirten können, wie er und jene es gewünscht hätten, bot Büeler an, ihn zum Hause Zwicky zu geleiten. »Nun muß ich wahrlich lachen, denn wirklich kleidete Herr Gastgeber sich an, umgürtete seinen Säbel und nahm den Stock; das Haupt ward in eine Schlafmütze eingewickelt, und mit einem Hut gegen Hieb und Stich wohl verwahret... Freylich war die starke Bewaffnung meines Herrn Wirths zu meiner Begleitung nicht nöthig, aber er hatte eben diese Nacht die Wache, und im Aufziehen führte er mich an die Hausthür meines Freundes und zog sich zurück. Dieses Wachthalten ist eine schöne gemeinnützige Einrichtung im Hauptfleck Glarus: die Herren des Ortes von verschiedenem Rang und Stande haben sich freywillig und unentgeltlich vereinigt, daß alle Nacht einer aus ihnen die Wacht halten solle, theils die gewöhnliche Nachtwache in Ordnung zu halten, besonders aber um gegen Feuergefahr auf sicherer Hut zu seyn.«

Im »schönen Flecken Glarus« weckte ihn am Sonntag früh (den 7. September) um 5 Uhr morgens schon »das Gelärm von Trommeln«, das zugleich den Tag der Kirchweih und der Musterung ankündigte. »Um 1 Uhr hörten wir wieder das Gelärm der Trommel, und bald darauf versammelten sich die Jünglinge des Tagmen Glarus in zierlicher Uniform, dunkelblau mit rothen Aufschlägen, auf dem Spielhof. Von da zogen sie in bester Ordnung auf die schöne Ebene wo jährlich die gemeine Landsgemeind gehalten wird. Auffallend war mir zu sehen, daß zween Männer in alter, eiserner Rüstung mit bloßem Schwerte diesen jugendlichen Zug begleiteten: Einer ging voran und der andere beschloß den Zug; doch hielt ich diese zwey Geharnischte für Sinnbilder der väterlichen Tapferkeit... Der ganze Zug war äußerst rührend und ehrenvoll. Meist wohlgewachsene, muntere Jünglinge, gut in Wehr und Kleidung montiert; jeder trug nebst dem Federbusch auf seinem Hut einen Strauß, vermutlich das Geschenk seiner Geliebten — und freyer Mut lachte auf jedem Gesicht.

Merkwürdig wars mir, die Jünglinge von beyden Religionen hier zu gleich edler Absicht vereinigt zu sehen; nur daß die Catholischen eine eigene Rotte mit ihren besonderen Offizieren ausmachten; noch merkwürdiger, daß die ganze Einrichtung nicht eine Wirkung drückender Herrengewalt, sondern die edle Frucht einer freyen Entschließung der biedern Landleute des Tagmen Glarus ist... Die Tagmen Mollis, Schwanden (die auch Grenadiers haben), Ennenda, aber werden ehestens dieses vaterländische Beyspiel erreichen, und der Biedermuth der übrigen braven Tagmen lasse ein gleiches hoffen« — so versicherte Freund Zwicky dem Gast.

Büelers Sendschreiben unterrichtet den Leser nicht nur ausführlich über den Werdegang der Denkmalserrichtung, sondern schildert auch die Landschaft, und was er darin beobachtete. »Oben am Wege nach dem Ruogis« entdeckte er »eine Menge Holzer und Wildheuer«. Diesen ist das kleine Schiffchen sehr nützlich, das Alt-Landseckelmeister David Zweifel vom Walensee hierher gebracht hat. »Vorher war nie ein Schiffchen in dieser Gegend«.

In »Vorauen« — Büeler schreibt durchweg »Vormauen« — unweit des Wasserfalls zog eine niedere Hütte, aus der starker Rauch aufstieg, seine Aufmerksamkeit auf sich. Es wurde dort »das kostbare Entianwasser« gebrannt. »Die Leute die es brennen sind aus dem Linthal; sie kommen alle Frühjahre hieher, bleiben den Sommer durch und gewinnen damit ihr Brod«.

Eben dieses Frühjahr 1788 hatte man »zur Beschirmung der Alp Vormauen, unter der Direktion des Herrn Altlandseckelmeister Zweifel... den Clön ganz südwärts an den Glärnisch hingeleitet, und viel flaches Land für den Weidgang gewonnen. Dieses Wuhr ist sehr dauerhaft und gut gemacht, wie überhaupt dergleichen Werke und Straßenbau im Canton Glarus vorzüglich dauerhaft, nutzbar und bequem angelegt sind. Der Reisende erstaunt, wenn er in den Thälern dieß mit so hohen Bergfirsten ummauerten freyen Landes, durchgängig so ebene und bequeme Straßen findet; die dann doch nur die Frucht der industriösen Thätigkeit sind, wodurch die Glarner sich besonders auszeichnen.«

Aus den »fast unzugänglichen Thälern« der Vorauen einschließenden Gebirge, flößen die Glarner »alles Holz durch den Clön bis in den See, dann über den See in dem Löntsch durch das Büttenenthal ins Land hervor«. Es waren zur Zeit »bey 50 Männer im Wasser das Holz los zu machen und seinen Lauf zu befördern. Sie bedienen sich hiezu einer langen Stange, die vornen mit einem eisernen Zacken versehen ist; jeder trägt seine Mahlzeit in einem Bündel auf

dem Rücken, meist junge baumstarke Männer zu jeder beschwerlichen Arbeit abgehärtet; oft müssen sie dann bis an die Lenden ins Wasser, welchem sie selbst in der größten Winterkälte nicht ausweichen können; sie halten aber auch den Frost muthig aus, und einer bey dem ich mich über alles erkundigte, versicherte mich, daß das Wasser auch in der größten Kälte ganz erträglich seye, wann einer einmal eine Stunde darinn zugebracht habe; aber anfangs seye es zum Umfallen empfindlich; die gefährlichste Arbeit ist aber im sog. Büttenentobel, oben wo die Riedner Allmend zu Ende geht, fällt der Löntsch in eine schreckliche Kluft, die bey hundert Klafter tief seyn solle; zu beiden Seiten sind steile Felsenwände kaum zwei Klafter voneinander entfernt, und durch diese Enge muß alles Holz gefloetzt werden; der Waldstrom an sich selbst macht ein fürchterliches Getöse wo er in die Kluft stürzt, aber dieses Getöse vermehrt sich bis zum Entsetzen, wenn er das Holz mit sich hineinreißt. Oft geschieht es, daß in diesem schrecklichen Abgrund die Scheiter sich verstecken; dann wird einer von den Holzern (um doppelte Tageslohnung) an einem Strick herunter gelassen, das Holz zu lösen: damit ist aber allemal die größte Lebensgefahr verbunden, und erst vor einem Jahre brach mit so einem Unglücklichen der Strick, daß der arme Tagelöhner hilflos zu tode fiel. Man sagt mir, die Höhe dieser Kluft seye so groß, daß wenn oben nur ein kleiner Kieselstein losreißt und im Herunterfallen den Holzer, der an seinem Strick in der Kluft schwebt, treffe, die Wunde allemal äußerst schmerzhaft und oft tödtlich seye. Ein kalter Schauer fuhr bey dieser Beschreibung durch mich; ich bemitleidete die guten Leute, die auf eine solche gefährliche Art ihr Brodt gewinnen müssen. Aber ich tadelte zugleich auch die Nachlässigkeit, mit der diese Arbeit verrichtet wird; der Strick, an dem man den Holzer herunter läßt, wird über Steinklippen gezogen, und muß sich nothwendigerweis mit auf- und ablassen nach und nach zerreiben und brechen, anstatt daß man dieser schrecklichen Gefahr leicht durch Wellen oder Flaschenzüge vorbeugen, und also des Menschen Leben sichern könnte. — Das ist nicht mein Gedanke; bieder Männer im Lande gaben schon den menschenfreundlichen Rath, aber die Holzer sind in der Gefahr verhärtet, und setzen lieber ihr Leben der augenscheinlichen Gefahr aus, als daß sie einige Gulden Kosten verwenden, selbes zu sichern.«

Wie am männlichen, so kann der Beobachter (nach Büelers Meinung) auch am weiblichen Geschlechte »bald den geraden, freyen Sinn, den gesunden Menschenverstand« wahrnehmen. Die Toleranz sei eine »wohlthätige Frucht der ursprünglichen Güte dieses Volkes«.

Dessen augenblicklicher Wohlstand fällt umso angenehmer in die Augen, als die Nation »durch den ausgebreitetsten Handel gleichsam das Geld aller Nationen in ihr Land bringt, ohne ihre Laster, ihre Abartungen mitzunehmen«. So bleibt der Wohlstand stets »in den Schranken der wohltätigsten SimPLICITÄT in Sitten und Lebensart«.

Nach solchem Pathos umso wohltätiger nimmt sich die heitere Sache aus, die nach Büeler »gestern«, d. h. am Nachmittag des 9. September passiert sein soll. Eine Chaise mit zwei Herren und deren Bedienten fuhr von Netstal her gen Süden und hielt vor dem Rathaus der nächsten Gemeinde. »Wo Glarus seye?« — fragten die Insaßen.

»Ach, mit welchem Geiste, mit welcher Kenntnis reisen die Meisten!« — klagt Büeler.

*

Cambry Jacques (1749—1807), Préfet du département de l'Oise etc., Verfasser zahlreicher archäologischer Arbeiten, Verfasser auch einer zweibändigen »Voyage pittoresque en Suisse et en Italie«, war ein weitgereister Mann, der unser Land erst kurz vor Beschluß seiner Schweizer- und Italienreise besucht — genauer gestreift hat. Er streifte es auf dem Wege von Weesen nach Lachen. Daß die Zeit zu einem ausgiebigeren Besuche nicht gereicht hat, können wir nur bedauern, einmal darum, weil Cambry dann auch vorteilhafter sich präsentierende Gegenden des Glarnerlandes gesehen hätte; zweitens deshalb, weil sich der Verfasser in seinem Werke als gleichzeitig empfindsame, wie kritische und gewissenhafte Persönlichkeit von vielen Gaben und von reicher Erfahrung ausweist. Leider fehlen da, wo er auf die unerfreulichen Zustände der im Oktober 1788 durchreisten Gegend zwischen Weesen und Lachen zu reden kommt, bestimmte Ortsangaben; der Leser ist versucht, anzunehmen, Cambry hätte sich bereits jenseits der Landesgrenzen befunden. Der widerliche Eindruck der den Reisenden hier begegnenden schmutzigen, zerlumpten Bewohner mochte (nach dem Gesetze der Kontrastwirkung) umso tiefer sein, als sie die Lage von Weesen unvergleichlich schön gefunden hatten: »Rien d'auguste, de grand, de sauvage et de pittoresque, comme les bords du lac de Wallenstadt!« —

S. G. Bürde, der im gleichen Jahre an eben der Stelle wie Cambry die Grenzen unseres Landes gestreift hat, bricht bei Erwähnung des Walensees in die Worte aus: ihn »setze ich unter das Herrlichste, was sich mir je in der Natur dargestellt hat«.

*

Im »Tableau pittoresque de la Suisse« des *Marquis de Langle* (Paris 1790) handelt es sich um ein Bändchen von 133 Seiten Text im Oktavformat. Gemessen an dem, was der Verfasser bietet, ist der Titel doch wohl zu überheblich. Daß de Langle auch unsern Kanton besucht hätte, wird einzig und wenig zureichend durch die Erwähnung der Denksteine auf dem Schlachtfeld zu Näfels belegt.

Das »*Fragment d'une lettre écrite de Lausanne par une Comtesse Polonaise*« ist so kurz, daß man es wiedergeben darf, trotzdem es von einer mehr gesellschaftlich als geistig hochstehenden Persönlichkeit herrührt. Es demonstriert die betrübliche Wahrheit, daß ein von Vorurteilen Verblendeter als ein Blinder durch die Welt reist. Ueber diese Blindheit können auch wohlklingende Sätze nicht hinwegtäuschen.

Lausanne, le 12 sept. 1790.

« Le canton de Glaris m'a offert le tableau touchant de cette simplicité de mœurs et de cet âge d'or dont on parle tant sans presque jamais les rencontrer. Mais aussi où les trouverait-on, si ce n'est dans les lieux que la nature semble vouloir dérober à la dépravation, en les environnant de montagnes inaccessibles? Le passage de ce canton à Altorf a été fatigant; mais dans quel endroit la nature fait-elle oublier plus aisément ce genre de peines, que dans un pays où elle en dédommage amplement par l'aspect de tant de beautés réunies? »

*

Heinrich Nehracher (1764—1797) von Stäfa, von Beruf Hafner (Sohn des 1683 in Niederurnen geborenen und erst 1721 nach Stäfa ausgewanderten Hafners Joh. Caspar Nehracher-Steinmann), der bildungshungrige und nach Freiheit dürstende Untertan der Stadt Zürich, ein Freund des Barden von Riva und Gesinnungsgenosse des Landseckelmeisters J. P. Zwicky in Glarus, dürfte sich, laut seiner brieflichen Äußerung an den jungen H. J. Lavater vom 28. Oktober 1790 in unserem Lande aufgehalten haben, bei welcher Gelegenheit der junge Mann — wohl eines Sonntags, denn er tat die Reise nach Mels und Glarus, um an diesen Orten zu arbeiten — auch dem Klöntal einen Besuch abgestattet haben muß, welcher Spaziergang als literarische Frucht jene Idylle zeitigte, die unter der Ueberschrift: »Auf S. Geßners Denkmal, von Z. u. B.« im zweiten Heft des Schweizer'schen »Museum« 1790 erschienen ist.

Nehracher beschreibt in einem der erwähnten Briefe an Lavater das Geßnerdenkmal als »eine abgerissene Felsengruppe die nicht

vest mit dem Berg zusammenhängt, und mit leichter Mühe über den nahen Abhang herabgewälzt werden kann. Also mag Herr Landseckelmeister Zwykj nur einem seiner Landsleuten zunahe treten, oder sich einmal auf der Landsgemeine durch ein freyes Urtheil gegen den Pöbel versündigen / und wie bald ist das geschehen / so liegt das Monument im Clönthalersee, und nur das Tagbuch* bleibt noch der Nachwelt übrig...« (Stäfa, 26. Mai 1791).

Was Nehracher sonst noch Merkwürdiges und Vertrauliches von seiner Reise nach Mels und ins Glarnerland dem Zürcherfreunde mitzuteilen hat, betrifft einmal seine Aussöhnung mit dem ihm in Wallenstadt zuerst eher unhöflich begegnenden Bernold, dann die »wie der demokratische Pöbel an der Landsgemeind« wütende Glarnerlinth, und drittens »die unselige Intolleranz im Canton Glarus. Ungeachtet ich weis, daß die Reformirten ihre Chatoliken drücken und verlachen, u. sie daher zum natürlichen Mißtrauen u. Eifer verführen, so sind sie dreist genug, keinen Chatoliken für redlich zuhalten, u. frey herauszusagen, auch der beste seye ein Schelm! Ich bin aber ganz vom gegentheile überzeugt, da ich wenige Tage vorher in Mels die gewissesten Proben von reiner Freundschaft u. wahrer Menschenliebe gesehen. Man mus nur voraussetzen: was du willst, daß dir die Leüte thun, das thue auch ihnen. Mein Vater war über besagte Aeüßerungen sehr aufgebracht, da er schon mehrmal in Clöstern u. bey Privatpersohnen von Redlichkeit und Wohlthun Zeüge war. Ich hingegen lies sie bey ihren eingewurzelten Vorurtheilen stehen, da keine Einwendung galt, u. besonders da ich sah, daß noch selbst ihre Prediger das unselige Schwert der Verdammung tragen, u. es über alle Köpfe zuken, die nicht glauben was sie...« (Stäfa, 4. Nov. 1790).

*

In den Jahren 1795 und 1796 sind anonym in Berlin unter dem Titel »Ueber die Schweiz und die Schweizer« zwei Bändchen Reisebriefe erschienen, die noch von Wäber 1899 einem J. K. Lange als Verfasser zugeschrieben wurden. Inzwischen ist als deren Autor der Verfasser der Hexenhandel-Briefe, *H. L. Lehmann*, nachgewiesen worden. Da das auch den Glarnerbrief enthaltende zweite Bändchen auf Seite 117 eine 1793 erschienene Broschüre erwähnt, kann Lehmanns Reise nicht früher, dürfte vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach um 1794 unternommen worden sein.

Ohne daß Lehmann gröbliche Fälschung vorgeworfen werden könnte, verraten seine an sich geistreichen Aeüßerungen doch ein

* darunter ist zweifellos Büelers Schrift verstanden.

einer objektiven Beurteilung der Tatsachen wenig förderliches Resentiment, welches wohl als leidige Frucht der seinerzeit zwischen der glarnerischen Regierung und ihm gepflogenen Verhandlungen (siehe Jahrbuch des Hist. Vereins Glarus 1865) I, S. 11, zu begreifen ist. Kaum daß die Natur von Lehmanns Kritik verschont bleibt! Zwar gewährte ihm der Fätschbach »in manchem Betracht ein prächtigeres Schauspiel als der Wasserfall bei Schaffhausen« — aber alles in allem ist ihm unser Land »eine Gegend voll der schrecklichsten, ungeheuersten Gebirge«, und Glarus, der Hauptort, ist für ihn »eben von keiner Bedeutung und hat nichts Anziehendes« für den Fremden. Es sei für diesen angenehm — sagt Lehmann — die Begeisterung zu bemerken, womit die Glarner von dem Heldenmut ihrer Väter sprechen. Wenn man sich aber nach den Verhältnissen dieser begeisterten Redner erkundige, so erfahre man, daß der eine vordem als Stalltürhüter nach Rom, der andere als Musketier nach Sardinien und der dritte als Trommelschläger nach Neapel sich hatte mieten lassen. »Man könnte wohl zehn gegen eins wetten, daß dreimal dreihundert von *diesen Helden* nicht hinreichen würden, einen Sieg wie den zu Näfels zu bewirken«.

Aber auch sonst findet Lehmann die glarnerische Nation im Absinken begriffen. Es seien böse Zeichen, wenn der Rat schwören muß, von Miet und Gaben frei, wenn die Landleute schwören müssen, von Bestechung frei zu sein. Vom Uebel sei auch eine Einrichtung von der Art der Aemter-Auflage. Wohl sei die Verfassung demokratisch. »Aber diese Demokratie ist eben keine der reinsten. Die höchste Gewalt steht zwar auch bei der Landsgemeinde... aber die Stimme des Volks wird hier nur wenig gehört... Ueberhaupt merkt man es sehr deutlich, daß der Handelsgeist, der Reichtum und der Luxus sehr stark an der Freiheit des Volkes nagen. Die Aristokraten sind gewohnt, alles für Deklamation auszugeben, was wider ihr System spricht... jene gestrengen Herren haben *immer* Recht, oder wollen es wenigstens haben, auch selbst dann noch, wenn das Erkenntniß ihres beinahe allgemein anerkannten Unrechts, sie für neue Irrtümer hüten könnte... Der Despotismus des Reichthums spukt sehr stark unter diesen Republikanern. Und schon aus dem häufigen und hitzigen Widerspruch, den diejenigen gefunden, die über die fehlerhafte Regierung dieses Staats und über die Entwertung seiner Bewohner geschrieben haben (wie z. B. Herr Ramond, Coxes Uebersetzer) läßt sich wohl vermuthen, daß die Sache nicht ganz ohne Grund sein muß... Es herrscht hier eine Betriebsamkeit und

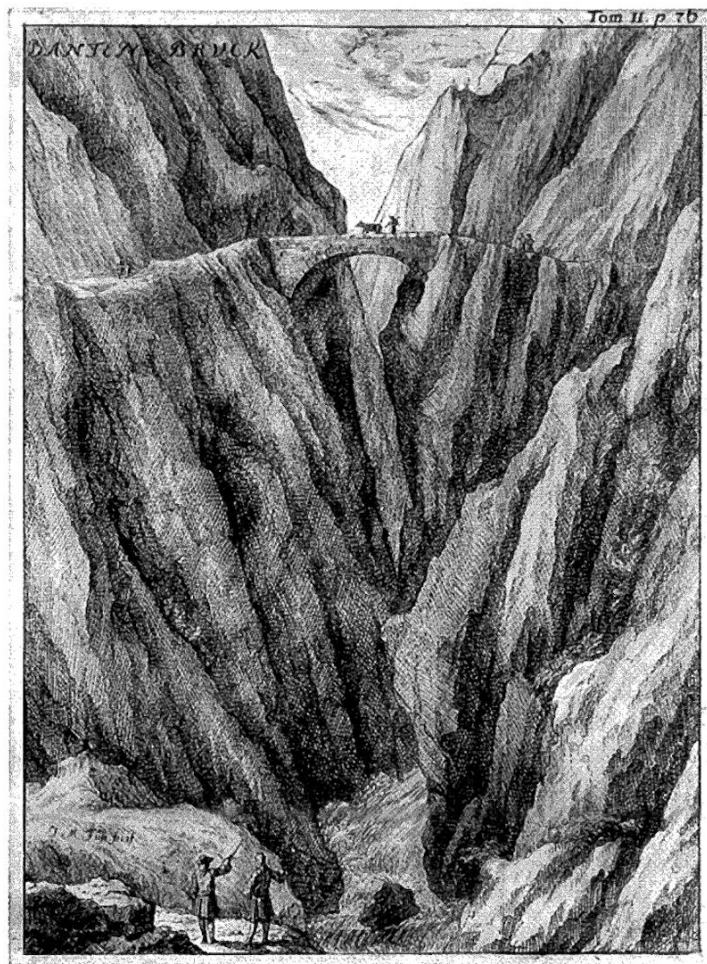
ein Geldgeiz, die den Kanton würdigen, zu dem Rang der ersten aristokratischen Kantone emporgehoben zu werden. Man kann die Glarner ein spinnendes und webendes Volk nennen. Alles spinnt und webt, was nur Hände hat... Die Viehzucht wird mit großem Nutzen getrieben; aber immer hat man hier noch Gemeinweiden; immer will man noch nicht einsehen, daß sie weit einträglicher und nützlicher werden könnten, wenn sie verteilt würden. Sie wissen ja schon, wie sehr die Schweizer von der Gewohnheit, von dem alten Herkommen tyrannisiert werden... Der unersättliche Geldgeiz der Glarner hat eine allgemeine Bestechbarkeit durch das ganze Volk erzeugt. Die vornehmsten Staatsbedienungen werden so ziemlich für den höchsten Preis losgeschlagen. Der Meistbietende ist der Weiseste.«

Wenn sie schon gegenüber Ramonds wohlwollender Kritik sich empfindlich zeigten, wie mußten die Glarner verletzt werden durch Lehmanns boshafte *Aperçu*: ihr Land zeichne sich vor andern aus durch »Käse, Hexen und republikanischen Ahnenstolz!«*

*

In der zweiten Julihälfte des Jahres 1796 erhielt unser Land den Besuch einer vierköpfigen Gesellschaft aus Zürich, bestehend aus J. H. Meyer und L. Heß, Maler und Radierer, aus dem Zeichner Graß und dem Verleger H. Geßner. Währenddem Heß darauf verzichtet hat, anders als mit dem Zeichenstift und der Radiernadel über diese Reise sich auszusprechen, haben sowohl Meyer als Graß sich auch literarisch geäußert; jener in seiner »Erklärung der 6 radierten Blätter« des Helvetischen Calenders für das Jahr 1797 — dieser in seiner in eben diesem Jahre bei Heinrich Geßner erschienenen Schrift: »Fragmente von Wanderungen in der Schweiz«.

* In einer 1799 in Leipzig herausgegebenen zweibändigen Abhandlung Lehmanns über »Die sich freywähnenden Schweizer« gesteht der Verfasser (II, 98—104): »Ich selbst ließ mich auch 1780 (er meint wohl 1782) von der äußern Scheinseite der Freyheit blenden und schwatzte über Freyheit und Patriotismus der Herren Glarner; aber sie sind mir in der Folge beyde verdächtig geworden... Die an der Spitze dieses Völkchens stehenden und dasselbe durch ihre Reichthümer beherrschenden Familien Zwicki, Schindler, Marti, Zweifel, Heer, Blumer, Heiz, Weiß, Bachmann, Tschudi, Hauser, Bernoldi, Freyler und Müller waren die eigentlichen Regenten des Landes und die Landsgemeinde eine bloße Farce. In keinem Canton war die englische Bestechbarkeit mehr eingerissen als in diesem.« Gewisse Konstitutionsfloskeln wären vorhanden gewesen, aber nur, »um den gemeinen Mann damit einzuschläfern und einzunudeln«. Auch Glarus schien dem Verfasser also reif zu einer teilweisen Verfassungsänderung. (Band I/11).



Pantenbrücke
J. J. Scheuchzer - J. M. Füßli, 1706

Meyer und Graß unternahmen den Ausflug in bewußt einseitiger Einstellung: sie gedachten, malerische Landschaften als Objekte ihrer Kunst aufzusuchen und festzuhalten; gedachten gleichzeitig, der »Gesellschaft« zu entfliehen, den Umgang mit »natürlichen« Menschen zu pflegen und das Menschliche in sich selber möglichst unbehindert zu Worte kommen zu lassen. In der an sich unverdorbenen Natur sollte der natürliche Mensch den inneren Frieden, die Ruhe des Herzens — in der Beschäftigung mit der Kunst sollte der Geist die seiner würdige Nahrung finden.

Wennschon Meyer in fünf Kapitelchen das Unterland, Sernftal, Klöntal, die glarnerische Industrie, Großtal samt Pantenbrücke behandelt, Graß dagegen nur die »Reise nach Glarus und ins Clönthal«, so ist sein Reisebericht unstreitig wertvoller als derjenige Meyers, weshalb wir ihm, dem jüngeren von beiden, den Vortritt lassen.

Carl Gotthard Graß (1767—1815), aus Livland stammend, erst Theologie studierend, dann der Schriftstellerei und Malerei sich zuwendend, hielt sich noch um 1790 in Jena auf, befreundete sich dort mit einem jungen *Sprecher* aus Jenins und reiste mit diesem zusammen über Frankfurt, Mainz, Mannheim, Straßburg nach der Schweiz und Bündten, um dann während geraumer Zeit in dem Sprecher'schen Hause zu Jenins »die herzlichsten Beweise von Freundschaft und Gastfreuigkeit« zu genießen. Später hielt er sich zeichnend und schreibend im Domleschg auf und erfuhr die Genugtuung, daß seine Beiträge in Zschokkes »Erheiterungen« gern, daß seine Gedichte in Deutschland gut aufgenommen wurden.

Trotz der bereits zugegebenen Einseitigkeit der Einstellung, trotz der Beschränkung auf den Besuch des Klöntals und trotz der ausgesprochen subjektiven Berichterstattung bleibt Grassens Beitrag noch substanzreich genug, um mit unter jene Berichte gezählt zu werden, die wir am wenigsten vermissen möchten. Da er als typischer Erlebnisbericht weder Resumés von Geschichte und Verfassung noch sonstwie Abgeschriebenes enthält, da Graß sich kritischer Selbstprüfung befleißigt und nur wegen seinem unzulänglich wiedergegebenen Glarnerdeutsch getadelt werden kann, ist es gerechtfertigt, seinen Reisebrief an K. — denn um einen solchen handelt es sich, zwar nicht der äußeren Form, aber dem inneren Wesen nach — im folgenden ungekürzt und buchstabengetreu wiederzugeben. Der gelegentlich noch französierende Verfasser drückt sich meist sehr gewandt, ja oft in dichterisch gehobener Sprache aus.

»Reise nach Glarus und ins Clönthal im Jahre 1796.

Am Freytag den 22. Juli fuhr ich in Gesellschaft einiger Zürcherfreunde, Heß, Meyers, Gefßners mit dem Glarner-Boten ab. Ich werde krank, sagte Heß, wenn ich nicht alle Jahre einige Bergreisen machen kann.

Die Fahrth auf dem Zürichsee hat mir nie sehr gefallen. Er ist gegen seine Länge nicht breit genug, und die Ufer haben etwas beengendes, weil da auch das kleinste Plätzchen vermaurt und verzäunt oder bebaut ist. Hinter Stäfa wird die Aussicht in die Eisberge größer, romantischer, aber von Schmerikon weg, wird die Natur immer anziehender. Man sieht ihr freyeres Spiel und hölzerne Hütten. Hinter Kaltbrunn kommt man ins große Gebierg. Da rauschen die herabströmenden Bäche, durch ausgehölte Steinbetten, waldigte Gruppen steigen aus der Tiefe empor, und hohe Wallnußbäume beschatten die Straße. Weil es heftig regnete, hatten wir uns auf den Wagen des Glarner Boten gesetzt, und wir mußten uns das Vorüberreifen der Gegenden gefallen lassen. Der erste Anblick der hintereinander sich schichtenden gewaltigen Berge ergriff mich mit entzückender Begeisterung.

Ein Mädchen aus dem Toggenburg setzte sich bey der Ziegelbrücke mit in den Wagen. Sie war ungemein lustig, und gestand sie habe einen kleinen Rausch. Dennoch war alles was sie sagte und that, höchst unbefangen. Sie antwortete auf alle Fragen, wenn sie nur die Antwort wußte, und sie gab, was sie hatte, aber sie nahm auch was man ihr darbot. Auf unsere Bitte sang sie auch. Wir alle freuten uns der herzlichen Unbefangenheit und des frohen Sinnes dieses Naturkindes. O wenn ich dann an die gezierten, verschrobenen mechanischen Puppen in der großen Welt dachte! —

Der Weg nach Glarus über Näfels hat für denjenigen der eben in die Schweiz kommt, etwas unbeschreiblich Großes. Ungeheure Massen mit steilen Felswänden, scheinen das sonst ansehnliche Thal zu verengen und zu verdunkeln. Der heftige Regen nur hinderte uns den Anblick ganz zu genießen.

Dem ohngeachtet war es mir als ich in Glarus unter dem hohen gewaltigen Kegel des Glärnisch stand, als hätte ich noch keine Berge gesehen. Ein dunkles Violet floß an seinen Wänden herunter, flimmerte an der hohen Spitze. Ein ungeheurer Obelisk den die Natur aufrichtete, steht er da, fest und unbeweglich, als säh man es seiner eisernen Stirne an, in welchen Stürmen und Wettern er schon da stand. Ich fühlte etwas so beengendes unter den furchtbaren Fels-

kolossen die dieses Thal bilden, daß ich sagen mußte: Hier möcht ich nicht wohnen! Leise wiederholte mein Herz diesen Ausruf, als ich im Wirthshause dem politischen Disput einer ansehnlichen Gesellschaft aus dem Orte beywohnte, wobey vor Lärm keiner des andern Wort hörte.

Das Interesse das man hier und an den mehresten Orten der Schweiz an den Angelegenheiten Frankreichs nimmt, hängt überall mit dem Einfluß zusammen, den der Krieg auf den Handel und Absatz der Waaren hat. In der ganzen Welt ist keine Realität so einleuchtend als die des Geldes.

Es war wieder hell geworden und die Witterungszeichen versprachen dauerhaft gutes Wetter. Die Wolken giengen hoch und hatten die Felsen, woran sie wie kleine Inseln hangen, wenn die Luft sich verdicket, verlassen.

Unser kleines Gepäck und etwas kalten Braten, nebst Wein hatten wir einem jungen Burschen zu tragen gegeben, und wir folgten mit unseren Portefeuilles. Im Dörfchen Rietern fanden wir unter und über der Brücke interessante Standpunkte zum Zeichnen. Die Fälle der Löntsch, die zwischenliegenden Felsenstücke, die angränzenden Hütten, der gewaltige Glärnisch, der vorliegende Buchenhügel, bilden von jedem Standpunkte aus malerische Ansichten. Mannigfaltigkeit und Größe machen die Gegenden um Glarus zu den interessantesten in der Schweiz, aber dem Haßlital kommt es doch nicht gleich. Es hat nicht die schöne Ausdehnung und das große, und zugleich freye Amphitheater jenes Thales. Zusammengedrängt und eckigt, stößt es das Auge unsanft zurück, und die wilde Natur durchbricht hier überall den Schleyer der Anmuth.

Eine Stunde weit hinauf führt ein bequemer Weg in's Clönthal. Zur Rechten Gesträuch und Felsen, zur Linken die donnernde Löntsch. — Es soll hier eine Stelle seyn, wo das Wasser sich in eine Schlucht hinein und dann durch eine runde Felsenöffnung wieder herauswerfen soll. Man nennt es das Choli-Loch (Kohlenloch, wahrscheinlich weil es schwarz ist; Choli ist hier auch ein gewöhnlicher Name von Hunden). Ich hörte erst nachher davon, man versicherte mich aber daß es jeden Reisenden frappiert habe.

Es hat immer etwas Belohnendes, wenn man sich aus einem dunkeln Thal, betäubt vom Lärm der stürzenden Bäche auf die Höhe gearbeitet hat. Ganz besonders ist dies der Fall, wenn man zum Clönthal-See kömmt.

Kein Dorf, Kein Flecken mehr — Natur, Natur! — Grüne kleine Hügel mit wenigen Heuställen zwischen Ahornen versteckt, fassen

wie mit grüner Borte den hellen, grünlich-blauen, Spiegel des Sees ein. Die Sonne gieng am hohen Bragel unter, und streifte zwischen das Felsenthal am Ende des Sees, an die linke Uferseite, versilberte den Wasserfall, färbte höher das grüne, röthete die Felsen des Glärnisch und ein grau violetter duftiger Schatten-Ton versteckte alles Rauhe der furchtbaren Gebürgwände. — Im dunkelgrünen Schatten lag die Gegenüberseite und das ganze Bild, die grünen Hügel, der Wasserfall, die Ahorne, die röthlichen Felsenplatten, der duftige Schatten und ein kleiner Ausschnitt vom heitern Himmel warf sich mit unbeschreiblichem Zauberreiz in den Spiegel des Sees und der Widerschein schien den Boden desselben zu berühren, so lang dehnten sich Schatten und Lichte. —

O himmlische, himmlische Natur! rief mein wonnetrunkenes Herz. Hier ist Friede, hier ist Ruhe! bey dir ist Friede, bey dir nur Ruhe. Hier, geschieden von der Unterwelt und dem beengenden Gewirre ihrer Verhältnisse am Busen des Freundes ruhen, ausruhen und die Sonne sinken sehn — o das ist das höchste, was jezo meine Seligkeit machen könnt! — Wie sehnt' ich mich nach dir mein K. bey jeder neuen Ansicht — in jedem sonnigten Moment vermißte ich dich, und selbst der in Gedanken mit dir getheilte Genuß gieng zu weilen in ein Gefühl über, als ob du wirklich da wärest. — Wir ruhten am Hügel, o das ist doch schön, das ist doch prächtig! war aller Ausruf. Wir öffneten unser Fäßchen und tranken ein Glas von unserm Wein,

Der Abendröthe Schein
Fiel auf des Glases Spiegel,
Es blinkte sich drinn der Hügel
Mit sanftem Widerschein.
Wir tranken ihn herab
Den hellern Sonnenfunken
Und Kummer war versunken
Wohl in das tiefste Grab.
O mal in meinem Wein
Du Malerin! o Sonne!
Des schönsten Abends Wonne,
In sanftem Widerschein!

Eine neue Welt lag in meinem Herzen und aus ihr heraus bereicherte und veredelte sich die Schöpfung. Wie sieht man so anders, wenn das Herz freudetrunken ist! die große, reiche, herrliche Natur war das Thema meiner Seele, das ich bey jedem Schritt von neuem

wieder aufnahm und woran ich mich nicht satt empfinden noch überdrüssig denken konnte. Nie hab ich eine größere Mannigfaltigkeit von Kräutern und Blumen gesehen, als ich an diesem Abend an dem Steinpfad am See erblickte. Jede Ansicht des Sees gewährte ein neues Bild. Das Thal wurde dunkel und nun glänzten, die uns im Rücken gelegenen Berge desto feyerlicher und ihre klaren Gipfel malten sich in dem beschatteten See. Tiefe Stille rings umher! Einzelne Glöckchen von grasenden Kühen töntten. Es murmelte der Wasserfall der unweit Geßners Denkmal (von Zwikky) niederfällt. Ich lief immer einige Schritte voraus um allein zu seyn.

Mit einemmal — ein furchtbares Geräusch, wie wenn Steine zermalen würden. Es wird immer stärker, Kugeln fahren durch die Luft und plumpen in den See nieder. Ich konnte mich kaum besinnen, so sehr hatte mich das Getöse verwirrt und erst nach einigen Minuten sah ich das Niederrieseln unzähliger Steine an einer Rüffi, einem Steinlager, das wie ein Stück Chaussée vom Berge herabhängt. Die größeren flogen in großem Bogen, und ganze Massen bröckelten sich oben am Kalkberge los. Es war ein interessanter Anblick, aber die Gefahr, wenn man gerade im Augenblicke des Schusses unter eine solche Rüffi käme, wäre auch nicht zu verkennen.

Hinter dem See liegt ein sehr ländliches Thal. Wiesen, Ahornen, Hütten, Kirschbäume, gruppiren sich durcheinander. Unser Freund Heß kam uns entgegen, er erzählte, welche Mühe es ihm gemacht, uns beym Heiri Pegliger, in einer Hütte, die uns empfohlen war, Quartier zu verschaffen. Die Frau hatte gewaltig viel Lärm gemacht, sie könne keine fremden Leute beherbergen, es sey ihr Hüsli von Knechten besetzt und kein Wirthshaus.

In solchen Fällen ist ein Reisender, der die Sprache nicht kann, gar übel daran. Unser Freund ließ sich nicht irre machen. Wir sind keine fremde Lüt. I bin da wol oft gesy und kenne die und die Herren in Glarus, und die hent uns herrekommandiert. Wo soll man by der Nacht hin? wir wolle ja gerne bezahle was ihr went, und zu Esse hän wir selbst wan ihr nüt geben wend.

Endlich ließ sie sich bewegen und wir wurden sehr freundlich empfangen. Unser Freund hatte inzwischen Milch gekauft, die kochte sie uns und brachte Brod, Anken und Honig. Eine Lampe, aus einem Stück Unschlitt und daran geklebten Tocht erhellte spärlich das Zimmer. Die Knechte lagen am Ofen, und die Frau, die schon über 60 Jahre, aber noch sehr froh war, setzte sich zu uns und schwazte. Vor jeder Verneinung gieng ein behütis Gott! vorher, und bey einer Bejahung hieß es, ja ordentli.

Am andern Morgen wurde das Nachtesen unser Frühstück und wir zahlten, für unser Nachtquartier vier Glarner-Rubel. Unsre beyden Gefährten blieben hier zurück, und ich gieng mit Heß zur Reichisauer Alpe. Merkwürdiges fanden wir dort nichts, aber ein gar liebliches Ahorn-Wäldchen und darunter liegende Hütten. Ein junger Senne, der uns zeichnen sah, lud uns in seine Hütte. Kraft und Leben und eine glückliche Sorglosigkeit charakterisierten fast alle Menschen, die wir hier sahen. Weiber sieht man fast gar nicht. Die bruchid wir do nüt, sagte mir ein junger Kerl, und hier scheint der Mangel der Weiber dem Glück der Menschheit nicht den geringsten Abbruch zu thun.

Was hätt ich drum gegeben auf diesem so heimlichen Plätzchen nur einen oder den andern meiner fernen Freunde herumführen zu können. Getrennt von Menschenhaufen in der Stille der Gebürge eines Freundes Stimme zu hören, ist uns der erfreulichste Laut den ein Menschenohr hören kann. In eben dem Verhältnisse steigt der Genuß an allem sinnlich zu kostenden. Ein Glas Wein ist ein Nektar. Eine Pfeife Tabak begeistert. (Berge! Berge! auf euern Gipfeln wird Körper und Geist gestärkt und das Herz wird groß.) Daß ich euch alle ihr kleinlichen ihr kraftlosen, ihr sybaritischen Menschen, auf ein Hochgebürge zaubern, und euch in die Seele rufen könnte: Seyd nicht mehr so klein, erhebt euch zur Einfachheit, zur Seelenkraft, werdet Menschen, werdet natürlich!

Von einem Hügel herab überschauten wir die Gegend. Der Hinterberg des Glärnisch vollendet das große Bild, daß wir schon an seinem Fuße in Glarus bekommen, mit gewaltigen Zügen, und doch ist der obere Theil, wo man über drey Stunden auf Gletschern geht, dem Aug verborgen. Wenn ich mir die ganze Masse des Glärnisch vorstelle, so hab ich das größte Bild, das mir aus der Schweizer-Natur geblieben ist. Der Bragel, der Wannerstok, der Ochsenstok, der Rötetistok, die man alle von diesem Alphügel sieht, sind ganz unbedeutend, gegen dem ungeheuren Koloß des Glärnisch. — Am Hinterberg des Glärnisch zieht sich die Roßmattalp herauf. Unter dem Ochsenstok weg geht man auf die Langeneckalp. Mit Hülfe eines alten Sennen, (Rathsherrn Gallati)* orientirten wir uns in der Gegend und dies ist ein nothwendiges Mittel, wenn man ohne Führer gehen will, und wegen der Größe dieser Berge ist es sehr anwendbar.

Gelbröthlich war der Horizont gegen Sonnenuntergang, ein Zeichen von fortdaurendem gutem Wetter. Heß ließ sich bald bewegen,

* Ratsherr Joseph Adam Gallati (Katholik) von Netstal (1744—1827).

denn ein Freund der Natur darf nicht träg seyn, und wir giengen ohne Weg zu haben, wie wir uns die Lage imprimirt hatten, nach der obern Langeneckalp zu. Ein junger Bursche an der Höhe erhob ein fürchterliches Geschrey, so daß ich glaubte, er sey wahnsinnig, oder er halte uns für Franzosen. Selbst mein Freund blieb stehen. »Was will der Ma?« — aber er redete nur mit seinen Ziegen, die an seine Sprache und Töne besser gewohnt seyn mochten, als wir es waren.

Es war 7 Uhr Abends als wir auf der Höhe anlangten, und merklich kälter. Wir sahen ringsum eine Menge Heerden und kamen endlich zu den Hütten. Der Senn, den uns die Frau des Pegligers als einen grundfrynen Menschen geschildert hatte, war wirklich ausnehmend gefällig. Während der Senn mit seinen Knechten die Kühe melkte, zeichnete ich die Hütte. Die Kühe blieben stehn und stierten mich als etwas ihnen Fremdes an, und der Stier der Heerde fieng ein fürchterliches Gebrüll an. Das ist alliwy! sein Bruch, sagten die Leute, ha ist ä wüster (wüschter) Kezer*. Etwas gekochte Milch, Anken und Brod war unser Abendessen, dann giengen wir, unsrer 9. an der Zahl schlafen. Etwas trockenes Bergheu, worüber grobe Tücher gedeckt waren, war unser Lager. Um zwey Uhr morgens wekte mich mein Gefährte und ein paar Knechte, die die Heerden hüten, damit sie nicht auf den Abhang sich verlieren, standen mit uns auf, und machten Feuer an. Der Kessel wurde aufgesetzt. Ein großes Stück Butter wurde darin geschmolzen und einige Handvoll Mehl mit einigen Löffeln voll Suffi verdünnt, darinn umgerührt. In wenigen Minuten war das Essen fertig, welches Fentsch heißt und schmeckte vortrefflich. Wenn man statt der Butter frischen Rahm nimmt, heißt es Kium, von umkien (umwerfen) ein gewöhnliches Schweizer Verbum. Wir hatten guten Appetit, und bald nachher traten wir unsere Wanderung auf die höhe Scheue, (Schie) an. Der eine Knecht war unser Führer und in fünf Viertelstunden waren wir an dem lezten Absatz der Höhe. Noch schien der Mond, und Dunkel ruhte in den Thälern. Wir setzten uns unter dem Wind an einem Precipice, wo es nur des geringsten Stoßes bedurft hätte, um ins Thal herab zu fahren. Es war sehr kalt. Bey einer Pfeiffe Toback erzählte uns unser Führer, wie sich einst ein paar Männer, wegen eines Kalbes, das beyde sich vindicirten, so

* Die meisten Leser werden geneigt sein, die Beschimpfung »Ketzer« mit den Reformationsstreitigkeiten in Zusammenhang zu setzen. Zu Unrecht! Schon um 1387 (!) mußte sich bei uns der Rat der mit »Ketzer« Beschimpften annehmen! (Vgl. Nr. 105 der Urkundenslg. des H. V. G.)

geschlagen hätten, daß beyde auf der Stelle tod gefunden wurden. Ein Stein bezeichnete jezt die Stelle.

Um halb vier Uhr langten wir auf der Scheue an. Die Sonne gieng auf, nicht ganz heiter, welches nur nach einem Regen der Fall seyn soll. Es war ä chli g'hei, (ein wenig dunstig), dennoch konnte man den Wallenstatter und den Zürich- den Greifen- und den Bodensee, den Sentis, Camor, die Bündner Berge, Spitzen vom Tirol, den Märzstok, das Klönthal, die Urnerberge, einen Theil des Schneeberges auf dem Glärnisch, den Rigi, den Schweizerhacken und die Kette bis zum Albis herab deutlich sehen. Es war ein gewaltiger Anblick. Zacken und Hörner, die man in der Tiefe gar nicht sieht, umlagerten den Gipfel, auf welchem wir standen. Eine Menge kleiner Thäler erhoben sich zwischen ihnen. Wenn es ganz klar ist, soll man eilf (eintlif) Seen sehen.

Froh und munter und von der hohen Bergluft erquickt, eilten wir wieder herunter. Unser Führer versicherte, es sey ihm eine große Freude die hohen Berge zu beklettern. Instinktmäßig treibt das Wohlgefühl diese Menschen hinauf.

Die kleinen Steine fielen meinen Gefährten in die Schuh. Hier, meinte der Mann, brauche man nicht zur Pönitz auf Erbsen zu gehen. Sind denn eure Pfarrer so böse? fragte ich. O nein! Wenn man äne brav zu esse giebt. — Auch dieser war ein froher Mensch. Wir fragten: was er bekäme? Etwa 25 bis 30 Glarner-Gulden. Seine Kleidung war ein Hemdrock mit einer Kappe über den Kopf zu ziehen; lange Hosen und mit Eisen beschlagne Schuhe beschützten den nackten Fuß. Die Kühe geben hier aufs höchste 3 bis 4 Maaß (etwa 8 bis 10 Stof) Milch. Gemeinde-Alpen giebt es im Glarner-Land gar nicht. Es ist unglaublich auf was für steile Triften hier das Vieh hinaufgeschleppt wird, aber über alle Beschreibung ist die Verwegenheit der Wildheuer. Dies sind arme Leute, die an den Orten, wo keine Güter sind — an meist unzugänglichen Plätzen — das Gras abschneiden. Siebzig bis 100 Pfund ist schon ein ansehnlicher Tagesertrag und dafür riskirt ein solcher Mensch eben so vielmal sein Leben. Indessen sind die Beyspiele von Verunglückten doch selten. Das macht die Gewohnheit und sie versehen sich auch immer mit hohen Crampons an den Schuhen. — Gemse sind nicht sehr selten in dieser Gegend, besonders auf dem Glärnisch, wo man sie noch Herdenweis antrifft. Unser Führer verließ uns mit einem geringen Trinkgeld sehr zufrieden, und um 6 Uhr waren wir wieder in der Hütte. Man wollte uns ein Essen bereiten, wir aßen aber nur etwas frische Nideli, und gaben unserm Wirth, der uns höflich sagte, als

wir nach unserer Zeche fragten, er habe die Kreyde vergessen, etwas freywilliges. Er war zufrieden und lud uns höflich ein wiederzukommen.

Mit frohem Herzen verließen wir die Hütte und hüpften den Berg herab. Mehr der Schatten, als die Hofnung etwas Malerisches zu finden, lokte uns zu dem Fall der Clö, die von der Roßmattalp herabkommt. Wir fanden den Fall selbst nicht recht malerisch, aber einige interessante Parthien am Bach, die wir zeichneten und malten.

Ich hatte weder Hunger noch Durst, weder Schlaf noch Müdigkeit aber ein Herz voll Ruhe. Fast drey Tage lang hatte mein Aug sich an der großen Natur geweidet und sie hatte meine ganze Seele erfüllt. Neben diesem großen Gefühl konnte keine kleinliche Leidenschaft statt finden, keine ängstliche Lebenssorge — nur das Bild der Freundschaft stand neben dem Bild der Natur, in erhabner himmlischer Größe.

Im Schatten des Ahorn-Baumes hingeworfen trank ich mit wohlüstigen Zügen die Kräuterreiche Luft. Der Bach rauschte und sein Murmeln täuschte mich als hört' ich bekannte Stimmen. Kein unbefriedigtes Verlangen war in meiner Seele; ich hatte über die Berge weggeschaut, ich hatte mich größer als sie gefühlt.

Die Vergangenheyt gieng in sanftem Schleyer gehüllt an mir vorüber. Ich hielt sie einen Augenblick an und entließ sie sanft, ohne mit ihr zu hadern. Ich hatte keinen Feind. Der große Friede der Natur war in mein Herz übergegangen.

Bey allem dem war nichts schwärmerisches in meiner Seele. Die Wirklichkeit und der Mensch in der Wirklichkeit stand mir klar vor Augen. Ich wußte ich würde hier nicht bleiben, ich wußte daß auch diese Menschen in größerer Nähe verlihren, und daß sie nicht viel glücklicher sind als andre, weil sie es nicht wissen; aber ich wußte auch, daß in diesem Augenblick des Genusses für mich etwas reales lag. Ich wollte nicht die ganze Welt nach meinem Ideal harmonisiren, ich wollte gerne dulden, um nur mit meiner Empfindungsweise in Ruhe gelassen zu werden.

Mein Freund war schon vor zwey Stunden zu unserm ersten Nachtquartier gegangen. Ich erschrak da ich die Uhr auszog, daß es schon über 1 Uhr wäre. Unsere beyden Freunde waren indessen nach Glarus gegangen, und das halbe Fäßchen war noch ungeleert. Unsre Wirthin war nun überaus freundlich, und ich konnte es mir wohl erklären, wie diese Leute, die so wenig fremde Menschen sehn und es doppelt empfinden, wenn, wie es doch der Fall ist, ihnen

etwas entwendet wird, gegen Fremde Mißtrauen und Ungeneigtheit mit ihnen zu thun zu haben empfinden. Sie erzählte uns ganz treuherzig wie ihr Sohn Jokeli ihr zugeredet habe die Fremden zu beherbergen. Wir hinterließen den übrigen Wein, daß es dieser Jokeli bekommen sollte. Indessen trinken die Aelpler fast gar keinen Wein. Unser Führer auf der Scheue erzählte uns wie er einmal einen Rausch bekommen hätte, und da wir ihn fragten, wie viel er denn getrunken? so war es nur ein kleines Spizgläschen Kirsch-Geist.

Fröhlich begannen wir nun unsere Rückwanderung. Die Wärme, der Wein, und die liebliche Kühle am Clönthalsee lockten uns zum Niedersitzen, und wir beide waren eingeschlafen. Es giengen Menschen und Saumrosse mit Zieger vorbey, aber ich hörte nichts, o auch dieser Moment des Erwachens war herrlich:

So wacht auf neuem Wandelpfade,
An Lethens stiller Zauberflut,
Der Pilger auf. Sein Auge ruht
Auf unbekanntem Weltgestade.
Des neuen Himmels reine Glut,
Glänzt wo sich seine Augen wenden,
Und tausend Bilder von der schönsten Wahl,
Vereinen sich in einem Zaubersaal,
Ein schönes Ganze zu vollenden.
Bedeckt mit einem zarten Flor,
Sind des Vergangnen Gräberhaine,
Und wie ein lieblich's Meteor,
So steigen nun im Rosenwiederscheine,
Erinnerungen vor'ger Zeit empor.
Die Liebe und die Freundschaft wallen
Ihm nach auch in die beßre Welt,
Sie kränzen ihm des Eingangs Zauberhallen,
Und seiner neuen Kindheit erstes Lallen,
Ist Liebe — und die Thräne fällt.

So war meine Empfindung — als ich beym Erwachen den herrlichen Clönthal-See und meinen Freund Heß neben mir erblickte. So ruhig wäre in Italien weder mein Schlaf noch mein Erwachen gewesen.

Eben als wir in Glarus ankamen, begegneten uns unsre beiden Freunde, die aus dem Linnthal zurücke kamen, und auch voll von

der Herrlichkeit jener Natur waren. Das Wetter hatte sich geändert, ich verschob die Wanderung dahin, für ein andermal, und gieng mit einem Gefährten über Nettstall, Mollis auf Wesen, wo wir uns trennten.«

J. Heinrich Meyer (1755—1829), am 22. Juli 1796 gleichzeitig mit Graß von Zürich abreisend, trennte sich in Näfels von jenem, um über Weesen nach Murg zu gelangen, von wo aus zunächst die Murgalp erstiegen wurde. Wie Graß auf der Längeneggalp, wurde Meyer hier mit dem »Fänz oder G'hyum« bewirtet. Das Mehl, das die Sennen bei dessen Zubereitung verwendeten, präzisiert Meyer als Semmelmehl. Am folgenden Vormittag wurde der Kamm erstiegen, zu dessen Füßen das Sernftal sich hinzieht. Durch die Alp Müllibach hinunter gings nun nach Engi »und von da über gut gebahnten Weg neben dem Sernftfluß heraus ins große Thal« und nach Glarus.

Meyer war lange nicht in dem Maße auch noch Schriftsteller wie Graß, weshalb wir seinem Bericht von der gemeinsam mit Graß unternommenen Klöntaltour nur das entnehmen, was zur Ergänzung des Graß'schen Reisebriefes dienen kann.

Das Gespräch im Richisau, zwischen der Bäuerin und den Knechten einerseits und den Künstlergästen andererseits, drehte sich u. a. auch um das gefährliche Geschäft der Wildheuer. *Ebels* Schilderung des Wildheuens dürfte auf eben den Bericht zurückgehen, den Meyer im Helvetischen Calender veröffentlicht hat. *Pfr. J. R. Steinmüller* fand sich bewogen, auf Uebertreibungen hinzuweisen, die Ebels sonst so hervorragende Arbeit gerade in der Schilderung jener Gefahren aufweist.

Die Schwerarbeit des Holzflößens konnte Meyer mit eigenen Augen verfolgen und fand, dieses sei »besonders in dieser Gegend eines der mühseligsten und gefährlichsten« unter den sauren Geschäften der ärmeren Menschenklasse.

Auf der Reise ins Großtal stießen die Zürcher »in jedem Dorfe auf ganze Gesellschaften von Spinnerinnen die unter freiem Himmel arbeiten, die Durchreisenden begukken, nachbarliche Gespräche führen und dem ungeachtet emsig fortspinnen«.

Da Meyer »die Brücken auf dem Gotthard und in der Büntnerischen via Mala« kannte, blieb das auf der Pantenbrücke sich bietende Schauspiel »unter seiner Erwartung«.

In den Herbsttagen des Jahres 1796, als der Fröhschnee die Alpen erstmals überraschte, erhielt unser Land den Besuch einer Persönlichkeit, deren Eigenart wenigstens umrißweise den Lesern bekannt ist. Der Name des Reisenden, der unsern Kanton, den er stets das »Glarusland« nennt, in Gesellschaft eines Bürgers von Stäfa von Nord nach Süd durchzogen hat, ist *Heinrich Zschokke* (1771—1848): der Geburt nach ein Deutscher, dessen Wahlheimat die Schweiz geworden ist, wo er als politischer und historischer Schriftsteller gewirkt und sich überdies einen Namen gemacht hat mit vielgelesenen volkstümlichen Erzählungen.

Der nunmehr seit Jahresfrist in der Schweiz ansässige Zschokke war nicht nur vertraut mit der Geschichte vom Werden der Eidgenossenschaft, sondern erweist sich in seiner »Wallfahrt« durchs Glarusland auch als über speziell glarnerische Verhältnisse wohlunterrichtet. Volle 85 Seiten des zweiten Bändchens sind unserem Kanton gewidmet; ein ganzes Kapitel beschäftigt sich mit der Schlacht bei Näfels, ein anderes mit der Geschichte der Erdbeben in Kalabrien und Glarus. Auch vom verbleibenden ist nicht alles für unsere Zwecke nutzbar, denn beträchtliche Spannen erweisen sich als Bearbeitungen von Berichten und Angaben anderer. Aus der Tschudi-Chronik übernahm er u. a. die Bärengeschichte vom Ruoggis-Alpli, welche Fabel allerdings Tschudi viel besser erzählt als der gelegentlich sogar »Glarnerdeutsch« radebrechende Magdeburger. Die Trümpi-Chronik bildete Zschokkes dauernde Stütze, wobei er ihre Angaben nach innerlicher Verarbeitung zuweilen in dichterisch gehobener Sprache wiederholt.

Vermischt also der Reisebericht gelegentlich Selbsterlebtes und Gelesenes, so bietet er immerhin noch genug von des Verfassers Eigenstem, um dessentwillen wir ihn nicht entbehren möchten.

Zschokkes Bericht ist nicht nach Art eines chronologisch geföhrten Tagebuches gestaltet, gibt aber eine zureichende Zahl von Daten, um uns darüber zu unterrichten, daß die Strecke von Bilten nach Linthal in einer eintägigen Fußtour bewältigt worden ist. Was unter den Reiseerlebnissen dieses und des nächsten Tages landeskundlich für uns von Interesse sein kann, findet der Leser unten chronologisch geordnet. Wem es um mehr geht als nur um Zschokkes auf das Glarnerland bezügliche Angaben und Reflexionen, wer auch andere als die mitgeteilten Naturschilderungen lesen möchte, findet solches alles im zweiten Bändchen von Zschokkes »Wallfahrt nach Paris« auf den Seiten 379—464.

Man lernt darin den Verfasser kennen als einen, seiner Jugend entsprechend, erlebnisdurstigen Reisenden von impulsivem Temperament, der sich das Reisen nicht in erster Linie bequem zu machen suchte, sondern ein zu erwartendes schönes Erlebnis gern sich etwas kosten lassen wollte. Als impulsive Natur fand er sich zuweilen in ein Unternehmen verstrickt, das bei besserer Vorbereitung bessere Ergebnisse hätte zeitigen können.

Der junge Zschokke offenbart sich in seinem Buche als freigesinnter Humanist, hochgebildet, phantasiebegabt und mit Leichtigkeit sich einfühlend in innerlich irgendwie ihm Verwandtes. Bei dem Reichtum seiner Einfälle hat man in den Kauf zu nehmen, daß hie und da etwas Unzutreffendes mit unterläuft oder daß er sich des einen oder andern nicht mehr erinnert. Wir denken hierbei an seinen etymologischen Versuch, Näfels von Nähe-Felsen abzuleiten, sowie daran, daß er zwar vom Wirt in Linthal einen Zwirnknäuel als Tiefenlot an der Pantenbrücke sich mitgeben läßt, an Ort und Stelle aber — auch bei der Niederschrift seines Reiseberichtes — sich dessen gar nicht mehr erinnert. — Dessenungeachtet tritt uns im jungen Zschokke ein Reisender von größerer Reife als manche seiner Altersgenossen entgegen: ein kenntnisreicher, selbständig urteilender, aber nicht unbescheidener, zur Freiheit geborner Dichter und Denker.

Von Lachen herkommend, nächtigten die beiden Reisegefährten in *Bilten*, wo sie sich vom Wirt des ungenannten Gasthauses berichten ließen, daß der schlechte Ruf dieser Gegend rücksichtlich der giftigen Ausdünstungen der Rieter unbegründet sei. Der Gewährsmann »hatte alte Leute aus dieser Gegend zu nennen, ungeachtet man in der Population des Orts im itzigen Jahrhundert ein Minus, in der Mortalität ein Plus haben will.«

[Erster Tag.] Im Laufe des nächsten Vormittages brachen die Reisenden wieder auf, erreichten nach einer kleinen Stunde *Niederurnen*, wo, so unwirtbar die Felsen auch scheinen, sie doch Wein tragen müssen. Zu Füßen der Klippen, von denen herab die Trümmer der Burg Windeck schauen, gings weiter über Näfels nach *Glarus*, welches um Mittag erreicht wurde. »Die Straßen sind breit und reinlich; die Häuser zwey bis dreygädig, und viele derselben noch immer mit Schindeln gedeckt. Einige Privatgebäude sind nicht ohne Geschmack angelegt; die öffentlichen aber durchaus ohne Bedeutung.

Auf einem Hügel neben dem Städtchen, oder Flecken, oder Dorfe, wie man Glarus auch nennen mag, steht, weit umher prangend, das *Hochgericht*. Dies hier zu finden, wo alles Unverdorbenheit und

Natur atmete, erwartete ich nicht. Es ist ein schändlicher Einfall, zum Peristyle der Städte einen Galgen und Rabenstein zu wählen; man fühlt auf einmahl wieder, daß man in einer elenden Welt lebt, aus welcher die Barbarey nicht vertrieben werden kann...

Sobald wir in Glarus zu Mittag gegessen hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, denn der Flecken hat für den Fremden, soviel ich weiß, keine eigentlichen Sehenswürdigkeiten... Wir gingen durch weite, lachende Wiesen kaum eine Viertelstunde, in einer Allee von Fruchtbäumen bis *Enneda*, ein reizender, sehr hübsch gebauter Flecken, am Fuß des kahlen, wandgleichen, ungeheuren Schilffelsen, der dem väterlichen Glarnisch gegenüber steht.

In einer liebenswürdigen Familie, bey der mich mein Reisegefährte einführte, verlebten wir den ganzen Nachmittag. Die Unschuld, Unbefangenheit und Geisteslebendigkeit der schönen Ennedaerinnen hätte mich an Glarus fesseln können, und wäre das ganze Land eine schauerliche Wüste gewesen. Es dauerte keine halbe Stunde, so waren wir miteinander bekannt, als hätten wir ein halbes Jahr schon beysammen gesessen und getändelt. Wir versprachen uns einander zu besuchen; sie mich in Zürich, ich sie in dem schönen Enneda, und wir haben auch hübsch Wort gehalten.« — In der Art seiner neuen Bekannten zu Enneda findet Zschokke einen gesamtschweizerischen Charakterzug bestätigt, wonach »auch selbst die Polizirtesten... in ihrem ganzen Wesen, nicht die ungeschmeidige, republikanische Festigkeit, den offenen, schlichten Gradsinn« verleugnen.

In *Schwanden* angekommen, befanden sich die Fremden inmitten lustigen Lebens — »die Flintenschüsse, deren Knall sich zehnmal in den Vertiefungen der Berge wiederbrach, verkündeten schon aus der Ferne daß dort ein Freyschießen sey, wohin die guten Schützen aus der Nachbarschaft zu eilen pflegen, um die Preise davon zu tragen. — Die jungen Leute mit ihren fröhlichen Mädchen schwärmten auf dem Platz umher, oder schlossen einen dichten horchenden Kreis um einen erzählenden Alten, oder schwenkten ihre vollen Gläser mit Most oder Wein. Wir geriethen unvermerkt in das Gewühl; wir tranken, wir plauderten mit; mein Stäfer fand Bekanntschaften, und beynah hätte man uns verführt, die Nacht in Schwanden zu bleiben, wo man uns ein Tänzchen versprach.« — Seine Beobachtungen ließen Zschokke hier in Schwanden wiederfinden, was er »schon oft in der Schweiz bemerkt hatte«, daß bei dieser Bevölkerung der beste Schwadronneur verlieren muß gegenüber einem Reelieren, wenn auch Wortkargeren, der mit einem einzigen gesunden Einfall eine Sache ins helle Licht stellen kann. Finde man — meint

Zschokke — selten einen witzigen Kopf, so desto öfter in diesen Tälern und Gebirgen »sehr richtige Urteilsthraft«.

Nachdem sich die Reisenden endlich losgemacht hatten, marschirten sie auf sehr gut unterhaltener Straße »im Schein der Abendsonne dem tiefsten Winkel des Thales entgegen, wo sich die Gebürge aneinander fügen... Der Mond glänzte schon über den hellen, eisigen Firnen des Hintergrunds, als wir in *Lintthal* ankamen, dem letzten Dorfe im Felsenwinkel dieses Thales.

Als wir zu Abend gegessen hatten, wurde noch ein Pfeifchen angezündet, und damit vor der Thür gesessen im Freyen... Inzwischen ich mich draußen meinen Empfindungen überließ, wards in unserm Wirthshause lebendiger. Ein alter häßlicher Mann hatte sich mit seiner Geige eingefunden; ein Mädchen schlug dazu das Hackebret, und so war in eben der Zeit eine Tanzparthie zu Stande gebracht, zu der ich höflichst eingeladen wurde. Meine müden Füße mußten mich den guten Leuten entschuldigen; der Wirth übernahm es also, mich zu unterhalten. Er war, seiner Aussage nach ein rüstiger Gensjäger, und wußte mir von seine gefährlichen Abentheuern auf den Alpen viele Anekdoten zu geben...«

[Zweiter Tag.] »Die fröhlichen Tänzer hatten mich in der Nacht mit ihrer lärmenden Freude wenig schlummern lassen. Wir frühstückten; der Wirth gab uns auf unser Verlangen einen Zwirknäul, mit welchem wir den Abgrund unter der berühmten *Bandtenbrücke* zu ermessen gedachten... Der Wirth, welcher wahrscheinlich irgend einem seiner Getreuen ein gutes Trinkgeld zu verdienen gesinnt war, bot uns einen Wegweiser an... Er schilderte uns die Felsen, die Fluren, die Abgründe so schrecklich; erwähnte beyläufig, daß er vor einigen Nächten bestohlen worden sey — was wir auch in der Bezahlung unserer Rechnung spürten — muthmaßte, daß die Räuber sich in den Gebürgen, welche Glarus und Bündten scheiden, aufhalten müßten.«

Dank des die Verhältnisse besser kennenden Stäfner Begleiters, der sich auf ihrer beider gesunde Augen und Arme berief, mußte der Wirt in dieser Angelegenheit den Kürzeren ziehen. Zu Zweit schlugen sie die Richtung gegen den Talabschluß ein. »Die ganze Anmuth des Glarner Thales verlor sich itzt in einem allmählichen Uebergang zum Schauerlichen, Schwermüthiggroßen. Das Dorf *Lintthal*, sammt den zerstreuten Häusern jenseits des Flusses, welche der Name *Ennetlinth* umfängt, ist das ödeste, traurigste im ganzen Thale. Die Wohnungen sind armseeliger aneinander geflickt; aus quer ineinander gefügten, und zusammengelegten Balken aufgebaut, die meistens

auf einem, wenige Fuß hoch, gemauerten Grund ruhn; die Schindeldächer mit großen und kleinen Steinen beladen, damit sie der Wind nicht entführt. Zwar sind ebenso die meisten Häuser des Cantons Glarus... errichtet, allein selten so traurig, schmutzig und uneben; selbst die Menschengesichter schienen mir nicht mehr so hell und freundlich, als ich sie sonst gewohnt war zu finden.«

Die im Gegensatz zum hinter ihnen liegenden, nun von der Morgensonne begrüßten Dorfe, noch im kältenden Schatten ruhende, vom Durnagelbach verwüstete, von nackten, kahlen Felsentürmen eingeschlossene, in melancholischer Stille daliegende Landschaft bedrückte die Seele der einsamen Wanderer. Zschokke blieb oft stehen und betrachtete schauernd die Massen: »Um kein Fürstenthum in der Welt mögt' ich einen der damaligen Augenblicke verkaufen.«

Am Ende des Tales angelangt, passierten sie die Brücke über die Linth und kletterten dann, der junge Dichter in für Spaziergänge in der Stadt berechneten Schnürschuhen, den steilen Berg hinan. »Der Weg ist ziemlich schlecht; zuweilen glitschten wir im Kiessand eben so viele Schritte zurück, als wir vorher aufgegangen waren.«

Im bald darauf erreichten Wald ruhten sie sich eine Weile aus auf den Stümpfen der auffallenderweise »mehrere Schuh über der Wurzel« abgehauenen Bäume. Die von einer Pfeife Tabak gesprächig gemachten, in der Nähe arbeitenden Holzer klärten die Talleute dahin auf, daß, wenn man einen Teil des Stammes stehen läßt, man hoffen darf, die Wurzeln würden noch junge Sprößlinge treiben.

Sobald die Touristen nach einer Viertelstunde Weges aus dem Dunkel des Busches näher an die gegenüber aufragende Felswand herankamen, wurden sie der fürchterlichen Kluft gewahr, welche sie von jener Wand schied. Der Fußsteig senkte sich plötzlich, und sie standen auf der Pantenbrücke.

»Malen Sie sich in ihrer Phantasie zwey gegenüberstehende, weit von einander gerißne nackte, glatte Gebürgswände, so hochgetürmt, so weit hinausgedehnt, daß sie den dazwischen liegenden Raum nur selten der Sonne öffnen —, alles kahl und öde, wie in einer Wüsteney, aus welcher das Leben verbannt zu seyn scheint — Felsen an Felsen durcheinander gehügelt, bis in die Ferne —, über ihrem Haupte die schauerlichen Firnen der höchsten Alpen, mit ihrem verlegnen Schnee und ewigen Eise bedeckt, dessen blanken Panzer die Strahlen der Augustsonne vergeblich benagen — tief hinunter einen senkrechten Abgrund zwischen den Felsen, aus welchem der hinuntergesenkte Blick sich schüchtern zurückwindet, — die Klippen unten verworren

ineinander geschoben, wie ein zermalmttes Gewölbe, wo die Dämmerung endlich ganz zur Nacht wird — am Boden des Abgrundes, über Felsen und Felsen fallend, mit gräßlichem Schalle, wüthender Eile, bald von engen Klippen gepreßt, bald auseinander gelassen, einen Gebürgsstrom, — und über diesen Untiefen nun eine schmale gemauerte Brücke, von beyden Seiten an die Felswände geklebt — eine melancholische Dämmerung und Einförmigkeit über das Ganze: so haben Sie ein Bild der Gegend, welches Sie mattfarbig nennen, wenn Sie das Original mit eignen Augen sehen sollten.

Die Brücke ist allerdings mit ihrer finstern Umgegend eine von den Seltenheiten und Sehenswürdigkeiten der Schweiz; sie hängt gewölbt zwischen den Bergen, ohngefähr zehn Schritt lang und drey bis vier Fuß breit. An beyden Seiten ist sie mit einer aufgemauerten, schuhbreiten Einfassung besetzt, die aber kaum zwey Ellen hoch ist, und unzählige eingeschnittene Namen der Fremdlinge enthält, welche diesen Prospekt bewunderten. — Sie ist das grauenvollste Meisterstück eines Künstlers, wie ich es je gesehen habe...

Man hatte uns schon vorher im Walde gesagt, daß wir ein Schauspiel erblicken würden, welches sehr selten wäre — nämlich das Holzflößen. Schildern Sie sich mein Erstaunen, als ich in der perspektivischen Vertiefung der Felsen, unten am Bache Menschen gewahr wurde, welche mit langen Schifferhacken auf den aus den Fluten hervorgehenden einzelnen Klippen standen! Sie angelten die Holzkloben, die das Wasser mit sich wälzte, und oft in die Geklüfte warf, hervor. Sie glichen spielenden Kindern, die mit hölzernen Splintern auf den Wirbeln des Giesbaches tändelten. Schwindel und Schauer ergriffen mich beym Anblick dieser Handthierung, von der ich selbst gern glaube, daß sie weit gefahrvoller scheinen, als wirklich sein mag.

Das Toben der Gewässer drunten ist so betäubend, daß sich die Holzflößer unter einander, so nahe sie auch stehen mogten, nicht verstehen konnten. Entweder winkten und pfiffen sie einander zu, oder schryen aus Leibeskräften durch das Geheul der Wogenbrüche.

Ich bemerkte zwar zuweilen Holzblöcke und Balken, in der Luft fallend, aber konnte lange nicht entdecken, von wannen sie kamen.

Endlich gerieth ich auf die Spur ihrer Herkunft. Man warf sie oben von der Spitze eines Alpen, dessen schroffe Mauer sich uns zur rechten in die Wolken dehnte, herunter. Der von da weit abgeschleuderte Holzbalken glich in der Lufthöhe einem kleinen kurzen Stäbchen, mit dem die Lüfte tändeln; langsam schwamm das Stück herab; mit jedem Moment fiel es schneller, wurd' es größer, bis es,

mit unsern Augen in gleicher Linie, kennbarer wurde. Dann schwand ebenso wieder seine Größe, je tiefer es unter uns sank; bis es in den Strudeln des Wassers zu Grunde ging.«

Trotz etwelcher Ermüdung ließen es sich die Reisenden nicht nehmen, noch einige Stunden über die Pantenbrücke hinaus zur *Sandalp* hinaanzusteigen. Auf deren Ebene angekommen, erfrischten sie sich am klaren Bach, »dessen verschwemmte, kieselreiche Ufer uns die Unbeständigkeit seiner Wellen verkündeten. Das grüne Thal, umgürtet mit bewachsenen und kahlen Felsen und großen Schneeegewändern, welche der Sommer in die Klüfte zurückgesenkt hatte, zeigte uns weder Baum noch Strauch; alles war Wiese, Steingeschiebe und Schnee.

Wir wateten durch das Wasser, ungeachtet wir in der Ferne einen übergeworfnen Balken Brückendienst leisten sahn, und näherten uns den einsamen Wohnungen« — drei niedrigen Hütten, die man gleich mit dem Erreichen der Ebene wahrnehmen konnte. »Die Häuserchen waren aus Felsensteinen zusammengeleimt, kaum fünf Schuh hoch bis unter den weiten Vorschirm des steinbeladnen Schindeldachs, welcher im Sommer kühlenden Schatten, im Winter Schutz vor Schnee, Wetter und verschüttenden Lauinen gewähren muß.

Zwischen den Hügeln links sahen wir einige Stiere und Ziegen gehn — außer uns die einzigen lebenden Geschöpfe, die wir in der einförmigten Gegend erblickten.

Hinter einer der Hütten trat eine ehrwürdige Gestalt hervor, die wenns etwas dunkler gewesen wäre, ich für das Gespenst eines in diesen rauen Klippen Verunglückten gehalten haben würde, die izt aber viele Aehnlichkeit mit einem Scherasmin der Alpen besaß.

Eine Art von Biret, aus Stroh geflochten, bedeckte sein Haupt; ein aschgrauer Bart floß ihm von Kinn und Mund über die Hälfte der Brust; sein graues weites Wamms, seine grauen, faltenreichen Hosen gaben ihm etwas Großes, Wildes, im äußern; unter den Füßen hatte er hölzerne Sandalen, welche mit Riemen um den halb nackten Fuß befestigt waren.

Wir näherten uns ihm mit all der Ehrfurcht, die seinem Alter, oder dem gewaltigen, keulenförmigen Knotenstock in seiner Rechten gebührte. Er nahm uns freundlich auf, und hieß uns Ruhe nehmen auf seiner hölzernen Bank, die an der Sonnenseite der niedrigen Hütte stand. Da wir dem Alten auch die geheimen Wünsche unseres Magens nicht verschwiegen, regalierte er uns mit hartem und wei-

chem, altem und neuem, gesalznem und ungesalznem Käse, und saurer Milch.«

Zschokkes »Plänchen« einer Tödibesteigung mußte der Senne natürlich als Narrheit von Städtern einschätzen, und konnte und wollte deren Begehren nach Eisschuhen nicht willfahren. Schließlich gab er sich dazu her, ihnen einen Weg zu weisen und gab ihnen »seine eigne Person zur Salvegarde durch die Küh- und Stierenheerden«. In immer unwirtlicheres Gelände geratend, verspürten die alpinen Dilettanten bald genug Ohnmacht und Einsamkeit als schreckliche Bedrohung. Sie kehrten um, suchten durch Nebel ihren Weg zurück, und waren überglücklich, einem von Disentis herkommen- den Pferdehändler zu begegnen, in dessen Gesellschaft sie ungefährdet wieder zu Tal gelangten.

»Das Abenteuer war bestanden. Ich bin wieder in Zürich, und niemand freut sich herzlicher darüber als ich selbst. Ich werde acht oder vierzehn Tage die Stube hüten müssen, denn der linke Fuß ist mir geschwollen. Wahrscheinlich ein Andenken vom Tödi und meinen Schnürstiefeln ...«

Vom Volke in seiner Gesamtheit nahm Zschokke den Eindruck einer freundlichen Bevölkerung mit. Auch wo die Reisenden nicht einkehrten, tönte ihnen überall ein aufrichtiges »Willkommen uns« entgegen. Eben wegen dieser ihrer Freundlichkeit und ihrer natürlichen Intelligenz fühlt Zschokke nicht nur zu den schönen Ennedaerinnen, sondern zur Bevölkerung im ganzen sich hingezogen: »In Deutschland, wo der Bauer meistens noch Sklav ist, wo er so wenig Gelegenheit hat, sein besseres Selbst anzubauen, wird man, ohne die unerträglichste Langeweile, sich nicht lange mit einem oder dem andern aus dem Landvolk unterhalten können; in Glarus, und fast den meisten Gegenden der Schweiz, kann man ohne Ermüdung unter diesen gesunden, natürlichen Leuten leben«.

Einzig in nachstehend näher bezeichneter Richtung, denkt Zschokke mit einigem Zweifel an das künftige Wohlbefinden unseres Volkes. Ungeachtet der Wohlfeile von Wein und Most sei ein Surrogat aufgekommen — »und dies ist der Kaffee mit Cichorien versetzt. Ich fand den Kaffee besonders in Glarus und den Gegenden am Zürichsee sehr gemein. Man schlürft ihn nicht etwa aus kleinen Tassen, sondern trinkt oder löffelt ihn aus großen *Näpfen* mehreremal des Tags, da sich denn die Familie um den großen *Topf* versammelt. Ich weiß nicht ob Bedürfnis oder Luxus dies sonderbare, und ziemlich dünne Getränk eingeführt und allgemein gemacht habe,

aber noch weniger, ob dies Nahrungsmittel der Gesundheit und der Consistenz, besonders späterer Generationen vorteilhaft seyn mag?»

Gewiß zählten unter die Leser von Zschokkes bereits 1797 erschienener »Wallfahrt« auch des Verfassers Freunde in Ennenda. Sie und mit ihnen alle ihre Landsleute mußten ihm Dank wissen um seine Rehabilitierung der noch vor kurzem wegen des Hexen-Handels verschrieenen Glarner. Wie wohltuend mußte es sie berühren, ihren Kanton als »das reizende, seelenerhebende Glarusland« gepriesen zu finden!

*

Ein »Ueber den Flecken Glarus« betitelter, mit F. gezeichneter Beitrag, welchen man im »Helvetischen Calender für das Jahr 1798« findet, stammt höchst wahrscheinlich aus der Feder von Professor *J. Caspar Fäsi**. Der Artikel wurde, nach Angabe des Verfassers, geschrieben im Oktober 1797, für welchen Zeitpunkt Fäsiss Anwesenheit in Glarus durch folgende Briefstelle wohl genügend beglaubigt ist: »Hofrath (Johannes von) *Müller*, der sich lange bei dem be... Ratsherrn und Pannerherrn *Zwicky* in Glarus aufhielt, sprach ich nicht. Ich war auf ein Abendessen, wozu eine ganze Suite (auch Professor *Fäsi* und *Bernold* in Wallenstadt) zusammenkam, eingeladen, wurde aber verhindert, daran Antheil zu nehmen. *Zwicky* bildete sich viel auf seinen Gast ein, und nach seiner Art mußte alles flott hergehen. — Ist's wahr, daß... Bürgermeister *Wyß* dem Herrn Prof. *Fäsi* deswegen einen so derben Verweis gegeben, daß er den Revolutionär *Zwicky* in Glarus besucht habe?« (J. R. Steinmüller an H. C. Escher am 15./26. Nov. 1797.)

Fäsiss Artikel läßt die Verantwortlichkeit verspüren, die der Verfasser den Lesern und sich gegenüber empfand. Ungeachtet er sich auf Mittheilungen über den Hauptort Glarus beschränkt, ist sein Bericht reicher und wertvoller als mancher andere, den ganzen Kanton einbeziehende. *Fäsi* plaudert nicht; was er mittheilt, verrät eine unsentimentale, selbständige, freimütige, fortschrittlich gesinnte Persönlichkeit, die sich auch um Verständnis für die Arbeitnehmer bemüht, die aber allerdings in der Angelegenheit der Kinderarbeit in der Fabrik noch zu einseitig sieht. Seinen Reisebericht kürzen wir um wenige Stellen topographisch-geologischen Inhalts, um die Briefformalitäten und um eine handelsgeschichtliche, schon damals längst bekannte Notiz.

* J. Caspar Fäsi (1769—1849), Professor der Geschichte an der Kunstschule in Zürich.

»*Ueber den Flecken Glarus*. Geschrieben im Oktober 1797: ... Der Flecken Glarus hat gar keine reizende Lage, in einem engen schmalen Thal, von hohen, ihn beschattenden Bergen eingeschlossen, würde man hier eher ein Kloster, einen Aufenthaltsort von Leuten, die sich von der Welt ganz zurückgezogen, als dem Wohnort der thätigsten, unternehmendsten und spekulativsten Menschen vermuthen. Das Unangenehme dieser Lage rührt vorzüglich von dem hohen, ganz nackten und nur höchst sparsam mit niedrigen Sträuchern bewachsenen Glärnisch her, der dem Flecken gegen Westen liegt und demselben dormalen schon um 2 Uhr Nachmittags den Genuß der wohlthätigen Sonnenstrahlen raubt. Indessen ist selbst die Nacktheit dieser ungeheuren Felsmasse nicht ohne alle Schönheiten, nur daß nicht jeder mann Gefühl für dieselben besitzt ...

... Der Ort selbst ist groß und städtisch gebaut, die Straßen und Gassen sind zwar nicht gerade und breit, indessen doch, wenn man die Straße bey der Kirche ausnimmt, weder krumm noch enge zu nennen: die Häuser stehen größtentheils in langen Reihen, und zeugen sowohl von Reichthum als von Wohlstand, kein einziges von Mangel, Armuth und Elend. Die der Reichen unterscheiden sich von denen der Wohlhabenden nicht durch äußern, neuern unrepublikanischen Prunk, höchstens durch mehrere Größe und bequemere, geschmackvolle Einrichtung. Mit einem Wort, man sieht keine Paläste und Häuser von Quadersteinen, aber auch keine elende, halb verfallene Hütten — ein Beweis, daß die Reichen ihr Vermögen nicht auf Kosten ihrer Mitbürger sammeln.

Die öffentlichen Gebäude, die Kirche, das Rathaus, das evangelische Schulhaus, die Zeughäuser, zeichnen sich gar nicht durch Größe oder Schönheit aus — die Kirche ist, glaube ich die schlechteste im ganzen Land und wirklich schadhaft. Die Ursache daran ist, daß beide Religionsparteyen sie gemeinschaftlich besitzen und sich bisher weder wegen einem Auskauf, noch wegen einem gemeinschaftlichen Bau miteinander vergleichen konnten. Es ist auch nicht zu erwarten, daß darüber sobald ein Vergleech zustand kommen werde, da die Anerbietungen der Catholischen, welche, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, doch die Hälfte der Kirche und den Vorraum besitzen, allzu gering sind. Das Rathaus ist ein altes sehr einfaches Gebäude, dessen Inneres kaum noch dem Aeußern entspricht; indessen denkt die Regierung mit Recht, zweckmäßige und weise Beschlüsse erhalten in einem unansehnlichen Gebäude eben das Ansehen und die Kraft, als in einem glänzenden und prachtvollen, dessen Erbauung dem nicht sehr beträchtlichen Aerarium ohnehin

zur Last fallen würde. Von außen hat es gar nichts auszeichnendes, als die Wappen aller XIII Cantone, unter denen das des Landes selbst den ersten Platz einnimmt. Auf dem Vorsaal oder Laube sind einige Geweihe von Steinböcken, einem nun aus den Glarneralpen verschwundenen Jagdthier, von solcher Größe, daß schon mehrere Fremde an ihrer Aechtheit zweifelten, bis sie durch abgesägte Stücken des Gegentheils augenscheinlich überzeugt wurden.

Der Zeughäuser sind in Glarus drey, ein allgemeines, eins der Reformierten und eins der Catholischen. Sehr begreiflich wird man von einem so kleinen Land, welches überdies einen einzigen fahrbaren, aber sehr leicht zu beschützenden Eingang hat, keine große Vorräthe fordern, und umso weniger da die Verschiedenheit der Religion auch bis auf diesen Gegenstand Einfluß hat. Indessen kann ich versichern, daß besonders das der Reformierten meine Erwartung weit übertroffen hat, daß überhaupt das Militär sehr gut eingerichtet ist, und daß die Mannschaft, deren Uebungen ich mit Aufmerksamkeit zusah, alle andere Schweizermilitz in Rücksicht der Geschwindigkeit in den Handgriffen, in Genauigkeit im Marschieren, in Gleichförmigkeit der Waffen und Kleidung und im Gehorsam gegen ihre selbstgewählten Offiziers, die sich natürlich weder Korporalsflüche noch Stöcke erlauben dürfen, übertreffe. Nur schade, daß bey dem Reichthum von vortrefflichen Schützen kein Jäger- oder Scharfschützencorps errichtet ist; indessen wenn man gute Schützen hat, so hat man auch bald ein besonderes Corps aus ihnen gebildet.

Auf dem Ev. Schulhaus befindet sich die evangelische Landesbibliothek, welche aus Beyträgen von Liebhabern angeschafft wird, und unter ihnen circulieren; allein der Catalog derselben beweist, daß die Prediger allzu vielen Einfluß auf die Anschaffung haben.

Die größte Merkwürdigkeit sind aber unstreitig die zahlreichen Cottun-Druckereyen, deren Anzahl sich von Zeit zu Zeit vermehrt, die höchst beträchtliche Geldsummen in Umlauf bringen und nicht bloß Erwachsenen, sondern auch kleinen Jungen Nahrung und Brodt geben. Die Fabrickgebäude sind kaufmännisch, das ist, zweckmäßig, geräumig, aber prachtlos und meistens von Balken oder Fachwerk erbaut. Ihre Lage ist bequem und vortrefflich, an einem wasserreichen Quellbach, der eine Viertelstunde ob dem Flecken am Fuß des Glärnisch entspringt. Die Waaren, welche sie liefern, finden ungeachtet der häufigen Concurrrenz, wegen ihrer innern Güte und Dauerhaftigkeit der Farben, immer starken Absatz. Diese Eigenschaften rühren theils von der Beschaffenheit der Materialien und Droguen, vornehmlich aber von den Arbeitern her. Die Arbeiter

sind alle Eingeborne, sie besitzen also mit dem Eigenthümer der Fabriken, oder mit ihren Herren gleiche Rechte. *Dieser Umstand zwingt die letztern, jenen freundschaftlich, gütig und liebevoll zu begegnen, und dieses Betragen wird dann natürlich auch durch Anhänglichkeit und eine auf das Gefühl von eigenem, innerem Werth, nicht auf das Gefühl von Schwäche und Abhänglichkeit gegründete Achtung erwidert.* Herr und Arbeiter leben in einer solchen Fabrick noch ganz patriarchalisch: feyert der Herr einen Geburts- oder andern Freudentag, so speisen seine Leute alle an seinem Tisch; ein gleicher freudiger, zutrauensvoller Ton herrscht unter der ganzen Tischgesellschaft, und kein Hochmuth, kein Wort, das an Abhänglichkeit erinnert, äußert sich bey einem solchen Mahle. Eine solche Behandlung, verbunden mit einem *sehr ansehnlichen Tag- oder Wochenlohn*, macht daß die Arbeiter die Fabricke gewissermaßen als ihr Eigenthum ansehen, ihre Ehre, ihre Existenz mit der Ehre und der Dauer derselben innigst und unzertrennlich verbunden achten, daß sie daher *besser und mehr* arbeiten als in keinem andern Lande geschieht; daß auch die Arbeiter niemals oder nur höchst selten ihre Herren ändern und gewöhnlich in ihrem Dienst absterben. Diese Anhänglichkeit erstreckt sich sogar oft auf politische Gegenstände, oft schon hat man auf den Landsgemeinen bemerkt, daß die Arbeiter einer Fabrick alle der Meinung ihres Herren folgen, und sich ganz nach ihm richten: eine Folge die unstreitig für den Staat gefährlich werden könnte, wenn es je möglich wäre, daß Leute die, ungeachtet ihres Standes, dennoch mit ihren Rechten und Freyheiten sehr genau bekannt sind, sich zu ihrem eigenen Schaden mißbrauchen ließen.

Ueberhaupt besitzt meines Bedünkens kein Volk der Schweiz, selbst die industriösen Neuenburger nicht ausgenommen, eine solche *Kraft der Thätigkeit und des Emporstrebens* wie die Glarner, (welche denn durch Zusammensetzung und Vereinigung von mehrern den höchsten Grad erhält; so gibt es z. B. mehrere Handelsgesellschaften von sechs bis zwölf Mitgliedern). Niemand weiß alles so zu benutzen und vortheilhaft an Mann zu bringen wie sie... Wie durchreisen sie nicht alle Länder Europens, selbst andere Welttheile, um ihren Waaren den besten Absatz zu verschaffen? und zwar mit einer Einfachheit, mit einer Sparsamkeit, die dem unpartheyschen Beobachter Bewunderung abzwingt, und nur von dem Weichling, der die durch seines Vaters Thätigkeit gesammelten Schätze in Unthätigkeit mißbraucht, mit dem Namen des *Geitzes* gebrandmarkt wird.

Außer diesen Reisenden, welche nach dem Beschluß der Leipziger und Frankfurter Herbstmessen wie Zugvögel wieder nach Hause,

und zwar meist zu Fuß zurückkehren: giebt es dann noch sehr viele, welche sich in andern Ländern etablieren; sich oft ein Vermögen von mehreren Hunderttausenden sammeln, aber allemal wann sie sich eine beträchtliche Summe erworben, Söhnen oder Landsleuten, welche sie selbst nachgezogen und gebildet, ihre Etablissements abtreten und in ihr Vaterland zurückkehren...

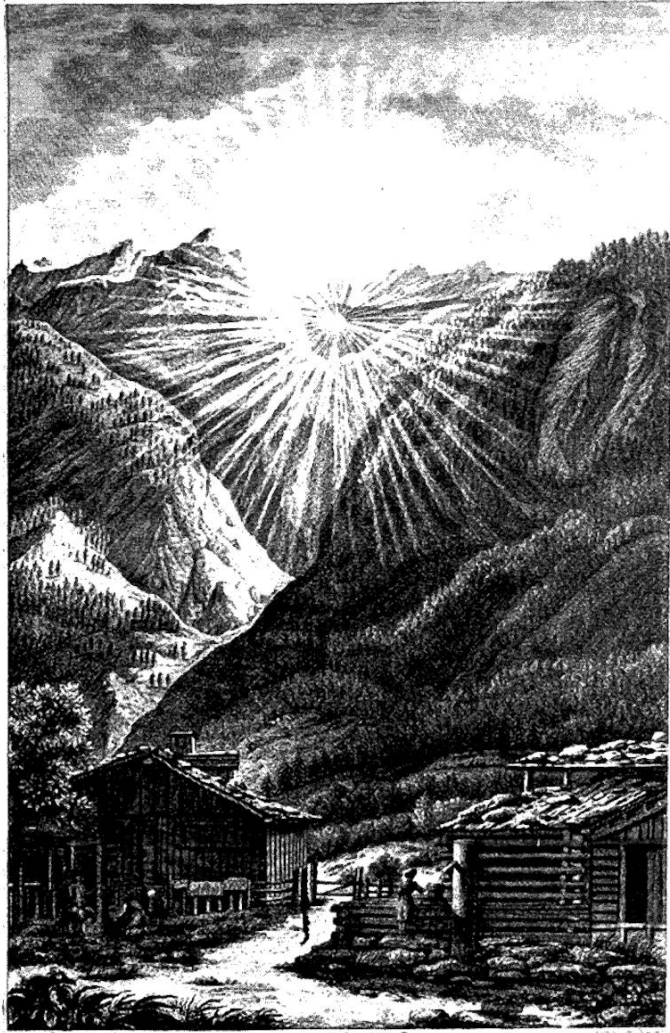
Kein Ort in der Schweiz von dieser Größe hat daher auch so viele gebildete Leute aufzuweisen wie Glarus, und ein Fremder, von welcher Nation er auch immer seyn mag, wird immer Männer hier antreffen, die sich mit ihm über sein Liebstes, sein Vaterland, Tage lang unterhalten können...

Die Bevölkerung des Fleckens konnte man mir nicht ganz zuverlässig angeben, da die Zahl der Catholicken (die übrigens den Reformierten an Industrie sehr nachstehen, jedoch ihre Glaubensgenossen in Näfels an dieser Tugend weit übertreffen) nicht genau bekannt ist; jedoch ist es nicht übertrieben, wenn man für den *Tagroen* (Gemeinheit, Distrikt) von Glarus 2700 Einwohner annimmt, deren Anzahl sich alljährlich beträchtlich vermehrt. Ein Beweis dieser Zunahme der Bevölkerung sind die vielen neuen Häuser, die alljährlich von allen Klassen der Einwohner gebaut werden. Ich zählte in einer Reihe über 30 seit 20 Jahren gebaute Baurenhäuser, und dormalen werden mehr als 10 neue Fabrick- und Wohngebäude von Grund auf neu aufgeführt, deren Bauart von gutem Geschmack zeugt, besonders gewinnt dadurch der große Platz, auf welchem die allgemeinen Landsgemeinen gehalten werden, sehr durch diesen Baugeschmack...«

*

Der Uebersetzer J. B. Say teilt auf Seite XII des ersten Bändchens des »Nouveau voyage en Suisse« in einem »Avertissement« mit, daß dessen Autor, *Helen-Maria Williams* (1762—1827), als Verfasserin von Dichtungen, worin »l'amour de la liberté, celui de l'humanité, de la tolérance religieuse... percent à chaque page« an der Spitze der weiblichen Schriftstellerinnen des zeitgenössischen England stehe. Ihr besonderes Verdienst sei es, in den neun Bänden ihrer »Lettres sur la révolution française« ihre Landsleute richtig über die inneren Umwälzungen in Frankreich orientiert zu haben.

Ihre Schweizerreise, die sie im Sommer des Jahres 1797 auch kurz ins Glarnerland führte, unternahm die seit 1788 als eifrige Girondistin in Paris lebende Engländerin bei Gelegenheit ihrer Flucht



Martinsloch
Besson - Niquet, 1777

vor Robespierre. Die dem Glarnerland gewidmeten Zeilen ihrer Reisebeschreibung finden sich auf den Seiten 37—52 im zweiten Bändchen der französischen Uebersetzung. Trotz der Versicherung in der Vorrede (S. XV), ihre Skizzen seien »tracées non d'après les livres, mais d'après la nature«, verraten jene Zeilen der Verfasserin Abhängigkeit von *Ramond* (dessen Eleganz der Uebersetzung Coxes ins Französische sie ausdrücklich hervorhebt). Wenn H. Williams in engster Anlehnung an *Ramond* vom Glarnerland schreibt: « il faut convenir que les mœurs y sont d'une pureté exemplaire; il ne s'y commet point de crimes capitaux; il y a vingt ans que les tribunaux ayant condamné un homme à mort, on fut obligé de faire venir un bourreau de l'étranger », so ist die Verfasserin dahin zu korrigieren, daß es mit den erwähnten 20 Jahren wohl seine Richtigkeit damals hatte, als *Ramond* unser Land bereiste, daß inzwischen aber der leidige Hexenhandel mit all seinem Drum und Dran die »pureté des mœurs« zu bestätigen schlecht geeignet war.

Auch über die inneren Einrichtungen des Landes unterrichtete sich H. Williams vornehmlich bei *Ramond* und unterließ nicht, das Wesentliche von dessen Landsgemeindebericht ihrem »Nouveau voyage« einzufügen. Angesichts der dort von *Ramond* nicht verhehlten starken Genugtuung darüber, daß ebenfalls anwesende Engländer Zeugen der Bündnisfreudigkeit der Glarner mit dem französischen Königreich sein konnten, sagt sie sich: Wohl können jener überbordenden Frankreich-Begeisterung der Glarner ehrenhafte Motive zugrunde gelegen haben; es sei aber doch merkwürdig, daß das demokratische Glarus zu dem despotisch regierten Frankreich so *viel*, daß sämtliche helvetische Demokratien zum befreiten Frankreich so *wenig* Sympathie bezeigt haben. « L'avarice autant que la superstition, a fait haïr la révolution française aux habitants des petits cantons; car elle a rompu un certain traité d'amitié intéressée qui existait auparavant entr'eux et la France. »

Das Wohlbefinden des Volkes in Demokratien, d. h. in Staaten, wo das Volk der Souverän ist, betreffend, sagt sie: « le bonheur d'un peuple ne consiste pas tant dans l'exercice constant de sa souveraineté, que dans la faculté de la confier à des magistrats pris dans son sein, responsables, et surtout amovibles. » — Tadelnswert erscheint auch ihr das Solddienstnehmen freier Männer; schwer verständlich an allen in andere Gegenden ihre Landvögte schickenden demokratischen Kantonen bleibt für sie, daß deren »gouvernement, quoique démocratique à l'égard des individus qui partagent la souveraineté, est une véritable aristocratie à l'égard de tous les autres. »

Ramonds Ansicht, daß die Natur, dank der schwer zugänglichen Berge, mit denen unser Land umgürtet sei, dieses zum unverletzlichen Asyl der Freiheit bestimmen wollte, stimmt sie zu, fühlt sich aber gedrängt zu erklären: « Mais sans l'esprit de liberté, ils auraient été d'un faible secours. »

Die nach H. Williams stets wiederkehrenden Klagen der Schweizerreisenden über die gesalzenen Rechnungen der Gasthöfe findet die Engländerin wohlbegründet. Glarus ist in dieser Hinsicht nicht besonders erwähnt, erhält aber auch kein Lob wie z. B. M. Wizard in Biel: « Son auberge est une des meilleures et des moins chères de toute la Suisse. »

In Walenstadt angekommen, zeigte sich die Williams nicht geneigt, die Stunde günstigen Ostwindes zur Fahrt nach Weesen abzuwarten.

« ... Nous nous décidâmes à nous rendre indépendens de son caprice, en allant par terre le long du bord méridional du lac et à travers les montagnes, à *Glaris*. On nous assura que le chemin était très praticable, et, à la rigueur, il pouvait passer pour tel aux yeux des habitans et des nôtres, accoutumés maintenant aux difficultés; mais comme les transports se font ordinairement par eau, on ne donne aucun soin à son entretien. Dans quelques endroits nous étions forcés de passer dans le lac; ailleurs il nous fallait grimper sur des rochers, nous confiants toujours plus à l'adresse et à la prudence de nos chevaux qu'à notre propre jugement. Mais l'admiration que nous causaient les aspects que nous rencontrions, nous faisait souvent oublier les dangers de la route.

De ce côté du lac les montagnes sont couvertes de pâturages et de bois agrestes, semés de hameaux et de chaumières, jusqu'aux sommets les plus élevés et coiffés de neige, qui couronnent les chaînes du Canton de Glaris. Sur le côté opposé du lac, le *Glatterwand* levait sa tête perpendiculaire, à près de deux mille pieds au dessus du niveau de l'eau, et dans un grand espace n'offrait qu'un mur inaccessible où tout abordage était impraticable. Du sommet encore plus élevé d'*Ammon*, l'*Ammenbach* tombait en magnifiques cataractes, et la majesté du spectacle, le mugissement de cette grande masse d'eau, adouci par l'éloignement, nous retinrent quelques instans en extase.

Après un trajet de quelques heures, nous fûmes obligés de quitter le lac et d'entrer dans les montagnes de *Kerenzen*. Ici le chemin devint encore plus dangereux; quelques fois des masses énormes s'avançaient audessus de nos têtes; plus loin, un sentier étroit nous soutenait au bord du précipice, et plusieurs fois nous ne dûmes notre salut qu'à

l'habitude qu'avaient prise nos chevaux, de parcourir les Alpes; ils y étaient devenus aussi habiles que des chèvres.

Il est rare que les montagnes de la Suisse fournissent des points de vue fort étendus; cependant celui dont nous jouîmes à *Kerenzen* ne nous laissa point à regretter le vent d'est, et nous paya de nos fatigues. Nous étions alors parvenus à une grande hauteur dans les montagnes de Glaris; tous les objets que nous n'avions alors aperçus que successivement, se découvrirent à-la-fois à nos yeux. L'énorme chaîne des rochers qui contiennent le lac de *Wallenstadt* au nord, s'abaissait maintenant devant nous et ne nous paraissait plus qu'une bordure. Sur le derrière des montagnes où nous étions, l'œil bondissait de sommets en sommets jusqu'aux glaciers du Tirol, dont le soleil couchant teignait de pourpre les neiges lointaines. Du côté opposé, le soleil, surmonté d'un dais de nuages éclatans, s'approchait du lac de Zurich que nous avions en perspective, et enflammait sa surface toute entière; et quand nous regardions ce lac avec nos lunettes, ses eaux mouvantes nous représentaient le disque solaire vu dans un télescope, et ses bateaux, les taches qu'on découvre à la surface de cet astre.

Pendant que ce vaste et riche spectacle occupait exclusivement notre attention, les paysans qui s'étaient rassemblés autour de nous des huttes voisines, et dont quelques-uns avaient obtenu, par occasion, de lorgner dans nos lunettes*, nous avertirent qu'un orage se formait sur le lac de *Wallenstadt*, et que nous en serions peut-être atteints avant d'être rendus au village où nous avions laissé nos chevaux. Nous n'apercevions aucun signe d'orage, mais l'œil exercé de nos montagnards ne s'était point trompé; le tonnerre gronda bientôt sur les rochers du bord opposé, et nous n'avions pas encore fait beaucoup de chemin que notre montagne elle-même se trouva enveloppée d'éclairs dont les dards tortueux se croisaient en tout sens, en revêtant toutes les formes et toutes les couleurs.

Il ne nous arrêterent pas; les paysans nous avaient assurés que dans la région où nous étions, ils étaient sans danger. Arrivés à notre village, nous renvoyâmes nos guides, et nous contemplâmes d'un œil non moins étonné, mais plus rassuré, un autre phénomène. Le palais de l'orage, dont nous n'avions encore vu que les avant-coureurs, s'avança lui-même, lent et noir, comme si une des montagnes environnantes se fût mise en marche. Nous envisageâmes bientôt plus facilement cette masse énorme et lourde en apparence, lorsque la lune se levant derrière nous, la frappa de ses rayons, et dessina, sur

* »lunettes« hier nicht Brille, sondern Ferngläser.

sa surface, un arc-en-ciel bien formé, mais doux dans ses nuances. L'air se calma: cette montagne de vapeurs s'arrêta, s'évanouit et libéra notre attention qu'elle avait enchaînée.

Le lendemain matin, nous traversâmes le *Walemborg* et descendîmes dans la vallée de *Glaris*, à travers des forêts de pins et des prairies peuplées de bestiaux. A chaque pas le lac de Zurich et les coteaux qui s'élèvent de ses bords, variaient les plus riches aspects. Au débouché de cette vallée se trouvent deux ou trois agréables villages... La ville de *Glaris* est proprement bâtie, et sa rue principale est ornée de fontaines... L'aspect de *Glaris*, enseveli entre des montagnes élevées et presque verticales, que l'orage du soir précédent avait couvertes d'une couche de neige, est fort bizarre, mais un étranger qui parcourt cette vallée doit remarquer, avec surprise, que la ville est placée dans sa partie la moins avantageuse...

Glaris offre un exemple aimable de tolérance religieuse. Tandis que dans les autres gouvernemens de Suisse, la religion dominante ne souffre point de partage, ici la diversité de foi n'en entraîne aucune dans la charité qui doit régner entre frères... L'église est commune entr'eux, aussi-bien que tous ses ustensiles, l'orgue excepté; on suppose apparemment qu'il ne saurait à-la-fois produire des sons orthodoxes et des sons hérétiques*.»

*

Dr. med. *Chr. Girtanner*, geboren 1760 in St. Gallen, ging 1780 in seine deutsche Heimat, um dort, in Göttingen, Medizin zu studieren. In dieser Stadt übte er nach vollendetem Studium seinen Beruf aus, bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1800, in welchem auch sein »Vormaliger Zustand der Schweiz« erschien. Als »Augenzeuge« schildert er darin den vormaligen, d. h. vorrevolutionären *glücklichen* Zustand der Schweiz. Aus der »Vorrede des Verfassers« darf mit Sicherheit geschlossen werden (vgl. p. XIX), daß Girtanner unser Land besucht hat, und zwar muß dies 1798 oder 1799 geschehen sein. Aus

* Im Hinblick auf die geistigen Bedürfnisse glarnerischer Zeitgenossinnen einer Helen Maria Williams, ist es interessant zu erfahren, daß z. B. eine *deutsche* Uebersetzung von Williams »A Tour in Switzerland« (»Briefe auf einer Reise durch die Schweiz« — Tübingen 1802) beim 1815 erfolgten Tode der Besitzerin, Stiftsamtöännin *Maria Magdalene Tschudy-Hauser* sich auf deren Bruder, Marianus Walther Hauser vererbte. Solches entnehmen wir dem, im Besitz des Verfassers befindlichen »Alphabet. Schriften-Verzeichnis« des eben genannten Näfelser-Bürgers, der es wohl verdient, daß seines in bewegten Dezennien (1777—1850) ablaufenden Lebens einmal ausführlicher gedacht wird.

der Vorrede (p. VII) darf beiläufig noch entnommen werden, daß Girtanner den Kaplan Coxe persönlich gekannt und mit diesem zusammen »dem ehrwürdigen Dichter-Greise Geßner, auf dessen Landhause im Sihl-Walde« einen Besuch abgestattet hat.

Girtanners Buch ist seiner Form nach kein »Reisebericht«, jedoch enthält es eine Anekdote, die er mit größter Befriedigung eben während seines Aufenthaltes in Glarus zur Kenntniss genommen haben muß:

Als nach dem Einrücken der Franzosen in die Schweiz ein ehrgeiziger Franzosenfreund nach dem andern an eine der so oft unbesetzten Stellen des Helvetischen Direktoriums in Bern sich drängte, »machte ein Landmann, im Kantone Glaris, auf eine originelle Weise über diese Regierungswuth sich lustig. Er hatte ein neues Wirthshaus gebauet. Dieses nannte er: *zu den drei Narren*. Das Schild stellte die Fortuna vor, welche das Glücksrad umdrehte. Auf dem Rade stand oben, aufrecht, ein Mann mit einer Narrenkappe, und mit der Aufschrift: *Ich regiere*. — Auf der rechten Seite wurde ein anderer Narr abwärts gedreht, bei welchem geschrieben stand: *Ich habe regiert*. Auf der linken Seite wurde ein dritter Narr aufwärts gedreht, mit der Umschrift: *Ich hoffe auch noch zu regieren*. Diese Kritik der Revolutions-Regierung fand außerordentlichen Beifall und verschaffte dem Manne eine Menge von Gästen.«*

Wenn einer der Reisenden mit vorgefaßter Meinung unser Land betrat, so war es Girtanner. Es wundert uns deshalb nicht weiter, daß er zum Zeugnis glarnerischer Rechtlichkeit die Geschichte von Roberts Pferde-Kauf aufwärmt.

V. Internationale Reisende des 19. Jahrhunderts. (Moderne.)

E. F. Lantier's »Les voyageurs en Suisse« — dessen erste Auflage in »Paris, an XI« herausgekommen ist, erlaubt die Annahme, des Verfassers Besuch im Glarnerland hätte um 1802 stattgefunden. Auf anderthalb Seiten des dritten und letzten Bandes ist alles aufgezeichnet, was Lantier von seinem offenbar vom Wetter wenig begünstigten Aufenthalt zu berichten weiß. Es ist, abgesehen von der Quintessenz, das Herkömmliche. Jene lautet: «Le canton de

* Laut Jahrbuch V (1869), pag. 53/54, könnte es sich hier um das Wirthshaus des Kath. Alt-Ratsherrn *Dürst*, oder um jenes des Hrch. *Simmen*, beide in Glarus, handeln.

Glaris est un des plus pittoresques de la Suisse... Mais l'âpreté du climat, les pluies abondantes, les glaces, les amas de rochers, les précipices, les avalanches, les éboulemens de terre, la chute des rochers, les grêles fréquentes, tout nous prouve que *la nature vend ce qu'on croit qu'elle donne.* »

*

Georg Wilhelm Keßler aus Potsdam* unternahm im Sommer 1808 eine größere Reise, die ihn in Gesellschaft von »Max«, einem guten Zeichner, der wie Keßler selbst viel Sinn für Natur- und Kunstschönheit besaß, weiter in Gesellschaft »Karls«, eines Musikfreundes und tüchtigen Hornisten, und in Begleitung »Heinrichs«, sowie eines die Felleisen tragenden Bedienten auch in die Schweiz führte. Zur Zeit ihrer Anwesenheit in Luzern probierte die Helvetische Musikgesellschaft hier eben Haydns »Schöpfung« und nahm die Gelegenheit wahr, den musikalischen Fremden als Hornisten zur Mitwirkung an der Aufführung einzuladen. »Uebrigens machte die Aufführung der auf solche Weise versammelten Gesellschaft alle Ehre« — bezeugt Keßler. Am Abend vorher sahen sich die Freunde eine Theateraufführung an, bei der »eine herumziehende unbedeutende Truppe« *Die unverhoffte Erbschaft* spielte. Betreffen diese Angaben auch nicht glarnerische Verhältnisse, so sind sie doch geeignet, die Reisenden als geistigen Genüssen offen stehende Naturen zu charakterisieren.

Von Luzern ging die Reise über Engelberg, Altdorf, Disentis nach Chur, wo Heinrich und Karl nebst dem Bedienten sich von den zwei andern Gefährten trennten, um dem »Bad Pfeffers« einen Besuch abzustatten, Keßler und Max — als ausgesprochene Freunde der Natur — wollten sich die Gelegenheit einer Hochgebirgstour nicht entgehen lassen. Obschon Keßler nach Anlage und Bildung vielseitigen Interesses fähig war, lassen seine Reisebriefe, soweit sie das Glarnerland betreffen, die Teilnahme für dessen Bevölkerung, deren Art, Beschäftigung, Bildung und Verfassung sozusagen ganz vermissen. Auf dieser seiner Ferienreise wollte er vorsätzlich sein Steckenpferd reiten und die ihm so neue Landschaft genießen. Nicht nur zu diesem Genießen besaß er das erforderliche Sensorium, sondern auch Lust und Verständnis, sein Naturerlebnis sprachlich zu gestalten. Wie aus dem Brief vom 9. Juli hervorgeht, war Keßler

* »Schwiegersohn und Biograph des originellen Berliner Arztes Heim«, bereiste damals die Schweiz zusammen mit Prinz Max von Neuwied. (Dies nach F. O. Pestalozzi im Zürch. Taschenbuch f. 1938.)

der besonderen Schwierigkeit dieses Unternehmens sich voll bewußt, doch wird man gern gestehen, daß er feinerer Empfindungen und besseren Ausdrucks fähig ist als zahlreiche andere Reisende. Er beschränkt sich auch in höherem Maße als viele andere auf die Wiedergabe dessen, was er selber erlebt, und verzichtet aufs Aufwärmen von Gelesenem. Als die Autoren, aus denen er Belehrung geschöpft hat, gibt Keßler an: Ebel, Aeg. Tschudi und Zurlauben-Laborde. Auf letzterer »Tableau« kommt er zu reden bei Erwähnung des bekannten Stiches (nach Bessons Zeichnung ausgeführt von Niquet), darstellend das »Martisloch« ob Elm, welcher künstlerischen Leistung er nach unserer Ansicht nicht völlig gerecht wird.

Am Samstag morgen, den 9. Juli 1808, schreibt K. aus »Elm im Sernftthal im Kanton Glarus: Gestern Morgen verließen wir Chur, von wo ich einen Brief an Sie absenden wollte. Ich trage ihn aber noch versiegelt mit mir herum, um ihn in Glarus auf die Post zu geben, da von Chur keine regelmäßige Post, sondern nur Boten nach dem Bodensee hinabgehen, denen man die Briefe selbst muß einhändigen können, wenn es einem um sichere Bestellung derselben zu thun ist... Auf einem anmuthigen Weg gingen wir über Reichenau am linken Ufer des Hinterrheins über die Höhen nach dem großen Orte Flims. Aus Karten und Büchern wußten wir, daß ein Jägerweg in sechs bis sieben Stunden von da nach Elm führe. Aber in Chur konnte niemand Auskunft darüber geben. Selbst Boten von Profession kannten nur den doppelt so weiten Weg über Ilanz, Panix u. s. w. welchen auch ein Theil des Russischen Heers vor neun Jahren passirt ist. Gegen elf Uhr kamen wir in Flims an, sechs Stunden von Chur. Unser freundlicher Wirth kündigte uns an, daß wir in sieben Stunden in Elm seyn könnten. Er besorgte zwar, es möchte noch zuviel Schnee in der Höhe liegen, indessen wollte er uns seinen Sohn, einen rüstigen Mann von 26 Jahren zum Führer mitgeben. Der Alte hatte einmal, aber freilich später im Jahre, 1100 Oesterreicher auf dem Jägersteig geleitet. Wir verschlangen unser Mittagmahl und brachen um 12 Uhr auf, immer steil bergan über drei verschiedene Alpen mit den schönsten und wohlriechendsten Blumen und Kräutern, selbst über und zwischen dem Schnee. Nach etwa drei Stunden gelangten wir in ein weites Amphitheater von Felsen und Schneelasten umschlossen. Die Wände zur Linken glichen ganz den Trümmern einer Riesenmauer. Durch diese Mauer geht ein großes Loch, gewöhnlich das Martinsloch genannt, welches ein Gigant mit einem Steinblock durchgeworfen zu haben scheint. Lange hielten wir den hellen Fleck am dunklen senkrechten Fels für Schnee,

bis uns der Wechsel von Wolken und dem Blau des Himmels hinter demselben die Augen öffnete... Der Wind stürmte furchtbar über den scharfen Rücken neben dem Tschingelspitz herein. Unser Führer aber mit dem Ranzen auf dem Rücken war nicht zu halten; die Alpen schienen ihm nicht mehr zu seyn, als der Katze das Dach.« Endlich waren die Touristen oben; in gleicher Höhe mit dem Martinsloch. »Die Scheitel der Glarner Gebirge, ein Chaos von Eis und Schneewänden, scharfen Felsenzacken und Hörnern, auf denen der Sturm keine Schneeflocke haften läßt, dunklen unabsehbaren Abgründen, lag um und unter uns. Man meint hier auf den starren Gebeinen der aufgelösten Natur zu stehen. Da findet kein Wurm, kein Gräschen mehr Leben. Der eiskalte Wind jagte mit schrecklicher Gewalt die Wolken aus den Schlünden herauf über die Zacken des Tschingelspitz, und heulte im nahen Martinsloch. Eine Aeolsharfe in diesem müßte durch das ganze unendliche Gebirg tönen.

Aus der Nacht des nächsten Thals blinkte der Elmer Kirchturm herauf. Den Menschen in uns fühlend sehnten wir uns hinab zu den menschlichen Wohnungen. Wir mußten uns am Gestein festklammern, um nicht zurück in die Tiefe gerissen zu werden. Max flog die grünlederne Mütze vom Kopf aufwärts wirbelnd in das Gewölk und aus unsern Augen. Jetzt krochen wir auf allen Vieren seitwärts etwa 100 Schritte lang auf einem kahlen, bröcklichen Schieferrücken hinunter. Nun standen wir sicher, denn wir hatten grundlosen Schnee, in welchen wir immer bis an den Leib einsanken, und dann einander oft mit den Stöcken heraushelfen mußten. Ueber alten Schnee geht man, wenn er auch haustief ist, in der Regel mit Leichtigkeit dahin, ohne tiefer als bis an die Knöchel einzusinken. Die blendende Weiße und die Weichheit des Schnees auf dieser zwar kurzen, aber gewiß eine gute Stunde dauernden Passage zeigten, daß derselbe erst vor wenigen Tagen gefallen seyn mußte. Unser Führer hatte den Weg nie so beschwerlich gefunden. Das Kirschwasser war schon zwei Stunden über Flims ausgegangen. Vor Schneewasser warnen alle Alpenbewohner; es verdirbt den Magen. Unser Durst war brennend. Die untere Hälfte des Körpers war von Schnee durchnäßt, die obere von Schweiß. Das Waten in dem tiefen Schnee hatte uns die Kamaschen fast ganz von den Füßen gestreift, und die großen Alpenschuhe waren mit Schnee und Wasser gefüllt. Dergleichen scheinbare Gefahren der Gesundheit schaden aber keinem, auch dem Schwächlichen nicht, wenn er einmal in den Alpen herumsteigt.

Jetzt hatten wir wieder Land mit dem Gestrüpp der Alpenrose bedeckt. Wir bedurften einer kurzen Ruhe. Die Sonne schenkte uns

einzelne freundliche Blicke, die nun dem erhitzten Theil des Leibes wohlthätiger waren als dem erkälteten. Ein Stückchen Chokolade, was sich im Ranzen fand, wurde in drei Bissen gebrochen und stärkte uns, obschon der Durst uns fortquälte. Wir priesen Heinrich, der diese Labung in Thusis aufgetrieben hatte.

Die steilen Bergwände wurden allmählig ganz grün, und wir sahen einzelne Ziegen, die zu den tiefer unten sichtbaren Sennhütten gehörten hirtelos umherklettern. Nur in den Klüften zogen lange Schneestreifen hinab, eine feste Decke über den wilden durchrauschenden Wassern bildend. Gewöhnlich geht man sicheren Fußes darüber hin. Einmal aber war das sonst so unangenehme Vorauslaufen des Führers vielleicht unser Glück. Die Fläche einer solchen Brücke war zu schief; in der Mitte, eh wir noch an die Kluft gelangt waren, konnte er sich nicht mehr halten; er rutschte hinab; aber mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Fassung hielt er sich dabei aufrecht und nahm den Moment wahr, wo er mit großer Gewalt seinen langen Alpenstock vor dem linken Fuß in den harten, eisartigen Schnee stieß, sich aufhielt und mit zwei Sprüngen auf dem jenseitigen Felsenrand stand. Wäre er an ein Loch gerathen, deren etwas weiter unten mehrere in der Schneedecke waren, man hätte nie wieder ein Gebein von ihm gesehen. Wir mochten natürlich dem Führer nicht nachgehn und kletterten an der Schneebrücke, wo sie an die Felsenwand stößt, rechts hinauf bis wo sie von einer scharfen Felskante unterbrochen wird, von welcher das Wasser unter die Brücke in tiefe Nacht hinabstürzt. Auf dieser Kante wateten wir durch den Bach, und nach einem etwa zweistündigen Herabsteigen von der Höhe des Passes gelangten wir an eine Sennhütte. Der Senne mußte die erste beste Kuh melken, und wir tranken die noch warme Milch aus dem hölzernen Gefäß, in welches sie gemolken war. Wie von der Zinne eines Thurms sahen wir hinab ins dunkle Thal nach Elm. Der Senne wollte uns seinen Fahrweg (d. h. den Weg, auf welchem das Vieh nach der Alp getrieben wird) zeigen. Es ist fast unbegreiflich, wie die Thiere in aller Ruhe hier hinauf klimmen, wo den so viel kühnern Menschen schaudert hinabzusehn. Der Weg gleicht einer steilen Wendeltreppe von lauter verwitterten und zertrümmerten Stufen.

In Elm stehen südlich im Thal nach dem hohen Hausstock zu Häuser, welche vierzehn Wochen im Jahre kein Sonnenstrahl treffen kann. Unser Wirtshaus liegt am offensten; dennoch sieht man über vier Wochen aus demselben die Sonne nicht. — An dem Fenster woran ich eben sitze, kann ich in entsetzlicher Höhe den Tschingel-

spitz mit einem seltsamen Zacken, und den blauen Himmel hinter dem wunderbaren Loch erkennen... In dem bekannten großen Tableau topographique de la Suisse steht eine Abbildung dieses Phänomens, welche, soviel ich mich erinnere, etwa von meinem Fenster aus genommen sein könnte. Aber es ist Unsinn so etwas abbilden zu wollen... Heute haben wir nur vier bis fünf Stunden nach Glarus vor uns, wo am Abend auch unsere Gefährten eintreffen.

Glarus den 9ten Julius (Samstag Abend)

Heute darf ich Ihnen nicht viel von meinem Weg von Elm über Matt längs der Sernft herab nach Schwanden, wo die Sernft in die Linth fällt, und von da längs der Linth nach Glarus zu, erzählen. Die Natur ist in diesen grausen Gebirgen immer neu, aber der Beschreiber wird es schwerlich vermeiden, seine guten Leser oft durch die armselige Einförmigkeit der Sprache zu ermüden.

Die fruchtbaren Berge des Sernfthals sind Schiefer mit reichen Matten und Alpen überzogen, und über die kahlen Stellen des schwarzen Gesteins stürzen eine Menge Wasserfälle in schneeweißem Schaum herab. Im Plattenberg bei Matt bricht man sehr viel Schiefer mit Abdrücken von Fischen und andern Seethieren. Dem Plattenberg gegenüber stürzt der fürchterliche Krauchbach aus einem dunklen Thal, durch welches ein Paß nach St. Gallen und Bündten führt. Von einer Schwadron französischer Reuter, die sich dadurch wagte, ist die Hälfte in den Abgründen begraben worden. Die Lage von Schwanden ist so schön und überhäuft mit Wundern der Schweiz, daß man nur hier gewesen zu seyn brauchte, um eine klare Anschauung dieses merkwürdigen Landes zu erhalten...

Von Schwanden führt an der schnellen Linth herab ein für schmale Wagen fahrbarer Weg nach Glarus an den Füßen des Glärnisch und Wiggis. Das alte, fast verfallene Städtchen liegt schwer müthig zwischen den dunklen Bergwänden. Schon oft, und besonders auffallend hier, begegnet es mir, wenn ich im Zimmer die Augen nach dem Fenster wandte, daß ich jene Bergwände für tief hängende düstre Gewitterwolken hielt, welches einen förmlich erschreckt, da diese Täuschung umso leichter und schlagender ist, je reiner der Himmel ist, und je klarer die Sonne scheint. Dann zieht sich nämlich über die Schattenseite jener Bergwände ein eigenthümliches flimmerndes Dunkel, welches, wenn man sich im Zimmer nicht unmittelbar am Fenster befindet und die vorliegende Bergmasse den ganzen Gesichtsraum schließt, auf den ersten Blick wie eine nahe drohende Wetterwolke erscheint.«

Keßler erwähnt anschließend die höchst auffallende *Neugier* der Einwohner »die jeden Fremden auszuforschen sucht. Unter den mannigfaltigen Formen, in welchen Fragen von allen Vorübergehenden an uns gethan wurden, war eine besonders komisch. Ein unansehnliches Männchen mit einem eingerosteten Seitengewehr gab sich die Miene einer zur öffentlichen Sicherheit bestellten Person und fragte uns nach Herkommen und Geschäft. Der Ton der Frage machte, daß wir den Frager durch eine scherzhafte Erwiderung abwiesen und er ging auch alsbald ruhig seines Wegs.« Am andern Morgen schien die Neugier der Leute dank der Muße des Sonntags noch gesteigert.

Auch der Dialekt fällt den Reisenden auf. »Das rauhe Schnalzen in der tiefsten Kehle, wodurch die Töne am unverständlichsten werden, läßt sich ... durch Buchstaben gar nicht ausdrücken.«

Auf dem Rathause in Glarus imponieren Keßler zwei Paar mächtige Steinbocksgehörne von etwa 22 bis 23 Knoten, die leider geschmacklos angebracht, nämlich »auf zwei sehr ungeschickt an die Wand gemalte Steinböcke genagelt« sind. Die Reisenden verfehlen nicht, einen der hiesigen berühmten Gemsjäger zu besuchen, sich »über seine Steigeisen und andern Jagdwerkzeuge zu unterrichten«. Besonders genau betrachten sie »seine Gewehre, welche mit Dioptern versehen sind«. Sonntag den 10. Juli brechen sie auf, um durchs Klöntal über den Prugel Muotatal zu erreichen. Sehr treffend sagt Keßler vom Geßner-Denkmal: »Was dem Werk an Bedeutung fehlt, ersetzt der Ort tausendfach; denn wo ist noch ein solches Hirtenthal auf Erden?«

*

Philipp Andreas Nemnich, Lizentiat der Rechte, hat sich, laut seinen 1811 bei Cotta erschienenen Reisebriefen, vom 23. bis zum 25. Juli des Jahres 1810 im Glarnerland aufgehalten. Seine »Reise durch die Schweiz ...« ist das achte Bändchen des »Tagebuchs einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise«. Aus seinem Tagebuche erkennt man Nemnich als geistigen Nachfahr eines Grafen Zinzendorf, von welchem er sich andererseits wiederum unterscheidet durch noch betontere Sachlichkeit.

Man geht kaum fehl in der Annahme, daß der deutsche Reisende als Führer durch unser Land sich der neuesten »Darstellung des Cantons Glarus« von Dr. J. Blumer, Mollis (im Helvet. Almanach für das Jahr 1809) bedient hat. Nachfolgend teilen wir, in der

Orthographie Nemnichs, diejenigen seiner Tagebucheinträge mit, in welchen er sich als von Blumer unabhängig erweist:

Die Glarner *Butter* — stellt Nemnich fest — »ist vortrefflich und wird für die beste in der ganzen Schweiz gehalten. — Von den Glarner Gemen werden die hier bereiteten *Felle*, wegen ihrer Geschmeidigkeit und längeren Dauer für die besten Wildfelle gehalten. Sie werden noch hin und wieder nach Deutschland verschickt, und ihre Preise laufen von 3 bis 7, auch 8 fl. per Stück. — Je nachdem der berühmte glarnerische »*Schweizerthee*« mehr Blumen, oder mehr Blätter enthält, wird er in Blumenthee und in Kräuterthee unterschieden. Man hat ihn auch Wundtrank, und wegen seiner Anwendung in der fallenden Sucht, Falltrank genannt. — Insonderheit beliebt sind die *getrockneten Kirschen* vom Kerenzerberg; diese werden in Rußland am teuersten bezahlt. — Wegen vermehrten Gebrauchs exotischer Hölzer ist die Ausfuhr der Glarner *Holzspähne* zurückgegangen.« Speziell als »Geigenholz« bezeichnet Nemnich die feinsten Spähne von aus den Glarner Alpen stammenden Rottannen. »Mit Tannenholz sieht man hier überall die Zimmer bekleidet, so wie andere Hölzer den Häusern die nötigen Mobilien, und darunter die schönsten Arbeiten, liefern.«

»*Baumwolle* für Glarus liefert auch der Urner Landmann. Die hiesigen Baumwollwebereien liefern größtenteils ordinäre Ware. Die Druckereien für Katun und Schnupftücher beschäftigen in Glarus und Mollis über fünfhundert Arbeiter. Auch ist die Muslinstickerei hier ziemlich im Gange; das Muslinweben aber hat längst aufgehört. Herr *Samuel Schindler* in Mollis läßt seit einiger Zeit Basin anglais und Piqué weben.

Eine Tuchfabrik existirt schon seit langer Zeit in *Glarus*; sie gehört Herrn *Jakob Glarner* jünger und Sohn, und beschäftigt nebst der Spinnerei an zweihundert Menschen. Man bedient sich der böhmischen, sächsischen, italienischen und anderer ausländischer Wollsorten, und verfertigt jährlich zwischen 1300 und 1400 Stück, von 4 bis 15 und 16 fl. per Stab. Die Karden werden auf der Messe von Beaucaire eingekauft, und die Tuchscheren von wandernden Scherenschleifern zugebracht. Das Walken geschieht mit Seife. Der Absatz war sonst sehr stark nach Italien, wohin die Duanen ihn jetzt erschweren. In *Mollis* hat Herr *Conrad Schindler* eine ähnliche Tuchfabrik; und außerdem gibt es mehrere einzelne Webstühle. Ratin wird wenig mehr gewebt. Seidenband webt man seit mehreren Jahren in *Nieder-Urnen*.

Man macht in *Glarus* gute, und in Italien besonders beliebte Kastorhüte (aus Biberhaar) nach Lyoner Art. Ebendasselbst hat *Caspar Kubli* jünger, vor einigen Jahren eine Strohhutfabrik etablirt, worin er an hundert Mädchen beschäftigt; das Geflecht dazu kommt aus dem Kanton Aargau.

In *Netstal* ist eine Papiermühle; sie liefert hauptsächlich ordinäre Ware für den eigenen Bedarf des Kantons.«

*

Karl von Schützens »Reise von Linththal über die Limmern-Alp nach Brigels« will sein und ist »Ein Beytrag zur Kenntniss der Gebirge zwischen den Kantönen Glarus und Graubündten...« und zählt zu den Spezialarbeiten, deren speziellen Inhalt wir als den Fachleuten bekannt voraussetzen und hier daraus nur berücksichtigen, was über ihn hinaus von kulturhistorischem Interesse ist.

Die Reise wurde ausgeführt am 4. und 5. August des Jahres 1811. Der gebildete, wohlunterrichtete Verfasser des Reiseberichtes — er zitiert Norrmann, Ebel, de Saussure, stand im Briefwechsel mit Pater Placidus a Specha — unternahm die Tour »in Gesellschaft eines Frauenzimmers, zweyer Herren und eines zwölfjährigen Knaben aus Teutschland«.

Von Weesen herkommend, mußten die Reisenden heftigen Regens wegen entgegen ihrer Absicht einige Stunden in Glarus verweilen und fanden — was schlimmer war — eine Viertelstunde vor Linthal den schwarzen, wilden Durnagelbach ausgetreten. In ihrer Verlegenheit wurden sie bemerkt von einigen Bewohnern *Linthmatts* (Ennetlinths), welche, die Wellen mit sicherem Fuße durchschreitend, zu den Fremden hinüberkamen, sie sich auf ihre kräftigen Körper luden und die anvertraute Last langsam, aber sicher durchs Wasser trugen.

»Die gewöhnliche Stube und die obere Zimmer des Wirthshauses zu Linththal waren bey unserer Ankunft mit Glarnern besetzt, welche hier den Abend des Sonntages in frohem Vereine zubrachten. Sie räumten sogleich nach unserem Eintritte unaufgefordert die zwey besten Zimmer des ganzen Hauses, und drängten sich in der untern Stube zusammen.«

Die Ursache, daß der eben zurückgelegte Weg so berühmt sei, sieht Schütz ebensowohl in den mannigfaltigen Schönheiten des Tales, als in der uneigennütigen Dienstfertigkeit »der treuherzigen Natursöhne des Großthales«.

Anderntags um 6 Uhr schnürten die Fremden ihre Bündel, wappneten sich die Hände mit Alpstöcken, die Schuhe mit großen Nägeln und vertrauten sich der Führung *Jost Wichsers* aus Linthal an. Er erwies sich als ein genauer Kenner der Gebirge seines Kantons, als dienstfertig und genügsam. Den Weg über die Limmernalp fand Schütz teilweise »sehr steil, holperig und mühsam« und bemerkt: »Wenn ein Bergpfad diese drey Eigenschaften hat, so nennen ihn die Glarner-Hirten in ihrer kräftigen Sprache *stotzig*«. Auch die Bezeichnung »Abrinni« hat er von ihnen und läßt sie feststellen: »Die Muttensee-Abrinni ist noch von Niemand wieder entdeckt worden, nach dem sie im Boden versank«.

Trotzdem Brigels erst um 10 Uhr nachts erreicht wurde, erschöpfte die Tour die Kräfte der Teilnehmer keineswegs, und nur Schütz selber hatte sich über ein unerträgliches Brennen der mit einer dunkeln Röte überzogenen Haut zu beklagen. Er wußte offenbar noch nichts von Schnee- und Sonnenbrand und gebraucht diese Ausdrücke auch nicht. Nach Schützens Versicherung kamen seine Reisegefährten auf dieser Tour zum erstenmal in den Schoß der Alpen. Ihr Auge, gewöhnt an die sanft abgerundeten, waldbegrenzten Hügel, die sich in dem jüngern Nagelfluh-Sand-Mergelgebilde zwischen der Donau und dem Bodensee erheben, wurde mit einer ihm bisher ganz fremden Welt bekannt, deren Größe es kaum zu fassen vermochte; nie zuvor in ihrem Leben hatten sie den Donner einer stürzenden Lawine gehört. »Staunen, Bewunderung und Rührung wechselten bey dem Anblicke einer Natur, von welcher man in den Ebenen nichts ahndet, für deren erhabenen Ausdruck die Sprache keine Worte, die Kunst keinen Pinsel hat, und deren Genuß durch die reine, stärkende und unglaublich erheiternde Luft, welche ihr eigen ist, so sehr erhöht wird. Denn wie klein schrumpfen alle Werke der Menschen zusammen — was sind ihre Palläste, die Pyramiden Egyptens, die Werke ihrer angebeteten Römer, wenn man sie mit den Alpen, diesen glänzenden Tempeln der Unschuld und der Freyheit, diesen ehrwürdigen Zeugen der Entstehung der jetzigen Erdrinde, diesen Geburten der erschaffenden und zerstörenden, in ungemessenen Zeiträumen wirkenden Kräften der Natur vergleicht.«

Als Führer und Träger zugleich gedingt, verlangte Wichser für die Tour Linthal—Brigels 2 Laubthaler, nebst freier Zehrung. »Er trug uns Brodt und Kirschegeist nach, und wir gaben ihm gemahlenen Kaffee mit, da wir in der untern Sennhütte der Baumgarten-Alp frühstücken wollten. Als wir aber zur Hütte kamen, war sie verschlossen, und der Senne schon seit ein paar Tagen in die obere

Stufe der Alp gefahren. Wir mußten uns demnach bis auf den Nüschen mit Brodt und Wasser, welches wir mit Kirschegeist mischten, behelfen. Hie und da fand sich eine köstliche, kaum gezeitigte Erdbeere; die Himbeeren waren noch ganz unreif. Auf einem herabgestürzten Steinblocke der Nüschenalp, welcher groß genug war, die ganze Reisegesellschaft zu beherbergen, nahmen wir das gewöhnliche Alpenmahl ein. Der Senne des Nüschen gab uns alles, was er hatte; er zeigte uns eine junge Gemse, die er ein paar Tage zuvor lebendig fieng, und die von einer gewöhnlichen Geiße gesäugt wurde; er bot seine Begleitung bis über den Schnee des sogenannten Kisten-Berges an, welches uns willkommen war, da man diesen Theil der Reise in dem Groß-Thale als gefährlich beschrieben hatte. Jost Wichser faßte den (Knaben) V. und der Senne die N. an einem Arme, und führten sie auf diese Art ziemlich geschwinde bis zum Alpenkamme und der Kantonsgränze, wo uns der Senne verließ.«

Schütz hatte nicht nur ein Auge für die Schönheiten der auf der Kistentour sich bietenden landschaftlichen Szenerien, sondern trug sich auch mit praktischen Anregungen, sagt er doch (S. 21 seiner Schrift): »Die Brechung einer großen Saum- und Handelsstraße über die Limmern-Alp, wodurch die Reise aus der nördlichen Schweiz nach Bellinzona um Vieles kürzer würde als über den Gotthard, müßte für die Kantone Glarus und Graubündten von vielem Nutzen seyn.«

*

Im Frühsommer des Jahres 1813 betrat, vom Klausenpaß herabsteigend, ein Weitgereister unsern Boden, dessen Autobiographie *Ludwig Bechstein* 1840 unter dem Titel »*Die Clarinette*« herausgegeben hat. Die darin zu findenden einzigartigen Mittheilungen über »Glarnerische Musikpflege« zu jener Zeit sind erst 1939 durch den Herausgeber dieser Arbeit bei Tschudi & Co., Glarus, veröffentlicht worden. Aus diesem Grunde lassen wir den in der besagten »musikoromantischen Biographie« Herr Heinrich genannten Reisenden nur in dem wenigen zu Worte kommen, wo von anderem als von Musik die Rede ist. So bunt auch das Gewebe des in der »*Clarinette*« Niedergelegten ist, so verdient es doch den vollen Glauben des Lesers; denn gerade in dem, was der Verfasser von seinem Aufenthalt im Glarnerlande berichtet, charakterisiert er sich als bei allem lebendigen Empfinden wahrheitsgetreuen Erzähler.

Bei den damals noch oft stattfindenden Ringkämpfen bot sich ihm die »Gelegenheit, eine Täuschung wahrzunehmen, mit welcher

Fremde, besonders wettlustige Engländer oft angeführt wurden. Es treten dann gewöhnlich ein vom äußern Ansehen sehr starker und ein anscheinend schwacher Kämpfer auf den Schauplatz, und man gibt sich versteckt Mühe, die Fremden zu Wetten über den Ausgang des Ringkampfes zu veranlassen. Nun ringen die Ringer vielleicht eine halbe Stunde lang mit der größten Anstrengung, bis endlich der ‚Schwächere‘ obsiegt, den ‚Stärkeren‘ erhebt und zu Boden wirft — weil beide darüber im Einverständnis sind.«

Unter den Ausflügen in die Umgegend wurde der Besuch des Wichlenbades hinten im Sernftal zu einem der eindrucklichsten. »Diese Talengen sind fast ausschließlich von Bettlern und Kretins bewohnt. Als wir in dem Wichler-Bad ankamen, umringten uns gegen hundert Arme, die mit Ungestüm forderten, und deren man sich kaum zu erwehren vermochte. Alle waren halbnackt, und ich hörte, daß die wenigsten darunter wüßten, wie Brot aussähe. In der Tat beschränkt sich der ganze Feldbau in diesen Tälern auf den Anbau von Kartoffeln. Im kältesten Winter kommen sie barfuß, höchstens in Holzschuhen, nach der Stadt.«

Zur vollkommenen Befriedigung des Fremden gereicht der Besuch der Landsgemeinde — welche nicht zu versäumen er seine geplante Abreise um etwas hinausschieben mußte. »Ich wartete nur noch die Festlichkeit der Versammlung der *Landsgemeinde* (1814) ab, von der ich so viel erzählen gehört, und bereute es nicht, einem so großartigen Akt republikanischer Freiheit und Regierungsform beizuwohnen, der im sog. Zaun, einem großen, freien Platz mit Tribünen und amphitheatralischen Sitzen, abgehalten wurde. Hier kommen die Bürger des ganzen Kantons zusammen und wählen ihren Landrat, der aus zwanzig Landmännern und sechzig Ratsherren besteht; prüfen neue Gesetzesvorschläge des Landrates, nehmen sie durch Akklamation an oder opponieren, wozu jeder einzelne, der die Befähigung hat, seine Meinung vorzutragen, ohne Unterschied des Standes, berechtigt ist. Damals gab der Wirt ‚Zum goldenen Adler‘, bei dem ich wohnte, einen der tüchtigsten Sprecher ab«*.

*

H. C. Escher von der Linth (1767—1823) war nach Oswald Heer ein Gebirgsforscher, für welchen die Ermittlung der geologischen Struktur unserer Alpen den eigentlichen Mittelpunkt seiner alpinen Forschungen bildete. Von den drei durch J. J. Hottinger und Oswald

* Der spätere Major David Marti (1797—1831).

Heer veröffentlichten Bergfahrtberichten Eschers ist nur der älteste in ausgedehnteren Partien als »Erlebnisbericht« in unserem Sinne anzusprechen. So aufschlußreich hinsichtlich Eschers selbst der Bericht von seinem Sturz in eine Spalte des Tödigletschers auch ist, so verbietet sich doch hier seine Wiedergabe.

In den beiden andern Berichten handelt es sich um wissenschaftliche Referate, aus deren zweitem wir entnehmen, daß Escher am 24. August 1816 eine Tour über den Kistenpaß antrat. Der Blick aus dem Großtal, »auf die Beschaffenheit des rechtsseitigen Abhanges war niederschlagend, indem ein nicht unbedeutender Bergschlipf unmittelbar über Bettschwanden sich vorbereitet, und höher im Thal, gegen Rüti hin, Steinlawinen Bergschlipfe und Wasserschwemmungen bereits bedeutende Verheerungen in dieser sonst schon armen und übervölkerten Landschaft verursacht haben.« »Im Secken bei Linththal befanden sich einige Badegäste, welche das Braunwalder Schwefelwasser benutzten«.

*

Graf A. v. Platen (1796—1835) hat unsern Hauptort im Sommer 1816 besucht. Leider sind es im ganzen nur folgende wenige Zeilen, die er, unter dem Datum des 28. Juli, seinem Tagebuche anvertraut hat: »Glaris ist ein schöner, großer Flecken, ansehnlicher, aber doch weniger hübsch wie Stanz... Ich wohne hier im *Goldenen Adler*, einem der besten Gasthöfe, die ich in der Schweiz fand; nicht vornehm und modern eingerichtet, aber sehr hell, bequem, reinlich.«

*

Peter Scheitlin (1779—1852), vom Sommer 1803 bis in den Frühling 1805 Pfarrer auf Kerenzen, hernach Professor in St. Gallen, unternahm seine »Armenreise« in den Kanton Glarus im Herbst des Teuerungsjahres 1816. Als Augenzeuge der damals herrschenden bitteren Not wird er von sämtlichen jene Epoche behandelnden Geschichtsschreibern — von Melchior Schuler bis Paul Thürer — als Gewährsmann zitiert, weshalb hier darauf verzichtet werden kann, Scheitlins darauf bezügliche Angaben zu wiederholen.

In seiner erst 1820 herausgegebenen Schrift tritt uns der Verfasser als ein den meisten Glarnern seiner Zeit an Bildung überlegener und dessen bewußter, nicht bloß an der Oberfläche haftender, dabei aber sich gern hören lassender, den Prediger niemals verleugnender Berichterstatter entgegen, der, gewandt im Ausdruck, bei noch mehr Selbstkritik ein noch auf höherer literarischer Stufe stehendes Werk hätte bieten können.

Vater Scheitlin wurde auf seiner Reise begleitet von einem zehn- und einem zwölfjährigen Sohne. »Sie sollten neue Länder sehen und dadurch eine nützliche Wißbegierde befriedigen«.

Auf ihrer Fußtour langten die Drei am Abend des 9. Weinmonat in Glarus an und nahmen Quartier im goldenen Adler, wo eine liebevolle alte Mutter die Oberaufsicht führte. »Man glaubte nicht in einem Wirtshause zu seyn, sondern im eigenen Hause. Es regiert eine Art vaterländischer und patriarchalischer Sinn in dieser Wirtschaft, der dem hohen Sinn der Gasthöfe und Gastpalläste der Städte weit vorgezogen werden muß.«

»Die Abendunterhaltung am Tische war sehr angenehm. Es waren Kaufleute, Handwerker und Kapitalisten da. Das Wort eines Jeden galt gleichviel. Ein verständiger Handwerker hielt einem angesehenen Manne mit Bescheidenheit bey ganz ungleichen Ansichten das Gleichgewicht. Man war freymüthig und kannte die Ziererei und Knechtschaft im Gespräch und Umgang nicht... Sogar von politischen Dingen sprachen sie mit einer Ruhe, die an vielen Orten ganz unbekannt ist... doch verdarben ein Russe (Pole?) und ein Rapperschweiler das Gespräch für sich und andere, da sie einander, wegen ungleicher Meinung, Ochs und Esel nannten.«

Dank seiner Häuserreihen und der gut gepflasterten Straßen machte der Flecken auf Scheitlin den Eindruck einer Stadt. »Glarus ist ein reicher Ort, in welchem sich schon ziemlich viele Bildung jeder Art findet. Seine Häuser sind gut, seine Lebensweise in denselben ist gut, seine Kleidungsart ist größtenteils wie in Städten, einige ländliche und kantönliche Eigenheiten abgerechnet«.

Die Pflicht führte Scheitlin zunächst in die Dörfer des Groß- und des Kleintals, und dann auf den Kerenzerberg.

Im gleichen Sinne wie das zur Zeit unbewohnte, mächtige Schießhaus (im Dornhaus) ärgerten ihn einige »in ihrer Glarner Tracht gar herrlich« aufgeputzte Kirchweihgäste in Linthal, die aufdringlich abstachen von der Armut der Eingeborenen.

Während man bis nach Linthal »gar bequem fahren« könne, müsse man, sagt Scheitlin, ins Kleintal hinein »vom ersten Schritt an gehen, oder an vielen Orten mit Gefahr den Hals zu brechen, reiten; denn der Weg klebt rau und steinigt am Felsen, als ob er sich nicht daran halten könne«. Wohin aber auch die Reisenden sich begaben: überall waren die Wege frei von Gesindel und in dieser Beziehung »von jeher für den Wanderer gar sicher«.

Besitzer des von den Fremden in Matt aufgesuchten Wirtshauses war Ratsherr *Stauffacher*. »Wohlfeil kanns in diesem Gasthof nicht

sein. Das Säumen (mit Saumpferd) macht alles teuer. Bei den Leuten im Dorfe selbst aber ist gar nichts zu bekommen, weil sie gar nichts haben, weswegen selbst ein solcher Gasthof noch von sehr großem Werte für den müden und hungrigen Bergpilger ist. Daß aber gegenwärtig sehr wenige Gäste anlangen, ersahen wir auch aus dem halben Todesschrecken den die Wirtstocher beim unerwarteten Anblick einer Reisegesellschaft von sieben Personen bekam.«

Selbst in guten Zeiten sah sich mancher Fremde hier enttäuscht, denn »ganze Dörfer trinken im Sommer nur Geismilch, und oft ist keine Maaß Kuhmilch um kein Geld zu bekommen«.

Der würdige Wirt war selbst oder ließ seine Gäste des Glaubens, er sei ein Nachkomme des Werner Stauffacher aus Steinen im Kanton Schwyz. Mit vieler Gravität pflegte er gelegentlich einem Vertrauenswürdigen »das alte Stauffachersche Petschaft« zu zeigen.

Nicht viel besser als der Weg ins Kleintal war der von Mollis (abgesehen von Glarus »vielleicht der bedeutendste Ort im Kanton«) über Beglingen hinauf in den langen Britterwald. »Hier hausen sehr viele Eulen, auch Uhu oder große Ohreulen, die auf Hasen, junge Kälber, Ziegen und Gemsen Jagd machen«.

»Holz hat diese Gegend noch genug, und verkauft jährlich sehr viel in die untern Gegenden und nach Zürich«.

»Der Kerenzer ist thätiger, munterer als der Thalmann, giebt sich selbst nicht leicht auf, weil er ein gesunder Bergmann ist, und nicht ungern nimmt er die Harke in die Hand, und harkt das Land um, weil man es nicht pflügen kann. Hie und da baut er ein wenig Getraide. Einige handeln mit Garn, andere treiben Viehzucht. Gras, Obst, Viehzucht, Spinnen und Garn, und — die Wohltätigkeit mehrerer Vermöglichen, alles zusammen hält auch die Armen und Aermsten immer noch ein wenig aufrecht. So ist auch diese Gemeinde ein Beweis, daß die, nicht bloß vom Spinnen sich Ernährenden besser als die nur Spinnenden zurecht kommen; allein, die Gemeinde Kerenzen ist, eben auch weil sie nicht bloß spinnt und in der heißen Stube sitzt, nicht so überbevölkert wie andere der besuchten Gemeinden, namentlich im großen Thal hinten. Wildes Land ist auch noch viel vorhanden. Der Menschlag aber ist gar nicht wild, vielmehr sehr mild und zahm. Man muß die wilden, ungezogenen Menschen in den Städten, nicht auf den Bergen suchen, denn nicht die Natur, sondern der Mensch macht den Menschen wild.«

Wer auf dem zu Füßen des »erst in der neuesten Zeit erkletterten Mürtschstock« gelegenen Kerenzerberge »im Winter herumwandern will, muß Schuheisen tragen. Hier gibts keine ebene Wege. Von Pfer-

den ist in der ganzen Gemeinde keine Rede. Niemand hält ein solches. Wozu könnte man es gebrauchen? Manche Bewohner des Berges haben niemals ein Pferd gesehen, und vom Reiten, vom Sitzen auf einem Pferderücken haben sie kaum einen Begriff. Herzhafte Männer, die im Kugelregen ohne Besorgnis stünden, würden, der Ungewohntheit wegen, kein Pferd zu besteigen wagen. Wagen, Kutschen, Schlitten sind also auch nicht da. Als seltenste Seltenheit erzählte man mir, daß einmal ein Schlitten von Mollis herauf nach Obstaliden gekommen sey. Hier säumt man also nicht einmal; hier muß alles auf der Schulter oder dem Rücken herauf- oder heruntergetragen werden (wie in der Gemeinde Amden im Toggenburg). Die Männer besitzen denn aber auch eine vorzügliche Tragkraft, und ein bis zwey Centner tragen sie vom See steil hinauf, drey Viertelstunden hoch bis zum Pfarrhaus und Gasthof um eine Kleinigkeit. Handwerker sind wenige da oben: Schuster, Schneider, Tischler, Metzger und ein Uhrenmacher machen hier den ganzen Handwerksstand aus, da doch schon in der nicht großen Stadt St. Gallen fünf und sechzig Arten von Handwerkern, und mehrere Arten von Künstlern sind. Hier aber ist kein Müller und kein Bäcker und kein Schlosser und kein Glaser u. s. w. Das Brot wird in Mühlihorn unten, dem Dörfchen am See geholt; reisende Glaser kommen zu flicken. Zum Arzt hat man einige Stunden weit. Dennoch ist hier fast alles gesund, und die Bewohner auf dem Kerenzenberge sind als die stärksten im Lande bekannt, sowie auch die ältesten Glarner auf Kerenzen gefunden werden. Im Jahre 1802 lebte hier ein 101jähriger Greis, der im 93sten Jahre noch seine Wiese mähte, und im 99sten noch die Kirche besuchte. Er starb während meiner damaligen Anwesenheit.«

Der Scheitlin'sche Reisebericht erwähnt einige Gemeindsrechte: als ein Gemeindsboden-, Holz-, Geiß- und Wildheurecht, sowie das Landrecht des Tafelnbrechens, d. h. Tafeln am Plattenberg »zu unterlupfen und heraus zu zerren«. Selbst alle diese Rechte zusammen genossen, »lassen arm... fristen nicht das Leben. Auch kann nicht jeder wildheuen, nicht jeder Blatten hauen. Holz bekommen sie nicht soviel, als sie nöthig haben. Das Gemeindsbodenstück ist zu klein, und gerade die Allerärmsten können das Geisrecht nicht benutzen, weil sie keine Geis haben und keine kaufen können. Doch lieben die Glarner nun einmal ihre Rechte!«

Den Nationalcharakter der Glarner bezeichnet Scheitlin als »kalt, und mehr verständig berechnend, als gemüthlich«. Ein solcher Charakter begünstigt »die Schwärmereyen gar nicht; daher fand die Sektiererey im Kanton Glarus keinen Eingang«.

Der Kanton hat vortreffliche Prediger, Schulmänner, Aerzte und Staatsmänner. Wenn nur jeder demokratische Kanton mit dem Kanton Glarus gleichen Schritt hielte!«

Unter so vortrefflichen Glarnern, die Scheitlin namentlich anführt, sei zuerst sein alter Freund, Doktor und Chorherr *Martin* genannt. Er stellt ihn seinen Lesern vor als eben »so reich an Geist und Kenntniß wie an Geld; hochberühmt als Arzt in und außer dem Kanton«. Er starb im Jahre 1819, »schnell seinem edeln Freunde, dem vortrefflichen Schulmanne *Steinmüller* (Jacob) folgend«. Den eben erst durch den Hinschied Pfarrer Johannes Freulers zum ersten Pfarrer in Glarus avancierten *Joh. Heinrich Heer* rühmte man Scheitlin als tüchtigen Kanzelredner. »Ein solcher Prediger, sagten sie, ist (alle andern ungescholten) weit und breit keiner«.

Auch eines »Ausländers« gedenkt Scheitlin in seinem Bericht, nämlich des St. Galler Malers *Glinz*, der sich 1815/16 »einige Monate in Glarus als Mahler aufgehalten« hatte, und sich durch große Mildtätigkeit auszeichnete.

*

Je eine Tour durchs Klöntal und über den Pragelpaß, aufs Hirzli und auf den Schilt, alle im Sommer des Jahres 1817 unternommen, beschreibt *E. Biedermann* in seinen »Erinnerungen« eines froh- und freisinnigen Schweizers« (Zweiter Teil, Trogen 1829). Es sind wenig bedeutende Aeüßerungen eines Gutgesinnten, denen wir folgende Daten entnehmen: Im Frühling des Jahres 1817 fuhr vom Wiggis eine Staublawine herunter, welche die größeren Obstbäume in Netstal zersplitterte, die kleineren entwurzelte und fortschleuderte. Viele Gebäude wurden abgedeckt oder sonst beschädigt. Auch am Weg ins Klöntal hatte sie ganze Strecken Waldes niedergerissen; immer noch versperrten zahlreiche niedergegangene Felsstücke den Weg zum See. Dieser war ausgetreten, so daß Biedermann nicht den Weg beim Geßnerdenkmal vorbei einschlagen konnte. Hinter dem See verirrte er sich und geriet auf die Alp Ochsenfeld, in deren unsauberer Sennhütte es ihm den Appetit verschlug, so daß er Butter, Milch und Brot sich ins Freie bringen ließ.

Auf dem Hirzli genoß er eine schöne Aussicht, und in der Tiefe entdeckte er »wie auf einer Landkarte, die Spuren des ehemals unregelmäßigen Laufes der Lint, und die neuen Kanäle, in denen sie so ruhig dahinfließt«. Auch unterwegs auf den Schilt verirrte sich Biedermann erst, erreichte dann glücklich die Spitze, wo er einen

»Welsch-Neuenburger« mit seinem Führer aus Glarus antraf, und in deren Gesellschaft den Abstieg nach dort unternahm.

*

Louis Simond, ein Französisch-Amerikaner, hat unser Land zweimal, zu Anfang Juli 1817 und gegen Ende Oktober 1818, bereist, und zwar teils zu Fuß, sein Ränzel (mit dem »Ebel« drin) selbst tragend, teils zu Pferd. Ganz abgesehen von der Vielseitigkeit seiner Interessen geht schon aus seinem Ausdruck hervor, daß man es im Verfasser mit einem Mann hoher Bildung zu tun hat. Seine größten Interessen gehören augenscheinlich der Geschichte, und zwar sowohl der Welt- wie der Erdgeschichte. Dies zu belegen, sei angeführt, daß einerseits Simond einzig der Route Suworows zuliebe statt des Großtals das Sernftal besucht, und daß er andererseits seiner Arbeit geologische Skizzen beigibt, Walensee und Wiggisgebiet betreffend. Trotz kleiner Irrtümer ist Simonds zweibändiges Reisewerk unter die besten seiner Art zu zählen. Wenn man von Lantier — dessen Anwesenheit im Lande auf dem Papier möglicherweise sicherer besteht als in der Tat — absieht, dann ist Simond der erste Franzose, der unser Land *nach* den Kriegszeiten der Jahrhundertwende besucht hat. Das innerste Motiv, warum er sich den Arbeitern in Weesen als Amerikaner und nicht als Franzose vorstellte, sucht man am ehesten in seiner Scham und Besorgnis, sich als Glied einer Nation zu bekennen, die unserem Lande so viel Leid angetan hatte.

Die Reisen beider Jahre führten Simond von *Weesen* aus in den Kanton Glarus. Es begegnet nicht leicht einem Reisenden, die gleiche Landschaft so verändert zu finden wie solches ihm geschah. «Le bourg de Weesen» — so berichtet er im Juli 1817 — «est inondé par la grande crue des eaux; ses maisons sont barbouillées de fange, et les habitants ont l'air (de) désœuvrés, pauvres et malades.» Fünfzehn Monate später fand Simond dasselbe Weesen »à sec et florissant«. Den Schöpfer des Linthwerkes, *H. C. Escher*, hat Simond persönlich gekannt und von ihm an Ort und Stelle im Oktober 1818 die Situationserläuterung vernommen. «Je tiens de M. Escher que les fièvres, autrefois communes dans cette vallée, n'ont disparu que pour faire place aux fluxions de poitrine. Il est probable, qu'une nouvelle génération ne sera sujette ni à la nouvelle maladie, ni à l'ancienne; mais le fait est assez remarquable. Je me suis séparé avec regret de ce savant que l'on regarde comme le premier naturaliste de la Suisse, et dont la société est aussi agréable qu'instructive.»

Simond erfreute sich auch der Bekanntschaft eines repräsentativen Glarners: des Regierungsstatthalters *Joh. Jacob Heußy* von Bilten, an welchen er — von wem ist nicht gesagt — ein Empfehlungsschreiben abzugeben hatte. Heußis Eltern hatte Simond ganz zufällig schon kennen gelernt, entpuppte sich doch der Wirt in Rapperswil, in dessen Gasthaus Simond mit seinen Zürcher Begleitern übernachtet hatte, als der Vater von Heußy.

Aber auch eines Glarners von bescheidenerer Stellung gedenkt Simond mit Anerkennung, nämlich seines Führers und Trägers *Tschudi*, eines Napoleon-Soldaten, der arm aus dem russischen Feldzug heimgekehrt war, sich hier mit dem Mädchen seiner Liebe verbunden hatte und als Fremdenführer nun ein bescheidenes und doch glückliches Leben führte. Was Simond von ihm in seinem Buche berichtet, mag der oder jener spätere Reisende beherzigt und Tschudi auch zu engagieren versucht haben. «*La vie des camps*» — so heißt es dort — «*avait laissé à cet honnête jeune homme un fond de simplicité, de candeur, et de loyauté qui me prévint tellement en sa faveur, que je le gardai ensuite avec moi jusqu'à Berne, au lieu de changer d'une journée à l'autre.*» (Vgl. S. 25.)

Unter Führung Tschudis unternahm Simond den Abstecher ins Kleintal. Schwandens Lage gefiel ihm außerordentlich — «*une site magnifique, dont les beautés naturelles sont rehaussées par des ruines pittoresques de châteaux forts du moyenâge qui couronnent les rochers.*» Zu seiner großen Verwunderung trägt das Sernftal — als ob schon Jahrhunderte seit den Russen- und Franzosenkämpfen vergangen wären — keine Spuren der damaligen Verwüstungen mehr; auch das ein beredtes Zeichen für den Fleiß seiner Bewohner, die ihr Tal so hoch hinauf besiedeln, als es nur geht. Daß diese Bauern ihr Vieh *ernähren* mit dem Laub, das Simond in großen Bündeln von den Bergen hinunter stürzen sieht, war freilich ein Irrtum.

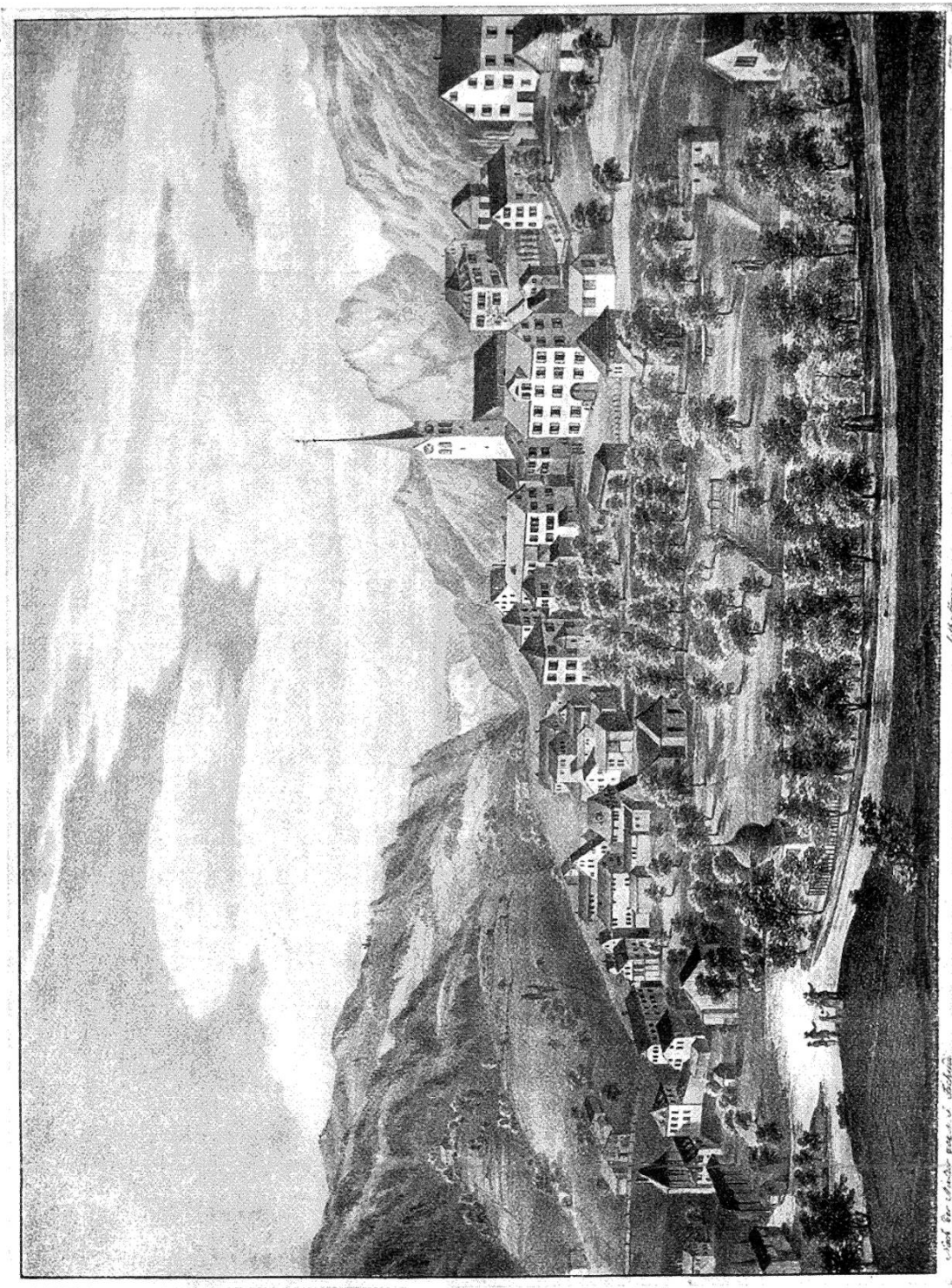
Seine Klöntaltour vom Vorjahre hatte Simond zu Pferde unternommen. Auch hierbei weilten seine Gedanken bei den Kämpfen, bei welchen, wie man ihm erzählte, mit Geld beladene Saumtiere der Russen in der Kohlgrübligegend in den Löntsch stürzten. Noch lange nachher hätten zuweilen Münzen aus dem Fluß gefischt werden können.

Auch die Lawinenzüge fesselten in hohem Maße das Interesse des Reisenden. Eine in diesem Frühjahr 1817 niedergegangene Lawine zwischen Glärnisch und Wiggis war so mächtig gewesen, daß sie nach Durchquerung des Tälchens noch am jenseitigen Abhang einen Wald arg mitgenommen hatte.

Der erste Eindruck des Klöntalersees war der einer »jolie petite pièce d'eau« hinter einer schönen Weide, wo man eben das Gras mähte.

Gänzlich verändert zeigte sich die Landschaft Ende Oktober des nächsten Jahres, entbehrten doch die paar noch bewohnten Häuschen schon seit zehn Tagen und bis zu Ende des kommenden Februar jeden Sonnenstrahl. Etwa im Richisau machten sie Halt bei der Hütte eines 84jährigen, weißbärtigen Sennen, der ihnen Brot und Milch auftischte, den gebräuchlichen Kirsch dazu aber ihnen nicht geben konnte, weil er selber nie welchen trank. Der Alte weckte umso mehr die Teilnahme Simonds, als er nicht nur Augenzeuge, sondern auch Leidtragender im Kampfe der hier streitenden Russen und Franzosen gewesen war, die ihm 20 schöne Kühe weggenommen hatten. Die Frage, ob auch schon ein Amerikaner vor ihm, Simond, hier gewesen wäre, verneinte der alte Mann. Mit größtem Bedauern vernahmen die Touristen, daß der Greis außer den Beschwerden der Einsamkeit auch die Not der Urin-Verhaltung kannte, und sich eines »instrument d'argent« (also eines Katheters) bedienen mußte. Das Gespräch zwischen den beiden Parteien wurde natürlich durch den Glarner Tschudi vermittelt, denn Simond gesteht an anderer Stelle in bezug aufs Glarnerdeutsch: « Je n'entendais d'ailleurs pas un mot du langage. »

Seinen Eindruck von Glarus kleidet Simond in folgende hübsche Worte: « Ses rues étroites et tortueuses, ses petites maisons bien vieilles, à portes et fenêtres basses, et murs couverts de peintures à fresques; la tranquillité, le silence, le profond encadrement du site; je ne sais quoi enfin, suggérait l'idée d'une ville de l'antiquité, toute nouvellement déterrée, comme Pompeï. Nous nous imaginions à Bienne entrer en Suisse pour la première fois; mais Glaris est plus Suisse encore, plus différent au moins du reste de l'Europe. La ville est investie de si près par les montagnes, que le soleil n'y paraît que quatre heures par jour en hiver; de notre auberge il faut mettre la tête tout-à-fait hors de la fenêtre pour voir le ciel. — La plupart des maisons portent la date de leur construction, et il y en a peu qui ne comptent plusieurs siècles, quelques-unes jusqu'à cinq. Celle devant nos fenêtres est décorée de nombreuses armoiries et d'un grand tableau à fresque, assez bien exécuté. C'est un guerrier gigantesque, armé de toutes pièces et à cheval, combattant un cavalier turc: une femme à la fenêtre paraît spectatrice du combat. Le propriétaire de cette maison avait probablement été des croisés. »



Schwanden
J. Tschudi - Werner, um 1830

« Presque tous les habitants, de la campagne comme de la ville, savent lire et écrire; cependant on conçoit que les lettres ne fleurissent guère dans une petite république de paysans et de manufacturiers, où personne n'a de loisir. Il y avait à Glaris un collègue* faiblement soutenu, et qui, depuis deux ans, est entièrement abandonné; on parle de le rétablir. »

Simond logierte auch diesmal wieder »im Raben«, dessen Wirt, « homme intelligent, était conseiller d'état et juge ». Des Gastes Zeugnis « d'être heureux dans un aussi bon gîte », dürfte seine Früchte getragen haben.

Ueber die Verfassung und das glarnerische Recht orientierte der Fremde sich bei Ebel. In einer Fußnote, worin er Bezug nimmt auf die Landsgemeinde, sagt er: « J'ai entendu parler d'un landamann *Zwicky*, traîné par les cheveux dans l'assemblée du landsgemeine. Le premier magistrat actuel, *M. (Nikolaus) Heer*, se fait respecter sa dignité sans blesser celle du peuple souverain dont il administre les affaires avec habileté. On ne lui reproche, car enfin il ne faut rien dissimuler, que *de ne pas rendre compte des affaires de l'Europe dans ses discours. On sait tout, m'a-t-on dit, dans les gros cantons, et ici (à Glaris) nous sommes comme des bêtes!* »

Auf dem Gebiete der Rechtspflege vermißte Simond die Institution des Friedensrichteramtes. Diesen Mangel und unliebsame Verhältnisse an der Landsgemeinde zugegeben: « En dernière analyse, la masse du peuple jouit de beaucoup de liberté à fort peu de frais. »

Mit Genugtuung kann Simond auch feststellen, daß sich das Volk ehemals herrschender Verhältnisse in den Landvogteien schämt und sich der durch die Revolution bewirkten Aenderung freut. Auch der wenig vorkommenden Konkurse gedenkt er mit Beifall und kann bestätigen, daß zur Zeit niemand Schulden halber im Gefängnis sitzt, ja daß dieses augenblicklich überhaupt leer steht. Bettler fand er im Kanton Glarus weniger als in Appenzell und St. Gallen, was allerdings auch mit der Bevölkerungsdichte in Zusammenhang zu bringen sei.

*

Dr. med. *Johannes Hegetschweiler* von Stäfa hat seine »Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden« in den Jahren 1819/1820 und 1822 aus geführt. Ein reichhaltiger Rechenschaftsbericht über diese alpinistischen Leistungen, 1825 bei Orell, Füßli und Compagnie erschienen, ist schon von Blumer und Heer in deren

* Das Collège ist das Heer'sche Institut.

Gemälde des Kantons Glarus 1846 benützt, Hegetschweilers Leistung bereits in Arbeiten von Schröter und Bühler gewürdigt worden. Was der Reisebericht an Topographisch-botanischem und sonst Spezialwissenschaftlichem bringt, setzen wir hier als den Fachleuten bekannt voraus und beschränken uns darauf, über Kulturgeschichtliches aus seiner Arbeit zu referieren.

Dem Leser tritt im Stäfner Arzt ein nach Naturanlagen und Bildung gleicherweise sympathischer Verfasser entgegen, der seine Eindrücke und Meinungen mit ausdrücklichem schriftstellerischem Geschick vermitteln kann. Er kennt seinen Homer, liebt Musik, ist Naturfreund und Alpinist (der dem »Grünhorn« seinen Namen gab). Als Naturforscher treibt er in erster Linie Botanik, doch kennt er sich auch aus in der Geologie. Daß er als Arzt besonders Interesse aufbringt für die Heilquellen, für die Wirkungen von Höhenluft und Gletscherwasser, wundert uns nicht.

Bei seinen Einreisen ins Glarnerland schlug Hegetschweiler einmal den bequemen Weg durchs offene Tor des Unterlandes, ein andermal »den einsamen, unbekannten« durchs Wäggital über den Pragelpaß ein.

Im Klöntal »zuhinderst neben schattigen Ahornen« — also wohl »im Plätz« — fand er ein »modern gebautes Haus und eine Sennhütte in lieblicher Abgeschlossenheit«, welche Stätte »ohne bedeutend hoch zu liegen, alle Annehmlichkeiten der Alpen vereinigt«. In dem von hier in wenig mehr als zwei Wegstunden entfernten Ennetbühls überraschte ihn der Anblick eines Rebbergs, in welchem der Weinstock »noch sehr gut gedieh«. »In dem dortigen Lusthause des Hrn. Landammanns (*Bartholome*) *Tschudi* (welchem Hegetschweilers Büchlein gewidmet ist) genießt man einer mahlerischen Aussicht auf Glarus und die umliegenden Berge...« Ungewöhnlich und ergreifend ist der Anblick der Glärnisch-Pyramide mit den Wänden, »die schroff und nackt das Auge von städtischen Gebäuden und der Rebe straks bis zu den blauen Firnen des ewigen Schnees führen. In der ganzen Alpenkette mag das kaum überraschender angetroffen werden. Aber dieses jähe Aufsteigen hat dem Flecken selbst schon Gefahr gebracht. Noch sieht man an mehreren Orten Spuren jener gewaltigen Felsstücke, welche nicht ohne großen Schaden 1594 ein Erdbeben vom Glärnisch hinabwarf. Ganz in neuester Zeit hat man unweit des Fleckens in einer Tiefe von 18 Fuß im Leim anscheinend ganz frische Haselnüsse aufgegraben, welche wahrscheinlich ebenfalls noch aus jener Zeit herrühren. Das vor 300 Jahren be-

triebene Eisenbergwerk im Guppen hinter Glarus zeigt sich in seinen Stollen so, als wenn es gestern erst verlassen worden wäre, und der Ueberfluß an Metall läßt nur den Mangel an Holz bedauern.«

»Der letzte Ort im Thal, von welchem aus gegen das Gebirg angezogen wird... Linththal... hat bereits ein alpines Ansehen. Nirgends mehr Fruchtfelder, hie und da, dicht am Orte noch etwas Gerste, sonst alles eine fortlaufende Wiese... Wir hatten unser Quartier im sogenannten ‚Seggen‘, einem Wirtshause das dem Besitzer der Stachelbergerquelle gehört, aufgeschlagen. Unweit des Wirtshauses hat der Besitzer ein kleines Badhäuschen errichten lassen, welches durch eine Leitung von hölzernen Röhren mit der Quelle des, in neueren Zeiten berühmten sogenannten Braunwalder- oder Stachelbergerwassers in Verbindung steht... Zum Trinken wird dieses Wasser weit und breit verführt. Man darf es in dieser Hinsicht umso mehr empfehlen, als bey dem Fassen und Verschließen der Flaschen eine ungewöhnliche Genauigkeit angewendet wird.«

Die an sich schauerliche Gegend des Talabschlusses brachte eine unschuldige, in der Gnüswand nistende Ohreule bei den Eingebornen in umso böseren Verruf, als ihr nächtliches Geheul die Abergläubischen auf noch schauerlichere Einbildungen brachte.

»In einer einzigen kleinen Sennhütte sind im Oberstaffel der Sandalp zwey große Sennereyen zusammengepreßt. Zwey Käskessel, im Halbkreise um dieselben herum ein paar rußige Steine zum Sitzen und zum Zusammenhalten des Feuers, nebst einigem andern Geräthe versperren den Platz so, daß kaum die Sennschaft in corpore Platz hat. Das Ganze deckt ein grobes Schindeldach, welches wie ein bestochener Douanier das Wasser hinein, den Rauch der Hütte aber nicht hinausläßt. — Unweit dieser Hütte liegt eine Art Stall, zu dem man nur nach Durchwatung eines Kothmoores gelangt. Im Geradehinein wohnen Nachts die Schweine, Abends wird der Reihe nach einiges Vieh darin gemolken, während der größte Theil rings um die Hütte steht. Auf dem Boden dicht unter dem Dache war unser Schlafgemach; ein paar Löcher in einer Art Mauer machten statt einer Treppe den Zugang etwas leichter, und war vollends ein schmales viereckiges Loch durchkrochen, so ruhten wir in weichem Wildheu unter dem furchtbaren Grunzconcert des Schweinsaaes unter uns so sanft, als immer in der Ebene. So wenig bedarf der Mensch zu seinem Glücke, wenn ihn eine Idee beherrscht.«

Darüber, wie die Gemen in den Besitz des Schafselbsanftes gelangt seien, berichtete der Führer, *Hans Thut* aus Linthal: »Vor

längerer Zeit seyen einmal auf jener Grasblanke (und dabey zeigte er auf einen, beynahe gegenüberliegenden schmalen Grasabhang zuvorderst am Selbsanfte) Hirt und Schaafe eingeschneit worden, der Schnee habe nachts zu rutschen angefangen und alles in die gräßliche Tiefe geführt. Seither sey die Bestoßung dieser Weide obrigkeitlich untersagt, und sie wieder Eigenthum der Gemen geworden.«

Dem Erzähler, seinem Führer Thut, stellt Hegetschweiler folgendes Zeugnis aus: »Entschlossen und vorsichtig zugleich, von ungemainer Stärke und Ausdauer, ehrlich und mit den Gebirgen um Linthal als Gensjäger und als Senn vertraut, leistete er bey mehreren schwierigen Vorfällen die besten Dienste, und kann jedem, der in diese Gegend reisen will, unbedingt empfohlen werden«.

Auf seiner dritten Bergreise in das Tödigebiet im Jahre 1822 wurde Hegetschweiler begleitet von den Herren Rats Herr Dietrich Schindler von Mollis (dem späteren Landammann), Mr. de St. Hilaire von Paris und von Maler Wüst aus Zürich.

Während ihn bei seinen beiden späteren Bergreisen die Tödibesteigung ganz in ihren Bann nahm, hatte es Hegetschweiler 1819 darauf abgesehen, zwei interessante Paßtouren zu unternehmen. Er verließ das Gebiet des Kantons Glarus über den Kistenpaß, und gewann es wieder, den Weg über den Panixer einschlagend. Noch waren damals auf der Wichlenalp die Ueberreste der Wasserleitung zu sehen, die ehemals zum Badhaus führte. Hier, »wo einst Klage und Jubel und das Gewühl vieler Menschen in der stillen Natur umher verhallte, treibt jetzt ein Senn sein einförmiges Handwerk und johlt der staunenden Heerde seinen Kühreihen vor«.

Schade, daß Hegetschweiler sich nicht etwas ausführlicher ausläßt über »ein sehr gutes Gemälde«, darstellend die Verleugnung Petri, welches Gemälde, ein Geschenk Ludwigs XIV. an den Obersten Freuler, aus dem Palast in Näfels wieder den Weg zurück nach Paris genommen haben soll.

»Bey Niederurnen und Näfels stehen dicht an den nackten Kalkwänden Kalkbrennereien, welche theils von den, in Geschieben und Steinriesen frey liegenden, theils von gesprengten Kalksteinen zum Brennen eines, von dem gewöhnlichen durch seine Beständigkeit gegen die Witterung verschiedenen Kalkes, Gebrauch machen. Man nennt ihn deswegen Wetterkalk und führt ihn außer Landes.«

Wie aus einer Bemerkung auf Seite 27 hervorgeht, war Hegetschweiler schon vor 1819 mindestens einmal im Glarnerland, zeigte man ihm doch »zwey Tage nach dem Ereignis« den »gewaltigen Kirschbaum, den die Frühjahrs-Staublawine von Jahre 1817 in

Netstal aus der Wurzel gerissen und über die Straße in ein Gärtchen getragen hatte«.

*

D. Raoul-Rochette's Aufenthalt im Glarnerland fällt in die Augustmitte des Jahres 1820. Die als Frucht dieses Aufenthaltes veröffentlichten »Lettres sur la Suisse« verraten in erster Linie des Verfassers lebhaftes Interesse an der Natur, und zwar an der Landschaft als ästhetisches Objekt wie auch als gegebene Umwelt der in sie Hineingestellten. Seine übrigen Interessen entsprechen den speziellen Eigenschaften dieses Reisenden als eines Franzosen, Katholiken und Historikers. Als Untertan Ludwigs XVIII. interessiert ihn unser Land als Demokratie; den Katholiken interessiert die Art des Zusammenlebens beider Konfessionen und als Historiker empfindet er Teilnahme für die Nachkommen der Helden von Näfels, wie auch für das jetzige, als ein von französischen und russischen Heeren erst kürzlich gebrandschatztes Land und Volk.

Den nachhaltigsten Eindruck empfing der Großstädter von der glarnerischen Gebirgswelt, deren inkommensurable Massen ihn erdrückt hätten ohne den unendlichen Liebreiz alles dessen, was zu Füßen der Berge sicher geborgen ruhte. Aus den gegensätzlichen Empfindungen resultierte immerhin eine Melancholie, die ihn anwehte, nicht nur angesichts der Lage des Hauptortes, sondern auch angesichts der so gewaltig nackt über das kräftige Grün des Großtals hinausstrebenden Bergwände.

Der zahlreichen Wasserfälle dieses Tals gedenkt der Reisende nicht allein darum, weil sie die Reize des Landschaftsbildes beträchtlich erhöhen, sondern auch weil sie das Tal mit unvergleichlich klar-durchsichtigem Wasser beliefern, dessen Frische des Geschmacks von keinem andern erreicht wurde.

Wie Raoul-Rochette die Wasserfälle des Großtals zu den schönsten, so rechnet er die Pantenbrücke zu den merkwürdigsten der an bemerkenswerten Brücken so reichen Schweiz. Als in seinen Nerven nicht sehr robuster Großstädter, dem es aber nicht an Phantasie und Kraft des Empfindens mangelt, scheint er die Besonderheit der ganzen Situation mehr zu erleiden als zu genießen. Dieselbe furchtbare Einsamkeit wie bei der Pantenbrücke bedrückt den Fremden auf der Sandalp, wo er zu seiner Befriedigung auf Menschen stößt: auf arme und ungebildete Hirten, von welchen er sich aber nicht ohne Bedauern wieder trennte, fand er doch in diesen an Leib und Seele so Gesunden, ungeschwächte Nachkommen der alten Eidgenossen.

Zu vollem Entzücken gereichte Raoul-Rochette der Besuch des Klöntals, wo auch sowohl der Standort des Geßnerdenkmals wie dessen Einfachheit seinen uneingeschränkten Beifall fanden. Daß der Wirt in Glarus seinen ob den Naturschönheiten sich ganz vergessenden Gast durch einen mit brennender Fackel bewehrten Angestellten aufsuchen und abholen ließ, wurde trotz der Selbstverständlichkeit dieser Pflicht vom Fremden dankbar empfunden. Von dem aus dem Klöntal nach Netstal führenden Weg vermerkt er, dieser habe »beaucoup souffert du passage des armées ennemies«.

Ueber den Hauptort als Siedelung verliert der Franzose nur wenig Worte. Die Mediokrität seiner öffentlichen Gebäude, der von allen Seiten auf den Fußgänger eindringende Ziegergeruch waren nicht geeignet, den Reisenden länger in jene Mauern zu bannen. Jeder Käsehändler in Glarus besitze ein würdigeres Heim, als es die Regierung besitze in ihrem Rathause. Die Kirche fand er bemerkenswert, weniger wegen ihrer innen- oder außenarchitektonischen Vorzüge als darum, daß das *eine* Gotteshaus *beiden* Konfessionen diene und ein rühmliches Zeugnis der Toleranz darstelle. Richtiger als manche seiner Vorgänger leitet Raoul-Rochette die Toleranz der Glarner nicht ab aus deren angeborener Herzensgüte, sondern aus der Einsicht eines vernunftbegabten Volkes, das fähig war, aus schmerzlichen Erlebnissen die notwendigen Lehren zu ziehen.

Bemühend für den französischen Katholiken war der Kontrast zwischen dem vernachlässigten, katholischen *Näfels* mit seinen engen, holperigen und schmutzigen Gassen, und dem sauber-schönen und wohlhabenden reformierten *Mollis*. Das im Gegensatz zum bäuerlichen Näfels stark industrialisierte Mollis verdankte seine Blüte nach Raoul-Rochette im Grunde einer Verirrung. « Mais que les pâtres de Glarus descendent de leurs Alpes si fertiles, si parfumées, pour filer du coton ou tisser de la mousseline, qu'ils vont de la colporter à Hambourg, à Vienne, à Riga, à Trieste ou à Ancône: n'y a-t-il pas là un renversement manifeste des lois de la nature...? »

Mehr bereits antiquierten »romantischen« Empfindungen als gründlichen wirtschaftlichen Einsichten zufolge, sähe Raoul-Rochette den Glarner (und die andern Schweizer, vornehmlich die Bewohner der Bergkantone) gern wieder *ein* Hirtenvolk werden. Als starkes, armes Hirtenvolk, wenig beneidet von großen Nachbarn, sei es der Freiheit in seiner unvergleichlich schönen Heimat sicherer, als wenn es seiner natürlichen Bestimmung entgegen, größeren Wohlstandes wegen, zur Industrie sich hinwende und der Verweichlichung anheimfalle.

Den inneren Zustand der Schweiz, und damit auch des Kantons Glarus um 1820, erkannte der französische Historiker mit Befriedigung als ungefähr übereinstimmend mit demjenigen vor hundert Jahren. Der gesunde Menschenverstand ungebildeter Hirten habe im »bonnet de la liberté« den alten Geßlerhut wieder entdeckt und sich von den Neuerungen der französischen Revolution abgekehrt. Angesichts dieser Denkart wundert es uns nicht, daß Raoul-Rochette mit der üblen glarnerischen Verfassungsspezialität des Kübelloses leichter sich abfinden konnte als mit der Industrialisierung unseres Landes. Daß ihn ein glücklicher Zufall Augenzeuge einer »Verkübelung« werden ließ, wissen wir dankbar zu schätzen.

Während seines etwa drei Tage dauernden Aufenthaltes hat der Reisende unser Land vorerst längs dessen Nord-Süd-Achse durchzogen, hierauf dem Klöntal einen kurzen Besuch abgestattet und am 16. August über Mollis, Weesen und das hübsche »Müllihorn« den Kanton verlassen. Gedachte er der Zukunft des glarnerischen Volksschlages mit wehmuthbetonter Sympathie, so war er trotzdem hochbefriedigt vom « caractère tout-à-fait original... d'une des vallées les plus extraordinaires de la Suisse ».

La journée du « Kübellos » (15 août 1820).

« Dès le matin, j'avais remarqué dans toute la population un mouvement, une agitation, qui semblaient annoncer quelque événement extraordinaire. Une foule nombreuse d'habitans de toute âge assiégeaient les avenues, inondaient le vestibule et les degrés de l'Hôtel-de-Ville; et il fallait sans doute à des hommes si laborieux, ou un intérêt bien direct, ou un motif de curiosité bien puissant, pour leur faire abandonner ainsi les travaux. Je fus bientôt informé de ce qui tenait tout ce peuple en haleine, et je désirai d'être témoin d'une opération dont tant de citoyens faisaient dépendre en ce moment leur destinée. Mais il fallait obtenir du Conseil-d'Etat, au sein duquel le tirage des billets se fait à huis clos, la faculté d'y être admis. Mon hôte eut la bonté de me servir de guide et d'interprète. Etranger et Français, je ne pouvais alléguer, à l'appui de ma demande, que ces deux titres, dont je craignais encore que l'un ne pût nuire à l'autre. Je partis sous sa conduite.

Les flots de ce peuple si tumultueux s'ouvrirent sans peine devant nous. Parvenus dans l'une des salles qui précèdent celle du Conseil-d'Etat, j'y demeurai quelques instans, au milieu d'une foule dont les bruyans éclats et les gestes énergiques excitaient vivement mon

attention, tandis que mon hôte expliquait à l'huissier du gouvernement l'objet et les motifs de ma demande. Il revint enfin vers moi, et je vis d'avance, à son air et à sa démarche, que j'allais être introduit dans le conseil. La porte, qui défendait seul contre l'empressement de tout un peuple l'asile qu'il regardait alors comme le temple de la fortune, me fut ouverte par l'huissier, revêtu de son bizarre costume national; tous s'écartèrent respectueusement pour laisser passer un étranger; à peine osèrent-ils profiter de ce moment pour jeter un coup d'œil furtif dans le sanctuaire où tournait la fatale roue, et où s'agitaient leurs destinées; et j'admire comment, devant une si faible digue, pouvait ainsi s'arrêter ce flot de passions populaires.

Je n'oublierai jamais la sensation que j'éprouvai en prenant place au milieu de ces magistrats, d'un peuple libre dans l'enceinte révéralée où la liberté qui y règne ne se distingue pas de la raison qui y préside. Les membres du conseil étaient assis sur des bancs de bois, et rangés parallèlement des deux côtés d'une tribune qu'occupait seul, en l'absence de deux premiers magistrats, le *Landshauptmann*, ou le capitaine du pays. Tous ces chefs de la république, simples paysans, et vêtus conformément à leur état, offraient, dans leur attitude calme et recueillie, dans leur maintien modeste et attentif, une réunion que me parut imposante. Au léger mouvement de distraction qu'avait causé mon entrée, succéda bientôt, quand le président m'eut fait signe de m'asseoir, un silence qui ne fut plus troublé que par le bruit monotone des billets tirés à chaque instant de l'urne et proclamés à haute voix. J'observais cependant l'effet que produisait sur le conseil lui-même, une lecture à laquelle je ne pouvais le croire indifférent. Je n'y remarquai aucune émotion; et il semblait qu'uniquement chargé de recueillir les volontés du sort, il fut insensible à ses arrêts, aussi bien qu'étranger à ses faveurs. Dans l'espace d'une heure, cette aveugle divinité ne fit que deux heureux; l'huissier les annonça de suite au peuple, et je pus entendre les bruyans transports et les éclats tumultueux de joie ou de consternation avec lesquels furent accueillis au dehors les deux noms favorisés. Mais au dedans, tout resta paisible; le mouvement rapide de la roue qui emportait tant d'espérances, ne fut seulement pas interrompu; et tandis que les acclamations populaires ébranlaient tout l'édifice, je vis mes rustiques sénateurs, toujours imperturbables dans leur attention, toujours fermes dans leur maintien, exprimer à peine, par un léger sourire, la part que prenait chacun d'eux à l'agitation générale. Dès lors, bien des doutes que j'avais conservé jusque-là, se dissipèrent; et je puis

dire que c'est ici pour la première fois, et en présence d'hommes si patients et si graves, que le problème de la liberté helvétique a été complètement résolu dans mon esprit.

Quand je me retirai, ces vieillards, qui s'étaient levés à mon arrivée, se levèrent encore et me saluèrent: ce fut là le seul dérangement tant soit peu sensible, qui se fût opéré peut-être dans tout le cours de cette longue et fatigante séance. J'étais curieux d'observer à son tour le peuple, au sein de ces bizarres promotions du sort, et je sortis au moment où un nouveau candidat venait d'échapper de son urne. L'effet de l'étincelle électrique n'est pas plus prompt et plus universel, sur la chaîne de personnes assemblées qui la reçoit, que ne l'est celui de la voix du héraut public, au sein de cette avide multitude. Au même instant, mille cris s'élevèrent, et les trepidations de joie et les battemens des mains, au milieu des mouvemens si divers et non moins énergiquement prononcées de l'espérance déçue et de l'ambition trompée, produisirent un des spectacles les plus singuliers qu'on pût voir. Je m'informai du nom de l'heureux candidat qui venait d'être proclamé; j'appris que c'était un pauvre pâtre qui, depuis le commencement de la belle saison, n'avait pas quitté le sommet des Alpes et la conduite de son troupeau; et déjà une troupe d'hommes, les plus alertes de l'assemblée, s'étaient précipités par différens sentiers vers la montagne qu'il habite, jaloux de remporter à la fois le prix de la course et celui d'une bonne nouvelle. »

*

Kasthofer hat seine »Bemerkungen auf einer Alpen-Reise« erst nach stark zwei Jahren in den Druck gegeben, und sein Buch zeigt denn auch alle Vorzüge der Reife. Der Verfasser erweist sich als ein vielen Interessen offener — also keineswegs beschränkter — wohl aber klug auf sein gestecktes Ziel sich Beschränkender. Er ist bedacht, das Volk zur tätigen Förderung seines leiblichen und geistigen Wohles anzuregen und es hinzulenken auf kluge Berücksichtigung der Gegebenheiten seiner Lage. In seinen Vorschlägen bewährt er sich als belesen, erfahren und weitblickend.

Er redet nicht von allem, was ihm unter die Augen kommt, dafür aber mit Einsicht und Glück von dem, was er versteht. Er redet als gebildeter und erfahrener Fachmann klar und einfach. Als Christ fühlt er sich verpflichtet zu helfen, als Reformierter verpflichtet, mit der Tat zu helfen. So ist sein sehr wertvolles Buch entstanden.

Die Glarnerlandreise des bernischen Oberförsters *Karl Kasthofer* fällt in die Mitte des August 1822. In Gesellschaft ungenannter Be-

kannter marschierte er am 13. über den Prigel ins Klöntal und nach Glarus. Hier dürfte er sich nur ganz kurz aufgehalten haben, zog es ihn doch nach Mollis, wo er während 2—3 Tagen Gast »des verehrten Zeugherrn (Kaspar) Schindler« war. »Um die einförmige Fahrt auf dem Wallensee zu vermeiden«, wählte der Berner zum Verlassen des Landes »den Weg über den Kirenzenberg«.

Vermutlich war es nicht so sehr die Einförmigkeit der Seefahrt als vielmehr der Wunsch, aus näherer Distanz zu beobachten, was ihn diesen Weg einschlagen ließ. Wie im Vorbericht zu lesen ist, bildeten auf dieser Reise »die landwirthschaftlichen Verhältnisse, auf denen der Wohlstand und auch die Sittlichkeit der Bewohner unsers Hochgebirges beruht, die Forstwirthschaft in ihren allgemeinen Beziehungen auf die Landeskultur, und die Möglichkeit des Anbaus und der Bewohnung oder der bessern Benutzung der hohen Alpenregionen, das vorzüglichste Ziel der Beobachtung und des Nachdenkens«.

Schon im Klöntal vermißte Kasthofer sowohl Ansiedlungen als Versuche landwirtschaftlicher Kultur »des anmuthigsten Thales«. Aber auch die Allmenden der Talfläche zeigen noch zuviel wüstes Land: der Futterkräuterbau könnte hier von großem Nutzen sein. Allerdings setzt der Anbau *dieser* wüsten Felder wie auch des Landes bei der Linthkolonie gehörige Düngung voraus. Leider fand er die Waldungen nicht so behandelt, daß sie zur Düngervermehrung dienen konnten, und überhaupt die Forstwirthschaft in bedenklichem Zustand. Statt der mit unnützem Gebüsch bedeckten Hänge des Kerenzerberges sähe der Forstmann und Wirtschaftskundige dort lieber zahlreiche Edelkastanienbäume. »Müllhorn soll schon für 100 Louisd'ors Kastanien in einem Jahre verkauft haben, wo die Erndte dieser Frucht reichlich ausfiel«. Getreidebau oder landwirtschaftliche Industrie war auf der Höhe des Kerenzerberges nicht sichtbar; »destomehr Fabrikindustrie, da beinahe in jedem Keller des Dorfes Frauen oder Mädchen mit Weben feiner und künstlich gebildeter Leinwand beschäftigt waren«. Zwar hatte Kasthofer in der Nähe des Fleckens Glarus große Pflanzungen an Kartoffeln, Flachs, Hanf, kleinere an Getreide gefunden; der Flachs aber, der hier oben verarbeitet wurde, war meistens fremdes Produkt. Sehr schade sei, klagt der Verfasser, daß die Unternehmungslust nicht solche Verhältnisse korrigiere. Mit Bedauern stellt er fest: »Große Flachspflanzungen sind auch da selten, wo die lebhafteste Leinenfabrikation ist, und die Natur des Landes sich zu dessen Anbau eignen würde«. »Aber wie überall,

so wird auch hier der Aermere nichts Neues versuchen, und die Industrie des reichern Glarner wird nicht von der Landwirthschaft, sondern vom Handel und den Fabriken angesprochen, die größere, wenn gleich nicht so sichere Gewinnste geben«.

Wie groß der Unterschied des Charakters zwischen einem Glarner oder Appenzeller einerseits — und z. B. dem Berner Oberländer andererseits, und dies besonders, wenn man bei beiden Parteien weniger den gemeinen Mann als den Wohlhabenden und Angesehenen vergleicht! Es herrsche in Glarus und Appenzell »ungleich mehr Wohlstand als im Berner Hochgebirg, und ohne Vergleichung eine höhere Geistesentwicklung«. »Der reformierte Glarner soll schlau, erfinderisch, thätig, unternehmend, und gebildeter seyn als der Unterwaldner und Schwyzer«.

Außer den genannten Gegenständen sind es noch die Milchkamern auf den Alpweiden des Klöntals und im Zusammenhang damit die Ziegerfabrikation, sowie letztlich das Linthwerk mit der Linthkolonie, welche das gemeinnützige Interesse Kasthofers in Anspruch nehmen. Nebenbei kommt dann noch kurz eine künstlerische und eine andere, konfessionelle Angelegenheit zur Sprache. Jene betrifft das Geßnerdenkmal im Klöntal, das »in der That wohl nirgendwo im Alpengebirg in so romantischer Umgebung der Natur hätte errichtet werden können. Nur schade, daß das Denkmal von keinen Wohnungen zufrieden und einfach lebender Hirten umgeben ist! Einsam, verlassen und unbegriffen steht es hier, und erinnert unwillkürlich an die Stimme des Weisen in der Wüste.«

Die konfessionelle Angelegenheit betrifft die »große Volksbewegung vor wenig Tagen« wegen des plötzlichen Verschwindens der Söhne eines aus den Niederlanden zurückgekehrten reformierten Glarner, der eine Katholikin geheiratet hatte, welche nun der reformiert erzogenen Söhne wegen vom Priester in Glarus geängstigt wurde. Für den evangelischen Kasthofer war es eine mächtige Genugthuung, daß dank des energischen Auftretens der Glarner die Söhne unverzüglich wieder auftauchten.

Die fruchtbare Kritik, die der bernische Reisende den Lesern seines Buches unterbreitete, mußte ihnen dieses wertvoll machen. Zugleich bot es in guter Sprache so glückliche Reflexionen, daß die Lektüre zum Genuß ward. Noch zwei Dezennien später zog Oswald Heer es zu Rate bei der Abfassung seines Anteils am »Gemälde des Kantons Glarus«.

Insofern als *Hirzel-Escher* — von unserem Standpunkt aus gesehen — als »Entdecker« der Route von Schwanden durchs Niedertal über den Durnachtalergrat nach Linthal und jener zweiten von Linthal über die Brächalp und den »Faulen« ins Bisis- und Muothatal anzusprechen ist, verdiente seine Beschreibung der beiden Touren unverkürzt wiedergegeben zu werden. Da andererseits diese Beschreibung seitenweise Geognostisches, d. h. veraltete Wissenschaft enthält, ist Kürzung trotzdem geboten.

Verglichen mit dem ähnliche Interessen zeigenden Escher erweist sich Hirzel als der ängstlichere Tourist, als der weniger gewandte Stilist. Dafür, daß er weniger ausschließlich als Escher sich in seinem Reisebericht einzig der Wissenschaft verschreibt, sind wir ihm dankbar.

Ausgerüstet mit Bergschuhen, Alpenstock, Barometer und Hammer bestieg Hirzel am 11. September 1823 vom Wäggitäl aus den Redetenstock oder Mutteriberg (im »Gemälde«: Rädertenstock), wandte sich dann hinunter ins Klöntal und langte mit einbrechender Nacht in Glarus an, wo er erfuhr, daß »die zwei besten Gemsjäger und Führer nach dem Glärnisch« — Joseph Hösli genannt »Puckel« und Andreas Stüßi z'Birg, d. h. auf die Jagd gegangen seien; daß er zudem eine Besteigung des Glärnisch vom Klöntal aus hätte unternehmen sollen.

Den ursprünglichen Plan abändernd, entschloß sich Hirzel, nun unter Führung des alten Gemsjägers Iselin, und weiter in Gesellschaft eines Tagelöhners aus Zürich, als wohlfeilen Trägers, die Freiberge zwischen dem Klein- und dem Großtal zu besuchen. Am 12. September früh wurde aufgebrochen und von Schwanden aus der Aufstieg durchs Niedertal unternommen. Auf Mettmen, der mittleren Niedernalp, erlaubten sich die Touristen, in Abwesenheit aller Hirten einige Kühe selbst zu melken. Eine Stunde oberhalb der Sennhütten auf Oberstafel wurde Halt gemacht, »theils um den Barometer zu beobachten, der 7100 Fuß über Meer zeigte, besonders aber um den herrlichen Anblick der ringsherum aufgetürmten Gebirge zu genießen«.

In der öden Wildnis des bald nachher erreichten Durnagelgrates jagten die Bergsteiger »ganze Scharen von weißen und grauen Schnee- oder Streichhühnern, die weniger flogen als sprangen«, vor sich her. Schwer vermißte dagegen besonders der alte Iselin jene Rudel von Gamsen, die er in früheren Zeiten mit Sicherheit hier anzutreffen gewußt hatte. Vor allem in der Unordnung der Revolution — so er-

klärte er dem Zürcher Herrn — wäre dem Jagdverbot nicht mehr nachgelebt worden; aber auch jetzt, ungeachtet der hohen Bußen, würde noch viel gefrevelt. Der steile Abhang des Durnageltales lieferte Hirzel ein auffallendes und belehrendes Beispiel, wie die Holzbekleidung, solange man sie nur schonend benutzt und nicht ganz oder größtenteils wegschlägt, auch die steilsten Gehänge samt den darauf ruhenden Alpenweiden vor dem Ruine bewahrt.

Gerade vor einbrechender Nacht erreichten die Touristen Linthal, wo sie sich »in dem guten Wirtshause des Herrn Legler« einquartierten. Die Liegenschaft, die wir gewohnt sind »Secken« zu nennen, heißt Hirzel »Säggen« und will den Namen ableiten »von den nahe dabei liegenden Sägemühlen«.

An Stelle des alten Iselin trat für die Tour ins Bisis- und Muothatal der von zwei im »Säggen« zufällig anwesenden geistlichen Herren empfohlene Schuster und Gemsjäger *Obrecht* aus Luchsingen. Am Morgen des 13. September stieg man »in nordwestlicher Richtung, sehr steil längs dem Braunbache hinan, auf dem Wege der nach der Stachelberger Heilquelle führt, und den schwindlichte Personen nicht betreten müssen, da er an kahlen Felswänden und auf schmalen Treppen ohne Lehen über ziemlich tiefe Abgründe hin führt. Man kommt in einer halben Stunde zu der etwa 900 Fuß über dem Talgrunde gelegenen bekannten Heilquelle. In einer ausgesprengten Felsenhöhle, die mit einer Türe verschlossen ist, fließt sparsam ihr Wasser aus einer in eine Felsenritze eingepaßten Röhre, nicht viel stärker als aus einem hier gebräuchlichen Handgießfasse, in ein kleines Bassin, von wo es durch eine Röhrenleitung aufgefaßt in den Talgrund hinabgeführt wird, daselbst aber ganz verdorben und kraftlos anlangt, weil wahrscheinlich die Leitung Fehler hat, so daß alles in Buteillen zu versendende Wasser von einem dazu bestimmten Manne an der Quelle selbst gefaßt und auf dem mühsamen und gefährlichen Wege auf dem Rücken hinunter getragen werden muß. Es scheint dem mit Mühe und Gefahr an diese Stelle gelangten Reisenden unglaublich, daß ein Mann mit einer Last von dreißig bis fünf und dreißig gefüllten Flaschen, die also bedeutend mehr als 100 Pfund wiegen, drei male täglich diesen Weg machen könne; er hat nämlich an diesem sparsam fließenden Brunnen zwei volle Stunden mit Füllung der 35 Flaschen zu tun. Die Quelle liegt 2910 Fuß über Meer und ihr Wasser hat eine Temperatur von +70 Reaumur; es war von etwas gelblich grüner Farbe, und sein Geschmack an der Quelle selbst nicht so widrig, wie aus den längere Zeit verschlossen gewesenen Flaschen.«

Von der Quelle gelangten die Touristen über die untere auf die obere Brächalp, wo in einer der »schönsten, neu erbauten Sennhütte des Glarnerlandes ein kräftiges, munteres und gesellschaftlich unterhaltendes Hirtenvolk« die Gäste mit einem vorzüglich schmackhaften »Rührum« bewirtete. (Hirzels »Rührum« ist dasselbe wie das urchiglarnerische »Ghium«.)

Viertelhalb Stunden nach Verlassen der obersten Hütten der Brächalp stiegen die Touristen endlich auf den Schichten-Köpfen des Kalksteins »wie auf einer sehr unbequemen Treppe, deren Stufen wenige Zoll breit und zwei bis vier Fuß hoch sind, hinan bis auf den höchsten Punkt«, den Hirzel zu seiner Freude als die Spitze des von den Zürchern »Riseltstock« genannten Berges agnoszierte. Ein Schwyzer Gemsjägerklärte ihn am Abend dieses Tages dahin auf, »daß nur die wenig unterrichteten Glarner diesen Berg den *Faulen* nennen, daß aber seine Höhe noch zum Kanton Schwyz gehöre und eigentlich Griselt- oder Griseltenstock hieße«. Hirzel möchte vorschlagen, daß auf Landkarten und auch sonst die Berge jenen Namen erhalten, den sie im zugehörigen Lande tragen.

Gefährlicher als der steile Aufstieg auf den eine herrliche Aussicht bietenden Faulen-Rieselstock war der den Blick in eine schauerliche Tiefe führende Abstieg. »Deßwegen mußten wir doppelt auf der Hut sein und jeder dem andern ganz nahe folgen. Da wo die Schichtenköpfe, die unsere Stufen bildeten, so breit waren, daß wir den halben darauf absetzen konnten, ging es noch ordentlich; aber oft war an der kahlen Felswand 5 bis 6 Fuß hoch kein solcher Tritt zu finden. Dann mußte der vorangehende Führer seinen Stock fest an den Felsen stämmen, oder die Spitze desselben in eine Felsritze zu stoßen suchen, und uns nachfolgenden auf diese Art einen Tritt zu verschaffen suchen.« Hirzel, als Barometerträger, war besonders froh, als man etwa nach einer Stunde das Schlimmste zurückgelegt hatte.

Bei der Hütte der Alp Bärensol stießen die Touristen zu ihrer Freude endlich wieder auf Hirten und Herden, und Obrecht, der grundlegliche und bescheidene Führer, konnte nun verabschiedet werden. Diesen Abstieg nicht, wohl aber den Aufstieg auf den Faulen hatte Obrecht nach Zeugnis der oben erwähnten geistlichen Herren im Laufe eben dieses Sommers verschiedentlich unternommen, und zwar als »sonntägliche Lustpartie« mit ganzen »Gesellschaften von Talbewohnern, unter denen sich auch Weiber befunden«.

Hans Ezold, ein Landwirt wendischen Ursprungs aus Altenburg an der Pleiße, unternahm seine Fußreise in die Schweiz als ein Vierziger, im Sommer des Jahres 1825, und zwar nicht ohne zuvor sich von *Fellenberg* in *Hofmühl*, der ihn 1819 in Altenburg besucht hatte, Adressen in der Schweiz verschafft zu haben, wo er des berühmten Berners Empfehlungen vorweisen konnte. In seinem Schreiben charakterisiert Fellenberg den Altenburger als besonders für landwirtschaftliche und pädagogische Einrichtungen sich interessierenden Lernbegierigen, der ihm selbst gastlich-liebevolle Aufnahme geboten habe, und für den er freundliche Förderung erbitte. »Wo meine Freunde und Bekannte einen Gegendienst der Art von mir wünschen, werden sie mich erfreuen, denselben von mir zu verlangen.«

Ezold gibt in seinem Reise-Tagebuch den Rat: man reise nicht in Gesellschaft, sondern womöglich ganz allein! — und er hat auf seiner Schweizerreise diesen Rat befolgt. In seinem Ränzel führte er Glutzens »Handbuch für Reisende in der Schweiz« (IV. Aufl., Zürich 1818) mit, und orientierte sich an der »sehr schönen, instruktiven Kellerschen Karte«. Auch die Ebel'sche Beschreibung des Glarnerlandes scheint er gekannt zu haben. Als übrigen Inhalt seines Ränzels zählt Ezold auf: »ein blauseidener Regenschirm, ein Perspektiv, ein Thermometer, ein Portefeuille von rothem Saffian, ein Etui u. s. w. und einige Kupferstiche.« Unter dem »u. s. w.« dürften Wäsche und Toilettengegenstände zu verstehen sein.

Der Reisende betrat unser Land erstmals bei Biltten, am 27. August 1825, und erlebte auch gleich eine Enttäuschung, indem trotz des vorgewiesenen Empfehlungsschreibens der dortige junge Pfarrer ihm zwar eine Unterredung gewährte, aber wahre Gastfreundschaft zu üben nicht gewillt war. Ezold erklärt, daß er Gastfreundschaft »bei den höheren Ständen der Schweiz so selten gefunden habe«. Im kurzen Gespräch mit dem Biltener Pfarrer (*J. R. Schuler*) erfuhr er zu seiner Verwunderung, daß hier nicht wie in seiner Heimat ein Konsistorium, sondern daß die Gemeinde selbst sich Pfarrer und Lehrer bestellt, und daß, sobald einmal ein Vertrag mit einem Pfarrer abgeschlossen ist, die Gemeinde kein Recht mehr hat, »solchen ohne erhebliche Ursachen wieder aufzuheben, welches Recht jedoch dem Pfarrer zusteht«.

Nach dreistündiger Fußwanderung gelangt Ezold noch am Abend des gleichen Tages nach Glarus, dessen Lage am Fuße »gigantisch-pyramidalen Gebirgsstöcke« ihn auch deswegen stark beeindruckt,

weil »man in dem engen Thale kaum einige Quadrat-Ruthen Himmel über sich erblickt«.

Da anderntags Sonntag war, gedachte der Lutheraner, »einmal einem reformierten Gottesdienste beizuwohnen«. Der noch junge Geistliche (Pfarrer Joh. Heinr. Heer 1787—1835) »der alten, gothischen Hauptkirche zu Glarus... hielt eine Predigt über das Thema: die Freiheit des menschlichen Geistes beruht in dem Glauben an Jesus und die Religion, und in Beherrschung seiner selbst. Die Rede war nicht nur ganz logisch und populär, ohne alle Citationen und Allegorien, sondern sie wurde auch mit so viel Anstand und Wärme vorgetragen, daß ich gegen meine Absicht bis ans Ende derselben festgehalten wurde.« Die »ganz vernunftgemäße Handlung der reformierten Gottesverehrung« findet Ezold der katholischen völlig entgegengesetzt. Dies sei unstreitig die Mauer, welche sich selbst in den paritätischen Cantonen zwischen beide Confessionen stellt und keine Annäherung derselben zuläßt.

In den Dörfern südlich von Glarus fand der Reisende, da es Sonntag war, »die Landleute in Gruppen vor ihren Häusern versammelt. Alle waren nett und reinlich gekleidet, und so sehr ihnen auch meine Kleidertracht auffallen mochte, so waren sie doch immer artig und freundlich gegen mich. Bescheiden und gefällig beantworteten sie meine Fragen, und verhielten sich ganz ruhig, während ich mit ihnen sprach. Die Munterkeit und frohe Heiterkeit im Betragen, das trauliche Zusammensitzen der Greise mit den Jünglingen und Mädchen, und die blühende Gesichtsfarbe der jungen Leute hatten einen solchen Reiz für mich, daß ich oft Mühe hatte, mich von diesen Gruppen loszureißen.« Mit der Versicherung ihres »ruhigen Verhaltens« spendet Ezold den glarnerischen Landleuten hier insofern ein besonderes Lob, als er in Stuttgart Veranlassung gefunden hatte, das mutwillige Frauenvölkchen, das ihn ungeniert befragte, zu fliehen.

Am nächsten Tage führte eine vierstündige Wanderung durchs Großtal den Fremden nach Linthal, wo er in dem von einem Rats Herrn und dessen in einem Institute erzogener, gebildeter Tochter, vorzüglich geführten Wirtshaus, ein »sehr gutes Mittagessen« zu sich nehmen und vor Antritt der Tour nach der Pantenbrücke sich etwas ausruhen konnte. Das furchtbare Gewitter, das ihn nachher überraschte, zusammen mit der gleich zu erwähnenden unheimlichen Nacht in der Aelplerhütte ob dem Klöntal, zählte Ezold unter die »merkwürdigsten und schönsten Augenblicke« seines Lebens.

Am Morgen nach der, infolge Uebermüdung gelegentlich der Pantenbrücke-Tour, schlaflosen Nacht, verließ Ezold das ebenso gut als

billig geführte Wirtshaus in Linthal, um über den Klausenpaß in die Urschweiz zu gelangen. Aber schon am 25. September wieder wandte er sich den glarnerischen Marchen zu und befand sich zur Zeit des Sonnenunterganges auf der Höhe des Pragelpasses. Netstal war noch weit — es galt eine Unterkunft zu finden. Schon wollte Ezold in einer weiter unten gelegenen, leerstehenden Hütte Quartier beziehen, als ihm einfiel, daß er »im Canton Glarus, und zwar in der Gegend sei, in welcher sich den jetzigen Sommer hindurch wütende Füchse gezeigt hatten, gegen welche sogar die glarner Regierung Maßregeln zu nehmen sich genötigt gesehen hatte«. Trotz großer Müdigkeit ging er weiter und verirrte sich in der Dunkelheit eines Waldes gründlich. Zweimal begegneten ihm finstere Gestalten, zweifellos Holzer, die um den Weg zu fragen er allen Mut zusammennehmen mußte. »Jedoch unser verschiedenes Deutsch machte es uns so schwer, einander zu verstehen, daß wir unsere Fragen und Antworten oft mehrere male wiederholen mußten«. Endlich gelangte Ezold zu einer von einem Bergbauern, dessen Frau und zwei Kindern bewohnten Hütte, in der zu übernachten ihm bereitwilligst zugestanden wurde. »Kaum hatte ich meinen Ranzen abgeschnallt und neben mich hingelegt, so fielen die beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von 14—16 Jahren, über denselben her und durchsuchten mit kindischer Freude alle die schönen Sachen die ich bei mir führte, und von welchen sie, ihrer Unbedeutendheit ungeachtet, bis jetzt kaum eine Ahnung gehabt haben mochten.«

Die Hütte selbst bezeichnet Ezold als »elend«. Nicht viel besser als diese ihre Wohnung sei der Bewohner Nahrung. »Kartoffeln und Zieger, ohne Brot, Salz und Schmalz, ist ihre tägliche Speise, und einige Stückchen Leinwand machen ihre ganze Kleidung aus«. Zu der gewohnten Reinlichkeit der Schweizer stand der Schmutz des ihm am Boden zubereiteten Nachtlagers in größtem Kontrast. Von den ihm angebotenen Kartoffeln und Zieger wagte der Gast nicht zu essen aus Besorgnis, es möchte ihm unwohl machen. Zum Hunger gesellte sich das Unbehagen, das ihm der ihn unverweilt beobachtende Aelpler, sowie die Erinnerung an die zwei finstern Gestalten bereitete. Was ihn aber vor allem schlaflos hielt, waren die »wenigstens 10 000 Schock Flöhe«, die aus der schmutzigen Bettdecke über ihn herfielen.

Als es Tag war und Ezold sich nach seiner Schuldigkeit erkundigte, erkannte er erst, wie ehrliche Leute seine Wirte waren, nahmen sie doch für Milch und Nachtlager keine Entschädigung an, und nur im Rücken des Vaters konnte er dem Mädchen ein Fünfbatzenstück

in die Hand drücken. »Schon hatte ich mein Ränzchen aufgeschnallt und war im Begriff Abschied zu nehmen, als mich der Alte mit etwas beängstigender Miene fragte, ob ich schreiben könne. Als ich dies bejahete, brachte er ein zusammengerolltes Blatt Papier aus der Tasche« — eine Quittung über 50 Kronenthaler — »und bat mich, seinen Namen darunter zu schreiben.« Das war es, was ihn am Abend zuvor so beschäftigt, und weshalb er mich so examinierend betrachtet hatte. »Obwohl ich es hier gewiß nicht besser fand als Odysseus bei seiner Einkehr bei dem Schweinehirten, so tat mir doch die Gastfreundschaft dieser Leute wohler, als wenn ich an reich besetzter Tafel geschmaust oder in weichen Betten geschlafen hätte.«

Da Ezolds Kasse am Versiegen war, da er das am 30. September in Rorschach abfahrende Dampfschiff benützen wollte und mußte, hieß es auf einen Besuch der Linthkolonie, an deren Leiter, Erzieher Lütshg, er einen Empfehlungsbrief besaß, verzichten. So schlug Ezold von Netstal aus den Weg nach Mollis ein, wo er bei dem Fabrikherrn *Dietrich Schindler* vorzusprechen gedachte. Aber dieser war eben nach Glarus gefahren, zur Teilnahme an der Gerichtssitzung in Sachen der berüchtigten Kriß Hans und Klara Wendel. Als Schindler des Nachmittags gegen 4 Uhr nach Hause kam und das dort abgegebene Schreiben gelesen hatte, kam er sogleich selbst zu Ezold in den Gasthof und gab ihm hier »alle Beweise ächter Gastfreundschaft« — wodurch er das Verhalten des Biltener Pfarrers aufs schönste korrigierte.

Von Mollis aus ging Ezold entlang dem alten Flußbette der Linth und wandte sich dann nach Weesen, wo ihm Stellen gezeigt wurden, »wo noch vor vier Jahren die größten Schiffe des Sees anlegten, die jetzt gänzlich vom Wasser befreit und zu den schönsten Gärten umgeschaffen sind«. Die Linthkorrektur, sagt er, wird der schweizerischen Eidgenossenschaft »nach Jahrhunderten noch zu Ruhm und Ehre gereichen«.

*

In ihren »Lettres sur la Suisse par M. M. de Golbery & Engelmann, accompagnées de vues dessinées d'après nature par Mr. Ville-neuve« erweisen sich die drei Franzosen als Reisende von der besten Art, die mit kunstgeübtem Auge der Landschaft Schönheit genießen, die gleichzeitig reif und unbefangen genug sind, den *Menschen* und nicht dessen Kleid als Wesentliches gelten zu lassen. Für sie, sowie für ihren Richisauer Gastgeber *Gallati** ist es gleichermaßen

* Rudolf Gallati (1775—1836), Katholik, Sohn des Ratsherrn Joseph Adam Gallati von Netstal.

ehrenvoll, daß sie als Exponenten so verschiedener Welten gegenseitig ihren wahren Wert erkannten. Trotzdem die Zeilen wenig handgreifliche Neuigkeiten enthalten, möchte man sie nur ungern missen. Immerhin: da Villeneuve eben an der Stelle zeichnete, wo Suworows Kriegskasse in den See versenkt worden sein soll, können zukünftige Schatzgräber an seiner Zeichnung sich orientieren, wo sie suchen müssen.

Der zwölfte der in Rede stehenden Reisebriefe wurde von *Golbery* am 29. Juli 1826 im Chalet de Richisau geschrieben, während eines Tages, wo vom Morgen bis zum Abend unfreundliches Nebelreiben herrschte.

« Il fallait donc chercher, dans le chalet et en nous-mêmes, quelques moyens de passer le moins tristement possible cette longue et maussade journée. Nous avons déjà une excellente ressource à cet égard, dans le caractère de notre hôte, ce bon Rodolphe Galatin, dont je vous ai parlé, Madame, dans une lettre précédente... Le brave homme employa tous ses soins à nous distraire, et ce fut en nous occupant de lui, de la vie qu'il mène au chalet, et des soins et des travaux qui la remplissent. »

In jenem Schreiben vom Vortage heißt es: « Quoique l'hospitalité ne soit pas une vertu dans ces montagnes... je dois aussi de mon côté acquitter ma dette envers notre hôte; mais je n'ai pour cela d'autre moyen que de vous nommer ce brave homme, Rod. Galatin, de Glarus. Encore ignorera-t-il toujours ce simple hommage que je lui rends, et jusqu'au tendre souvenir que je lui conserve. Heureux toutefois, heureux ces hommes de la nature, dont ce vain bruit que nous appelons la renommée ne peut percer la solitude, pour lui la gloire même est sans échos, et dont la vie, cachée dans le désert, demeure impénétrable aux vertus, comme aux vices de notre monde. »

Des Franzosen Abschied von Gallati, und ihre weiteren Erlebnisse sind beschrieben in zwei aus Glarus und Linthal datierten, an aufeinanderfolgenden Tagen verfaßten Briefen.

30. Juillet: « La solitude excerce sur les cœurs des hommes qu'elle rassemble une sorte d'attraction qui les rapproche, qui les pénètre en quelque sorte, au point qu'après un jour et deux nuits passés au chalet de Galatin, il nous semblait que nous y avions longtemps vécu, et que nous étions pour lui de vieux amis. Il voulut nous accompagner jusqu'aux limites de sa propriété. La nous dîmes adieu avec une émotion qu'il partagea; nous nous serrâmes encore une fois la main, en nous promettant de ne pas nous oublier, et même

de nous écrire; et si jamais ces lignes, que je trace pour lui, en vous les adressant, parviennent jusqu'au fond de sa retraite, il verra que dans cet autre monde où je vis, et qui est si différent du sien, j'ai gardé ma promesse, aussi bien que son souvenir. »

Klöntaler Bauern, die die beiden Franzosen später den See und die ganze Landschaft so eingehend sich betrachten sahen, bildeten sich ein, die Fremden forschten nach verborgenen Schätzen. « L'un d'eux nous apprit alors, qu'en ce même endroit où nous étions arrêtés, un mulet chargé d'une partie de la caisse de l'armée russe, était tombé dans l'eau, et s'y était englouti avec son précieux fardeau. Quelque temps après, la caisse fut aperçue au fond de l'eau, par un des hommes occupés à diriger les bois qu'on fait flotter sur le lac et dans la Löentsch, jusqu'à Glarus; cet homme parvint à l'enlever au moyen de sa longue perche munie d'un crochet; mais au moment où il croyait l'amener sur le rivage, surpris par l'arrivée imprévue de quelques-uns de ses camarades avec lesquels il ne voulait pas partager son trésor, il la laissa retomber à sa place pour l'y reprendre plus tard. Le mouvement irréfléchi d'une avidité mal entendue fut puni, comme il devait l'être; la caisse abandonnée à elle-même glissa dans un nouvel abîme, où elle n'a plus reparu... »

Daß die verwöhnten Künstler aus Paris das Geßnerdenkmal und der Ort, wo sie es entdeckten, doch zu primitiv anmuteten, können wir verstehen, ohne deswegen ihre Ansicht völlig zu teilen. Gerne glauben wir aber ihrer Versicherung, daß Alt-Glarus sich 1826 präsentierte als »un très-beau bourg, auquel il ne manque qu'une enceinte fortifiée, pour être une charmante petite ville gothique«.

Von der Route durchs Großtal nach der Pantenbrücke («ce site épouvantable») bemerkt Golbéry: « Il faudrait s'arrêter ici chaque pas, si l'on voulait dessiner tout ce qui s'y trouve d'admirable. »

*

Der Engländer *Charles Joseph Latrobe* (1801—1875), höchst wahrscheinlich westschweizerischer Herkunft, wurde 1851 Gouverneur von Victoria (Australien). In seinem äußerst beliebtem Buche: »The Alpenstock« (London 1829) widmet er auch dem Glarnerland ein paar wenige Seiten. Er betrat es vom Walensee her über den Kerenzerberg, in der zweiten Hälfte des Oktober 1826. Latrobe ist vor allem offen für die Schönheiten der Natur, und so nimmt denn die Wiedergabe der Eindrücke seiner Wanderung über den Kerenzerberg und jener durchs Klöntal und über den Pragelpaß den Hauptraum der

Schilderung ein. Schade, daß er sein Absteigequartier in Glarus nicht nennt und nicht etwas näher auf dessen merkwürdige Innenarchitektur eingeht, deren angedeutete Sonderbarkeit ihn ans »Castle of Saint Anne« erinnert.

*

Seinen »Impressions de Voyage« (Paris 1833, 1834) zufolge hat *Alexandre Dumas* (1802—1870) im Sommer des Jahres 1832 auch unserem Lande die Ehre seines Besuches erwiesen. Die uns vorliegende Ausgabe der »Impressions« ist 1861 bei Lévy-Frères, Paris, erschienen. Aus S. 287 des zweiten und S. 66 des dritten Bändchens geht hervor, daß, wenn Dumas nicht zufällig bei einem sonntäglichen Schießen in der Urschweiz den Prosper Lehmann aus dem Glarnerlande angetroffen hätte, er kaum dahin gekommen wäre.

Mit einem in Rapperswil gemieteten Cabriolet will Dumas zwischen Weesen und Näfels »entre un précipice de quinze cents pieds de profondeur et une montagne presque à pic« gefahren sein.

Da Prosper Lehmann nicht in Glarus selbst, sondern in dessen näherer Umgebung wohnte, verweilte der Gast nur so lange in Glarus, »que le temps de regarder les peintures à fresque qui ornent une maison en face de l'auberge, et qui représentent un combat entre un croisé et un Sarasin, une femme, jetant un bouquet par une fenêtre, et un lion debout derrière des barreaux...«

Die Seiten 76 — 90 schildern Vorbereitung und Durchführung einer von Seerüti aus unternommenen Gemsjagd am Glärnisch. Lehmann und Dumas erlegen angeblich zusammen drei Tiere.

In seinem späterhin zu erwähnenden Büchlein läßt sich *Ferguson* wie folgt aus über des Franzosen »Impressions«: »... ein Buch, das, beiläufig gesagt, allerdings angenehm zu lesen ist, wie jedes Buch eines solchen Schriftstellers, mir aber der Nüchternheit zu ermangeln scheint, die einer Reiseerzählung den Anstrich des wirklich Erlebten giebt, und mehr, wenn ich so sagen darf, den Gedanken erregt, daß die Schweiz Monsieur Dumas, als daß Dumas die Schweiz besucht hätte.«

*

Alex. Martins dreibändiges Werk »L'Hermite en Suisse« — eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche in der Schweiz — erschien 1829/30 in Paris. Der Bericht über Martins Aufenthalt bei uns findet sich im zweiten Band und beschlägt nahezu 50 Seiten. Der Verfasser erweist sich darin als äußerst belesen und leider bestrebt,

weniger ein »*tableau fidèle des mœurs*« — wie er versprochen —, sondern vielmehr romanhafte Unterhaltungslektüre zu bieten. Schon in seiner Angabe, daß die Glarner ihre Hexe 1782 *verbrannt* hätten, zeigt er sich als unzuverlässig. Wo er von der Gegenwart berichtet, gerät er vollends ins Schwadronieren. So will er bei der Pantenbrücke einem ihm bekannten Oxforder Studenten begegnet sein, der unter seiner Weste kostbare Manuskripte geborgen und verborgen hielt: «*des lettres de grands hommes de la Suisse: j'ai du Luther, de l'Erasme, du Calvin, du Melancton.*» (!)

Bei Martin sucht der Glarner Gensjäger seinen Standort auf, »*gravissant les montagnes en chantant la chanson du chamois*«. Pasziert ihm hiebei oder bei schwerer Flözarbeit etwas Tödliches, so scheidet er mit der Versicherung des Kollegen, »*on fera sur votre mort une belle chanson qu'on chantera sur nos Alpes*«.

Gemessen daran, daß Martin die Strecke von Walenstadt nach Glarus zweimal und zu verschiedenen Jahreszeiten ausgeführt, und daß er sich in Glarus selber während mehrerer Tage aufgehalten haben will, nimmt sich sein wortreicher Bericht umso ärmlicher aus.

*

Wie *C. F. Drieling*, »*een Hollandsch Dichter*«, aus Rotterdam in seinem »*Aanteekeningen op eene Reize naar Zwitserland...*«, erzählt, hat er 1829 in Gesellschaft eines jungen Freundes, begleitet von einem Führer aus Zürich, das Glarnerland vom Klausenpaß her erreicht. Sie waren bewehrt mit Bergschuhen und Alpenstock und holten sich — außer bei ihrem Führer — auch Rat in Ebels »*Anleitung*«. Bei der Niederschrift seiner Reiseerinnerungen hat Drieling auch Simonds »*Voyage en Suisse*« benützt. Da die fremden Gäste Samstag, den 25. Juli, noch in Andermatt, am Abend des 26. Juli bereits in Ragaz sich befanden, hat ihr Aufenthalt im Glarnerkaum 24 Stunden gedauert. So wundert es uns nicht, in des Holländers Bericht nur wenig Neues, Selbständiges zu entdecken. Nach land, die Nacht vom Samstag auf den Sonntag mit eingerechnet, der anstrengenden, teils allerdings zu Pferd ausgeführten Tour über den Klausen, kehrten die Reisenden am Samstag abend im Gasthaus »*zum Zecken*« (Secken) an, wo sie ein bescheidenes, aber sauberes Zimmer erhielten, worin außer hölzerner Bank und Tisch ein großer Schrank das alleinige Mobiliar bildete. Dafür ging die Aussicht aus dem Fenster auf »*de rozenverwige ijsvelden van den Dödiberg*«.

Am Sonntagmorgen fuhren sie auf hartem Char-à-bancs über holperige Straßen durchs herrliche, fruchtbare Linthal. Von den manchen

ihnen begegnenden, zur Kirche sich begebenden Frauen in ihren besten Kleidern »waren er geene, die op schoonheid konde roemen«. Die schwarz gekleideten Männer mit ihren hohen Hüten ermangelten nicht der Würde.

Im nicht näher bezeichneten Gasthaus zu Glarus zog das Portrait Eschers von der Linth den Blick des Fremden auf sich.

*

Theodor Mügge (1806—1861), Schriftsteller, Verfasser von Reiseerinnerungen, betitelt »Die Schweiz und ihre Zustände«, war bei uns im Juli 1846, nachdem er bereits andere Länder, Schweden und Norwegen, bereist und seine Eindrücke in je zwei Bändchen herausgegeben hatte. So wundert es uns nicht, ihn als gebildeten, erfahrenen Reisenden kennen zu lernen. Darüber hinaus erweist Mügge sich als selbständiger Freigeist, der wie wenige Reisende auch am »Volk und dessen Leben im Staate« teilnimmt und sich nicht zufrieden gibt damit, daß er wie der große Haufe mit dem benützten »Handbuche und dessen Beschreibungen mehr oder weniger einverstanden gewesen« ist.

Mügge erreichte unser Land über den Pragelpaß. Durchs schmale, liebliche und doch wieder wilde Klöntal marschierend, sah er manche »Holzrutsche« hoch hinaufführen, sah die mächtigen Stämme herabschießen, die nachher auf Wagen geschrotet und auf der wohl erhaltenen Fahrstraße zu einer Sägemühle geführt wurden. Den Hauptverdienst allerdings bot dem Glarner zur Zeit die Fabrikarbeit. Ein alter Mann, mit dem er eine Strecke weit wanderte, meinte: »Wenn wir in Glarus nicht die Fabriken hätten, so würden wir uns untereinander auffressen...« Daraus, daß Oberst Kunz von Zürich die bedeutendsten Spinnereien hier im Glarnerland angelegt hat, schließt Mügge, daß die Arbeitskraft hier noch um etwas billiger sein wird als in Zürich. Die Fabrikleute fand er »oft auffallend bleich, und dünn von Gliedern«, und schreibt dies mit ihrer Ernährung, die hauptsächlich aus der in der Schweiz »meist schlammig und wässerig« gedeihenden »Erdtöffel« besteht, zu. Aber auch die Sennen auf der Sandalp beneidet er nicht. Zur Zeit seines Besuches dort oben weideten darauf 44 Kühe und eine Anzahl Ziegen und Schafe, die für 15—20 Schillinge »von den Pächtern als Pensionäre angenommen werden«. Für eine Kuh entschädigte der Senne den Eigentümer mit 10—12 Thalern und benützte dafür die Milch. Die 44 Kühe gaben täglich zwei Käse zu je 40 Pfund. Der Zentner guter Käse wurde in Glarus mit 16 Gulden bezahlt. Der Monatsertrag ergab also 320 Gulden —

die Pachtsumme für die Sandalp betrug damals 750 Gulden. Bedenkt man, sagt Mügge, die Entsagung und Mühe, die Unberechenbarkeit der Witterung und andere ungünstige Zufälle, die der Senne auf sich zu nehmen hat, so begreift man, daß er bei seinen Pachtspekulationen keine Schätze erübrigen kann.

Nach ihm von den Sennen gewordenen Auskünften gibt Mügge die Erzählung wieder, wonach »vor einigen Jahren ein Mann*, der ein Gewehr mit Schrot zur Vogeljagd geladen in der Hand trug, plötzlich dicht vor einem fürchterlichen Ungeheuer stand, das er gar nicht kannte. In seiner Angst schoß er sein Gewehr darauf ab und stürzte die Berge hinunter zu Freunden, denen er sein Abenteuer mitteilte. Man eilte hinauf und fand zum allgemeinen Erstaunen, aber auch zur allgemeinen Freude einen großen toten Bären. Die Schroten waren ihm ins Auge gefahren und hatten sein Leben, das sonst so zäh ist, augenblicklich beendet.«

Von der Sandalptour, die ihm den Anblick »eines der herrlichsten, großartigsten Gebirgspanoramen« verschaffte, kehrte Mügge aus der Nähe der Gletscher, an Alpenrosenfeldern vorbei, über die Pantenbrücke wieder ins Tal zurück. Die von ihm erzählte Sage von der Pantenbrücke findet sich bei Blumer und Heer nicht. Vermutlich war sie ihnen zu jungen Datums, ist sie doch möglicherweise erst kurz vor ihrer Mitteilung durch *Pfyffer zu Neueck*, d. h. kurz vor 1838 entstanden. (Katalog d. Landesbibliothek, S. 524.)

Glarus — »eine freundliche Stadt oder vielmehr ein Marktflecken« — besitzt manche schöne neue Gebäude, verrät Ordnungssinn, Wohlstand und »Lust zur Fortentwicklung«. Es sei ein Vorzug vor Zürich, daß hier noch dies und jenes Haus fesselnde Malereien zeige, wie z. B. den wilden Mann. Wie schade, daß Mügge nicht ein paar der vielen, die Riesengestalt erklärenden Sprüche mitteilt. — »An einigen anderen alten Häusern trifft man noch die Pfauenfedern Österreichs in verblichenen Farben, und ritterliche Wappen.«

Wie anders — ruft Mügge aus — ist es doch hier als in Uri und Schwyz. »Wie ist die schaffende Hand des Gewerbefleißes bis tief in den Schooß dieser Felsen gedrungen und hat mildere Sitten, ein regeres Leben, bessere, auf neuen Ideen über menschliche Freiheit begründete Staatseinrichtungen ins Leben gerufen.« In diesen zeigt sich Mügge wohlunterrichtet und er gesteht, die glarnerische sei »eine der vollkommensten Schweizerdemokratien, die ein Geist der Aufklärung und der Humanität durchdringt«. Wie in allen Schweizer Verfassungen, so auch in der glarnerischen, liege

* Nach Hegetschweiler ein Vetter des großen Thut aus Linthal.

der Hauptfehler in der Menge der Behörden, doch wo *viele* Bürger in Aemtern seien, sei es leichter, oligarchische Aspirationen zu unterbinden. Auch so werde man nicht hindern können, daß eine gewisse Anzahl wohlhabender Familien die Staatsämter teile.

»Das Volk« — urteilt Mügge — »ist offenen Sinnes, lebhaft und fröhlich«. Die Glarner seien auch die besten Kaufleute. Leider hätten sie den Ruhm, auch die besten Flucher der Schweiz zu sein. Man erzählte Mügge diesbezüglich folgende Geschichte: Ein von der liberalen zur klerikalen Partei übergetretener Oberst begann seine Schützenfestrede mit folgenden Worten: »Liebe Freunde und biderbe Eidgenossen — ich bin der Träumer von Solothurn...« weiter konnte er nicht kommen, denn ein Schützenhauptmann von Glarus warf die Kotelette, die er eben zu verzehren im Begriffe stand, dem Redner ins Maul, indem er ihm einen echt glarnerischen Lieblingsfluch zurief: »Wart du ... ich will dich aufwecken!« Ob daraus eine Injurienklage entstand, wußte Mügge nicht; jedenfalls kam es nicht zum Duell, denn in der Schweiz tritt die kaltblütige, rechnende Verständigkeit dagegen auf.

*

So paradox es sich anhören mag: die Kenntnis des um 1848 in Glarus üblichen Wächterrufes verdanken wir einem Schotten, dem ebenso bedeutenden als beliebten Arzt und Schriftsteller *John Forbes* (1787—1861), der ihn uns in seinem Reisebericht sowohl in deutscher Sprache als auch in englischer Uebersetzung aufbewahrt hat.

Auf seiner in der zweiten Augushälfte des Jahres 1848 unternommenen Nord-Süddurchquerung (Weesen—Klausen) des Kantons Glarus ließ sich der Schotte zwar von Murray (das berühmte, sich auch auf *Latrobe* stützende *Hand Book for Travellers in Switzerland*, 1838) beraten, verzichtete aber nicht darauf, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Und dieses lautete in mehrfacher Hinsicht günstig. Forbes' Empfehlung des Stachelbergs dürfte in England wohl beachtet worden sein, und wie durch die Ueberlieferung des alten Wächterrufes uns, so hat der für vieles aufgeschlossene Arzt schon seine glarnerischen Zeitgenossen durch seinen wohlwollenden Bericht zu Dank verpflichtet.

Forbes und seine Begleiter erreichten, von Wallenstadt her, nach herrlicher Dampfschiffahrt Weesen, wo die Wirtin des Hotels »Schwert« ihnen nach eingenommener Erfrischung zu mäßigem Preis einen Einspanner zur Fahrt nach Glarus und hernach ins Großtal besorgte.

Von der Lage des Hauptortes schreibt der Verfasser: die Stadt ruhe »ganz eigenartig in der Tiefe eines Tales... in etwas grober Sprache möchte man sagen — und mit Recht — daß sie in einem Loch liegt, sofern man es sich erlauben darf, einer so eigenartigen und wunderbaren Gegend einen solchen Namen zu geben«.

In der Stadt Glarus lauten die Abend- und Morgenrufe (des Wächters):

Ich komme auf die Abendwacht,
Gott gebe euch allen eine gute Nacht.
Löschet Feuer und Licht —
Daß euch Gott behüet;
Losset was ich Euch sage:
Die Glocke hat zehn geschlage.

*

Steht auf im Namen Herr Jesu Christ,
Dieweil der Tag erschienen ist;
Die Sonne kommt über die Berg' herab,
Drum wünsch ich allen ein' guten Tag.
Losset was ... usw.

Zu diesen Versen bemerkt Forbes: »Die Wächterrufe von Chur und Glarus... sind offenbar von irgend einem Reformer der Wächterrufe modernisiert worden. Sie sind aber sehr alt.«

Die Fahrt ins Großtal zeigte dessen Bewohner damit beschäftigt, das zweite Heu einzubringen. Wo das Gras noch nicht gemäht war, stand es in herrlichem Grün. Ebenso wie dieses Grün bewunderten die Reisenden »die Kunst des Mähens, die jede Fläche so glatt und eben erscheinen läßt wie der feinste Rasen vor einem englischen Landhaus.« Getreidefeldern begegnen sie nicht, wohl aber Pflanzungen von Hanf und Flachs.

Die Badeeinrichtung im Stachelberg bestand »aus 24 einfachen Holzbädern, von denen jedes einen Hahn für heißes Wasser und einen andern für kaltes Mineralwasser hat. ... Das Hotel ist behaglich und sauber, und die Wirtin und der junge Wirt — ihr Sohn — sind sehr achtbare und aufmerksame Leute. Ein Aufenthalt hier dürfte nach meiner Vermutung, auch abgesehen von dem Gebrauch der Mineralquelle, höchst wohltuend sein.«

Bei herrlichem Wetter genossen die Reisenden einen Sommerabend in Linthal und hatten das Glück, auch am Morgen für die

Tour über den Klausen wolkenlosen Sternenhimmel über sich zu finden.

*

J. v. Weißenfluh junior (1799—1885), »Strahler« und hochgeschätzter Bergführer aus Mühlestalden im Haslital, machte die von ihm beschriebenen Touren über den Panixer- und Pragelpaß als Begleiter eines Leutnant Bürki von Bern. Der Ausdruck Weißenfluchs ist nicht überall schulmäßig-korrekt, verrät aber wertvollere Qualitäten, so des einfachen Mannes rasche Auffassungsgabe und sein offenes Auge für viele Gegenstände. Wie gesund nimmt sich seine natürliche Redeweise aus im Vergleich etwa zu der frisierten eines Büeler.

Leutnant Bürki und sein Führer erreichten den Südwall der Glarnergebirge im August 1850. »Des Herrn Plan war, über den Panixerpaß nach dem Kanton Glaris zu gehen. Der Weg führt anfänglich von Panix durch Welder; algemach verschwindet der Wald, und man betrit die begrasten Alpen. Allmelig komt man zu den Sennhütten. Es herrscht hier die üble Gewohnheit, daß das vich allemal zu den Hütten getriben wird. Der Mist läuft massenwis von den Hütten und erzügt eine Menge von Legerkrut, daß ganze Strecken davon überwachsen werden. Hingegen, wenn die Küh auf ihren Plätzen gemolken würden, fette Waiden erzügen würde. Die Granitfelsen heren algemach auf; Kalkgebürg tritt an die Stelle; bald verschwinden die üppigen, grasreichen Wiesen; an deren Plaz tritt ruches Geröll hervor; endlich höret auch dieses auf; an dessen Plaz treten Schneefelder, wo mitunter kahle Felsblaten hin und wider aus dem Schnee hervortuchen und sich allmelig nach Norden in den Kanton Glarus zieht und sich zimlich stark senkt. Schnel durchschritten wir die Bergabhenge; prechtige Alpen, wohl die schönsten, wo ich je gesehen, große Küh, zog alle Aufmerksamkeit auf sich. Schöne Vorsäs, schöne Hüser, aus Holz gebaut, prächtige Ahoren-Welder, freundliche Menschen, dies alles fanden wir in diesem Thal. Wir namen in dem Dorfe Elm unser Mittagessen.

Jez ging es vorwärts dem Fleken Glaris zu. Der Ochsen-Wirth in Glaris war unser Gutschner, welcher uns rasch vorwärts durch die schlechte Straß Thal abwärts führte. Unterwegs stießen wir auf die Schiffergruben, wo die finen Schribtaflen zu Tusenden verfertigt werden. Es arbeiten ganze Dorfschaften daruf und kente noch doplet sovil daruf verwendet werden. Das Thal senkt sich 4 ganze Stunden bis auf Glaris. Glaris ist ein anmutiger Fleken an der Lim-

mat und am FUSE des Glarisch, mechtiger Kalkberg zwischen Glaris und Schwiz. Uns fielen zuerst die großen Ferbieren ins Auge; die mechtigen Gebäude waren um und um umhangen mit geferbten Tüchern. Bald sahen wir das rege Leben von Menschen von jedem Alter und Geschlecht, die eben, da es abends 6 Uhr war, aus den Fabriken theils nach Hus, theils in ihre Kosthäuser wanderten. Jedes Kind grüßt den fremden Reisenden und hebt ehrbietig das Käpli ab. Morgens früh wekten uns die Hammerschlege von Keßleren und Schmiden aller Art und wir sahen bald ein, daß wir uns am Abend nicht getuscht hatten, in einem gewerbflissigen Orte eingezogen zu sin.

Am Morgen 8 Uhr verließen wir diesen gewerbrichen Ort. Der Reiseplan war uber Klöhnthal und Bragelpaß in Kanton Schwiz. Schwülle Regenwolken ruhten an den Bergen; wir kehrten unser Bestimmung zu das Thal einwärts. Aber von einem ungeschikten Glarner irrig gewisen, kamen wir in einen großen Wald, wo wir uns dermaßen verirten, daß wir uns erst in 2 Stunden schweißtreifend an der Ausmündung des Klöhnthal-Sees wider auf der rechten Ban befanden. Wir schritten schnell entlang dem $\frac{3}{4}$ Stund langen, und $\frac{1}{4}$ Stund breiten Klöhn-See thaleinwärts. Hier an den grünen Ufren herrschte Todesstille. Nur am Ende des Sees ist eine Barke angebunden und ein Köhler Familie tribt hier sin gespensterartiges Unwesen.

Bald gelangten wir an den Bergabhang, wo der Berg allmelig sine Stigung annimmt. Hir ist eine Wirthschaft; wir einkehrten; aber unfreundlich war die Wirthin; sie flikte einen alten Kitel, und wenn wir nach dem Wege fragten, so gab sie uns wenig oder keine Auskunft. Wir waren so frey, ihr zu bemerken, daß sie das Kleid ein wenig bey Siten legen und mit uns reden möchte; es blib aber bey dem Alten. Nicht mit großer Wehmut verließen wir dieses unfreundliche Mensch, giengen mit langen Gesichtren vorwärts. Prechtige Matten, große Ahoren-Welder, deren Ansicht prechtig war, entschadnete uns wider für die Unfreundlichkeit der Wirthin.«

*

Schon die Tatsache, daß *Robert Ferguson* seine Tour von Muothal über den Pragelpaß in der zweiten Septemberhälfte des Jahres 1852 in Gesellschaft zweier zufällig ihm begegnender deutscher Studenten unternahm, spricht für seine unbefangene Selbständigkeit, welche ihn — wie solches auch aus andern Stellen seines Büchleins hervorgeht — sichtbar über den Durchschnitt seiner (alle Deut-

schen sonst meidenden) Landsleute hinaushebt. Auch schon das, daß er das *Glarnerland* besucht, scheint ihn vor andern auszuzeichnen, sagt doch Ferguson selber bei Gelegenheit: »An Orten gleich diesem, auf den Spaziergängen um Interlaken oder Luzern begegnet man dem Genus *Snob* — auf dem schwierigen Paß oder der wenig betretenen Tour trifft man nur *Gentlemen*.« Umso peinlicher berührte ihn ein ärgerlicher Irrtum im nicht näher bezeichneten Gasthaus zu Glarus, der ihn in den Schein des anmaßenden Fremden versetzte.

Wennschon ein Deutscher Fergusons »Reisebilder aus der Schweiz« übersetzt hat, so war der Verfasser der deutschen Sprache immerhin so weit kundig, daß er deutsche Bücher lesen und in dieser Sprache sich verständigen konnte. Es spricht sehr zugunsten seines weiten Horizontes, daß Ferguson sogar um unsern Dialekt sich bemühte, allerdings mit dem Erfolg, daß zum Beschluß seines Gespräches mit einer jungen Bäuerin diese ihm sagte: »Na, ich denke, ich verstehe Ihr Französisch besser als Sie mein Deutsch verstehen.« Es fiel dem Engländer auf, daß namentlich die Gebirgsbewohner »weit entfernt, das Kantige der Worte zu beschneiden oder abzuschleifen, eher die Neigung haben, den Klang kräftiger und härter zu machen; aber hier (im Glarnerland) scheinen sie in vielen Fällen — wie bei *Ma* statt *Mann*, *Ha* für *Haben* — sozusagen die Knochen aus den Wörtern zu nehmen«.

Es ist erstaunlich, in wie hohem Maße Ferguson die Literatur zu beherrschen scheint, zitiert er doch die Ansichten und Erlebnisse von über zwei Dutzend Autoren, angefangen bei Aeneas Silvius 1436, über John Ray und Skippon 1663 bis zu Dr. Forbes 1848. Wie dem auch sei — ob er seine Kenntnisse jeweils aus erster Hand oder nur aus Zitaten schöpft —, jedenfalls wählt Ferguson seinerseits die Zitate meist bezeichnend, glücklich.

Ferguson hat das Kleintal nicht besucht, und auch der Landesteil nördlich unter Glarus lag außerhalb seines Weges, der durchs ausnehmend schöne Klöntal, vorbei an der Löntschschlucht und den dort arbeitenden Flözern nach dem Hauptort, und nachher durchs Großtal an die Südmarch des Landes führte, welches er über den Klausenpaß verließ. Der Ort Glarus als Siedelung wird von Ferguson nicht näher beschrieben. Hinsichtlich der Ausschmückung seiner altgotischen Kirche im Innern stellt der Engländer eher erstaunt fest, daß offenbar die katholische Minderheit im paritätischen Gotteshaus ganz nach Belieben schalten und walten dürfe.

Vom Kanton Schwyz herkommend, tritt einem, so versichert auch Ferguson, sowie man sich Glarus nähert, ein »neues und regeres Leben« entgegen. Sogar innerhalb des Gasthauses kommt solches deutlich zur Geltung. »Denn dort findet man nicht nur den Maler mit seiner Mappe, und den Reisenden mit Alpenstock und Ränzel, sondern auch Männer mit Proben und Bestellbüchern — Reisende, die in Oel und Farben machen; oder Käufer, die sich die neuesten, im Schatten des Glärnisch hervorgebrachten Moden beschauen wollen.«

Aber auch außerhalb des Hauptortes springt die Rührigkeit der Glarner in die Augen. »Das romantische (Groß-) Tal ist reich an Fabriken und Gewerbefleiß; die Post kommt täglich mit Handelsnachrichten an, und schwere Wagen voll Baumwolle rollen langsam neben der Linth hin.« Als der Reisende an einer der Fabriken vorüberging, fand er den »Erdboden mit einem Scharlach bedeckt, das mit dem der Klatschrose wetteiferte... Hier wird das aus den höheren Thälern herabgeflözte Holz aus dem Wasser gelangt und zum Gebrauch aufgespeichert, und neben den meisten Fabriken sah man drei oder vier Haufen (Holz) groß wie Heuschöber liegen«. Der Fleiß der Einwohner kam aber auch zur Geltung angesichts des soweit nur möglich ausgenützten Bodens.

So stark das Leben und die Geschäftigkeit des verkehrsreichen Glarus von »der Ruhe, und wir möchten sagen von der Totenstille seines Nachbarn Schwyz absticht, so scheint doch — hierin von dem gewöhnlichen Vorkommnis abweichend — der ackerbauende Canton eine tätigere Presse zu haben als der fabriktreibende, denn während Schwyz sein Tageblatt besitzt, erscheint die Zeitung in Glarus nur zweimal wöchentlich. In einer Nummer die mir in die Hand fiel befand sich eine Anzeige von einem Hauptmann der Armee, der dem Anschein nach auch zugleich Schneider war, und auf seinen Vorrat von Epauletten für alle Grade, zu mäßigen Preisen und verbürgter Qualität, aufmerksam machte. Diese Art zwei Gewerbe miteinander zu vereinigen lockte uns erst ein Lächeln ab: und doch giebt es wahrscheinlich für ihre Größe keine tüchtigere Armee in Europa als die schweizerische, wie es jedenfalls keine billigere giebt.«

Ferguson ist etwa am 20. September, am Mittag eben des Tages im Stachelberg, in dessen Garten die Georginen (Dahlien) blühten, und der Springbrunnen ging, angelangt, da morgens der letzte Badegast das Hotel verlassen hatte und die Saison zu Ende war. Trotzdem wurde ihm ein Essen aufgetischt, dessen er sich ganz unwürdig fühlte und bei dem auch ein Gamsbraten nicht fehlte. Für das Bad am Nachmittag bezahlte der Gast ganze 75 Centimes. Weniger er-

hebend als der Anblick der »in einem wunderbar kühnen und leichten Bogen über die fürchterliche Kluft« gespannten Pantenbrücke war »das kränkliche und verkommene Aussehen vieler Kinder denen ich begegnete. Einige derselben, die nicht älter als 11 bis 12 Jahre sein konnten, trugen auf ihrem Gesicht den sorgenvollen Ausdruck des Alters«. Im Gegensatz zum flüchtiger urteilenden Dr. Forbes, der das üble Aussehen »dem Mangel an freier Circulation der Luft« in diesen abgeschlossenen Gegenden zuschreiben wollte, sieht Ferguson die wahre Ursache in der langen Arbeitszeit und der vorzeitigen Beanspruchung der Kinder in den Fabriken. Da noch bis vor kurzem »Kinder unter 12 Jahren von halb 6 Uhr früh bis Abends 8 Uhr gearbeitet haben, so können solche Folgen nur natürlich genannt werden. Es ist zu hoffen, daß die gesetzgebende Behörde, da sie einmal ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt hat, noch weitere Schritte in derselben Richtung tun wird.«

NACHWORT

Durch freundliche Bemühung in der Vermittlung von Manuskripten und Drucken haben die vorliegende Arbeit in zuvorkommender Weise gefördert, einmal die im beigegebenen bibliographischen Nachweis genannten öffentlichen und privaten Bibliotheken; insbesondere auch Frl. Kitty Zeller, Zürich (durch liebenswürdig gestattete Einsichtnahme in die ihr eigentümlichen Nehracher-Originalbriefe), sowie die Herren Dr. Max Burckhardt, Basel, Samuel Völlmy, Basel, Leuzinger-Schuler, Glarus, Jenny-Squeder, Ennenda, Jenny-Suter, Glarus, Hans Tschudi, Glarus. Ihnen und vor allem auch dem durch stetig-fördernde Anteilnahme warmes Interesse an meiner Arbeit bezeugenden Präsidenten des Historischen Vereins, Landesarchivar Dr. J. Winteler, Glarus, der bereits vor einiger Zeit schon Auszüge aus den Reiseberichten der Schmutz, Geßner und Fäsi in der »Neuen Glarner Zeitung« veröffentlicht hat, spreche ich hierdurch meinen verbindlichen Dank aus. Ihm und Herrn Dr. phil. Eduard Vischer, Glarus, bin ich außerdem dankbar verpflichtet für ihre gütige Bemühung bei der Durchsicht der Korrekturbogen.

Dankbar gedacht sei auch des Verlages Huber, Frauenfeld, für die freundliche Ueberlassung der Klischees zu den Bildbeilagen aus Jenny-Kappers: »Der Kanton Glarus«.

J. G.

LITERATURNACHWEIS

Wäber, A.: »Bibliographie der schweizerischen Landeskunde«. Faszikel III. Bern 1899. Die Abkürzung (Wae...) weist auf die Seite dieses Werkes, auf welcher der vollständige Titel der in Rede stehenden Schrift verzeichnet ist.

Ray, John: »Topographical Observations...« (Wae 24). London 1673. Bibliothek der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft.

Balthasar, J. K. Seinen Bericht veröffentlichen wir in Anlehnung an Käl-Tschudi. Jahrbuch XVII (1880) H. V. G.

Bernoulli, Joh. Jak.: »Spazierreise durch die Schweiz 1683«. (Wae 25). Manuskript. Basler Universitäts-B.

Scheuchzer-Sulzer: »Naturgeschichte des Schweizerlandes...« (Wae 32). *apokryph!*
Zürich 1746. Landesbibl. Glarus (= L. G.).

Zoller, Hs. Hch.: »Reisli ins Glarnerland 1707«. (Nicht im Wae). Manuskript. Zürcher Zentralbibl. (= Z. Z.).

Nüscheler, Sal.: »Schweizerreise 1727«. (Nicht im Wae). Manuskript. Stiftsbibliothek St. Gallen.

Schmutz, Joh.: »Beschreibung einer Reise... 1731...« (Wae 30). Manuskript. Z. Z.

Geßner, Joh.: »Beschreibung einiger Schweizerreisen... 1731—1777...« (Wae 30). Manuskript. Z. Z.

Schmutz, Joh.: »Beschreibung einer Reiß... 1745...« (Wae 32). Manuskript. Z. Z.

Köchlin, Joh. Jb.: »Schweizerreise 1751«. (Nicht im Wae). Manuskript. Z. Z.

Spleiß, Thom.: »Schweizerreise 1753«. (Nicht im Wae). Manuskript. Kantonsbibl. Schaffhausen.

Heidegger, Hch.: »Schweizerreise 1755«. (Nicht im Wae). Manuskript. Z. Z.

Fäsi, J. Conrad: »Schweizerreise 1763«. (Wae 29, unter Leu). Manuskript. Z. Z.

Zinzendorf, Graf K. v.: »Schweizerreise 1764«.

Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1936 (Jahrg. 35).

Knoll-Tschudi: »Vers über den Lindenhof« 1765, entnommen der Manuskripten-Sammlung des Camerarius, auf dem Landesarchiv Glarus.

Schinz, H. R.: »Schweizerreise 1773«. Manuskript Z. Z. (Nicht im Wae).

Geßner, Joh.: »Reise in der Schweiz 1781«. (Wae 41). Manuskript. Z. Z.

Coxe-Ramond: »Lettres de M. W. Coxe... traduites et augmentées... par Mr. Ramond de Carbonnières«. Paris 1782. (Wae 39). Schweiz. Landesbibliothek in Bern (= S. L. B.).

Besson-Wyttenbach: »Manuel pour les savans et les curieux qui voyagent en Suisse...« (Wae 38 und 43). Berne, Lausanne 1786.

- Calender, Helvet.*, 1783, enthält Artikel über »Glarus«, »Der Blattenberg«, »Industrie in Glarus«. L. G.
- Lehmann, H. L.*: »Freundschaftl. u. vertraul. Briefe, den Hexenhandel zu Glarus betreffend«. Zürich 1783. L. G.
- Lehmann, H. L.*: »Ueber die Schweiz und die Schweizer«. Berlin 1795/96. (Bei Wae 48 irrtümlich unter Lange). S. L. B.
- Laborde, J. B.*: »Lettres sur la Suisse...« Paris 1783. (Wae 42). S. L. B.
- Afsprung, Joh. M.*: »Reise durch einige Cantone...« (Wae 42). Leipzig 1784. L. G.
- Mayer, A. de*: »Voyage en Suisse...« (Wae 43). Amsterdam 1786. S. L. B.
- Bräker, U.*: Die Auszüge aus seinen Tagebüchern sind entnommen der Biographie Bräkers von *Samuel Völlmy*, Zürich 1923.
- Robert, F.*: »»Voyage dans les XIII cantons...« (Wae 44). Paris 1789. S. L. B.
- Büeler, F. J.*: »Geschichte von Sal. Geßners Denkmal...« Bregenz 1789. L. G. (Wae 320).
- Cambry, J.*: »Voyage pittoresque en Suisse...« (Wae 51). Paris, an IX. (1801). S. L. B.
- «*Le Conservateur Suisse*» Bd. 3. S. 221 enthält das Brief-Bruchstück der poln. Gräfin. 1790,
- Nehracher, H.*: »Briefe an Lavater«. (1790). Manuskriptsammlung im Besitz von Frl. Kitty Zeller, Zürich, Kirchgasse.
- Zschokke, H.*: »Meine Wallfahrt nach Paris...« 1796/97. L. G. (Nicht im Wae).
- Meyer, J. H.*, in »*Helvet. Calender* 1797«. L. G. (Wae 255).
- Graß, K.*: »Reise nach Glarus u. ins Clönthal 1796«, enthalten im Bd. II von Fäsis »*Bibliothek der schweiz. Staatskunde...*« Zürich 1796/97. L. G. (Wae 49).
- Fäsi, J. Caspar*: »Glarus« im *Helvet. Calender* 1798«. L. G.
- Williams-Say*: »*Nouveau voyage en Suisse...*« (Wae 50). Paris, an VI. (1793). S. L. B.
- Girtanner, Chr.*: »Vormaliger Zustand der Schweiz...« (Wae 50). Göttingen 1800. L. G.
- Keßler, G. W.*: »Briefe auf einer Reise durch... die Schweiz...« (Wae 55). Leipzig 1810. S. L. B.
- Nemnich, Ph. A.*: »Reise durch die Schweiz...« (Wae 55). Stuttgart und Tübingen 1811. Bibliothek des Chorherrn Blumer in der Wiese, Glarus.
- Schütz, K. v.*: »Reise von Linththal... nach Brigels«. (Wae 320). Zürich 1812. L. G.
- Scheitlin, P.*: »Meine Armenreisen in den Kanton Glarus...« (Wae 320). St. Gallen 1820. L. G.
- Biedermann, E.*: »Erinnerungen eines froh- und freisinnigen Schweizers«. (Wae 63). Trogen 1828/29. L. G.
- Simond, L.*: »*Voyage en Suisse... 1817—1819*«. (Wae 60). Paris 1822. S. L. B.
- Raoul-Rochette, D.*: »*Lettres sur la Suisse*«. (Wae 58). Tome second. Paris 1824. S. L. B.
- Hegetschweiler, Joh.*: »Reisen i. d. Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden«. (Wae 320). Zürich 1825. L. G.

- Kasthofer, K.*: »Bemerkungen auf einer Alpenreise über... den Bragel«. (Wae 62). Bern 1825. L. G.
- Hirzel-Escher*: »Wanderungen in weniger besuchte Alpengegenden...«. (Wae 64). Zürich 1829. L. G.
- Ezold, H.*: »Tagebuch einer... Reise durch... die Schweiz 1825«. (Wae 66). Altenburg 1832. Bibliothek von J. Gehring, Glarus.
- Golbéry, M. Ph.*: Seine Reisebriefe aus dem Richisau usw., enthalten in »Sazerac, Engelmann, Raoul-Rochette, de Golbery: Lettres sur la Suisse«. Paris 1826. Bibliothek von D. Jenny-Squeder, Ennenda.
- Latrobe, Ch. J.*: »The Alpenstock...«. (Wae 64). London 1829. S. L. B.
- Drieling, F. H. C.*: »Anteekeningen op eene Reize naar Zwitserland... in 1829«. (Nicht im Wae). Utrecht 1833. Bibliothek von D. Jenny-Squeder, Ennenda.
- Dumas, A.*: »Impressions de Voyage«. (Wae 67). Paris 1833/34. S. L. B.
- Mügge, Th.*: »Die Schweiz u. ihre Zustände«. (Wae 79). Hannover 1847. S. L. B.
- Forbes, J. D.*: »Travels throug the Alps...«. (Wae 181). Edinburgh and London 1843. S. L. B.
- Weissenfluh, J. v.*: »Aufzeichnungen zweier Haslitaler«. (Nicht im Wae). Bern 1910. L. G.
- Ferguson-Seyboldt*: »Reisebilder aus der Schweiz«. (Wae 81). Leipzig 1855. S. L. B.
- J. R. Steinmüller — H. C. Escher*. Briefwechsel, herausgegeben v. Dierauer 1889. L. G.
- Schirmer, Gustav*: »Die Schweiz im Spiegel englischer und amerikanischer Literatur bis 1848«. Diesem Werk entnommen sind die kurzen biographischen Notizen über die englischen Reiseschriftsteller.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
I. Uebersicht	3
II. Die Vorläufer	27
III. Eidgenössische Gesellschaftsreisen	38
IV. Internationale Reisende des 18. Jahrhunderts (Romantik)	66
V. Internationale Reisende des 19. Jahrhunderts (Moderne)	141